

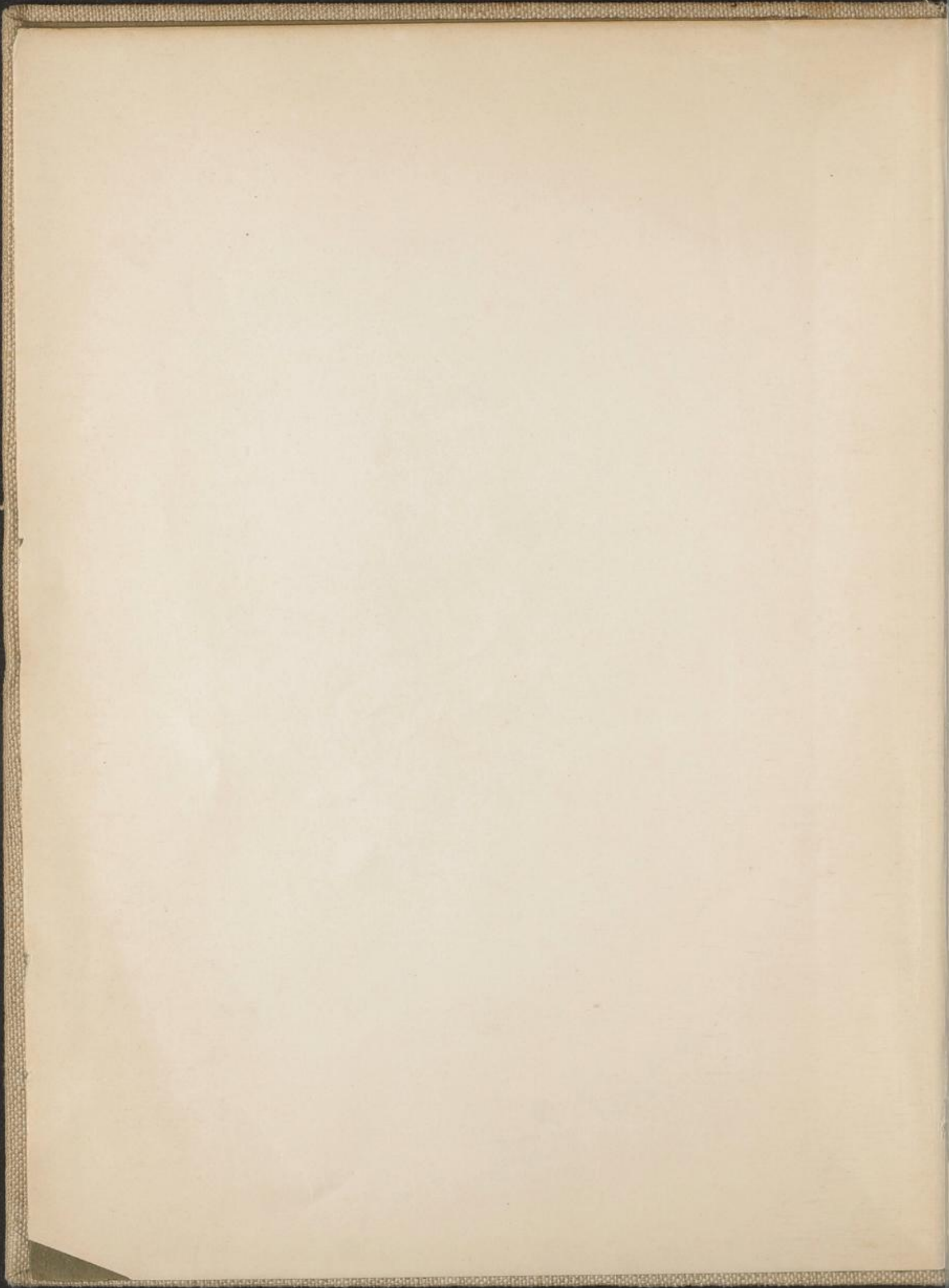
FROBENIUS
DAS UNBEKANNTE
AFRIKA

TREWENT & GRANIER'S
BUCHHANDLUNG
BRESLAU
ALBRECHTSSTRASSE 15.

1774

(30 - 1)

16 -



VERÖFFENTLICHUNG DES FORSCHUNGSINSTITUTES
FÜR KULTURMORPHOLOGIE

460

CG 425
11

Fr. Frosche

LEO FROBENIUS
DAS UNBEKANNTE AFRIKA
AUFHELLUNG DER SCHICKSALE
EINES ERDTEILS

C. H. BECKSCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG
OSKAR BECK MÜNCHEN MCMXXIII

~~Deutsche Kolonial-Bibliothek~~

Sg 17/76

COPYRIGHT MÜNCHEN 1923
G. H. BECKSCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG OSKAR BECK

Städt. Univ.-Bibl.
Frankfurt/Main

1934 / 899

48/53021

HERRN
DR. h. c. ALBERT VÖGLER
IN DANKBARKEIT
ZUGEEIGNET

„DIE EWIGEN WEGE“

DER ungeheure Orkan, der im Jahre 1914 über die Träger der europäischen Kultur hereinbrach, hat neben vielen unendlich großen auch eine Unzahl kleiner Existenzen getötet oder ihre Vollkraft gebrochen oder sie nicht mehr zum vollen Aufblühen kommen lassen. Zu letzteren gehört das seinerzeit auf vier Bände angelegte Werk „Und Afrika sprach“, dessen erste drei Bände: „Auf den Trümmern des klassischen Atlantis“, „An der Schwelle des verehrungswürdigen Byzanz“ und „Unter den unsträflichen Äthiopen“ noch geborgen werden konnten, während ich den letzten, schon angekündigten Band „Die ewigen Wege“ schuldig blieb und nun notgedrungen — schuldig bleiben werde. Das Denken und Bedürfnis der Menschen von 1913 und das derer von 1922 ist schier um ein Jahrhundert verschieden. Die Formen von 1913 sind als Neuschöpfungen heute nicht mehr möglich. Die vor dem Weltkrieg erdachten „Ewigen Wege“ sind jetzt nicht mehr denkbar.

Für uns und mich wenigstens. Im Jahre 1914 verloren wir unsere Freiheit, und die Ausfahrt in unsere uns immer noch nicht wiedergegebenen Kolonien oder gar in fremde Teile Afrikas ist seit damals dem deutschen Forscher verlagert. Die Folge war naturgemäß, daß wir uns mehr und mehr vom Gedanken an das „Feldwerk“ zur Vertiefung in „Heimarbeit“ zurückzogen und begannen, ohne die Beschaffung neuer Stoffe erst nur zu versuchen, in intensiver Weise das früher Eingeheimste zu durchleben. So trat denn an die Stelle einer das Afrika-Archiv vermehrenden Expeditionsleistung der DIAFE (Deutsche Inner-Afrikanische Forschungs-Expedition) eine das Afrika-Archiv vertiefende Arbeitsgemeinschaft in Gestalt des Forschungsinstitutes für Kulturmorphologie. So entstanden die Bände der Atlantisausgabe und vor allem der „Atlas Africanus“. „Die ewigen Wege“ aber werden ersetzt durch „Das unbekannte Afrika“. Derart finden eine alte Zeit und eine alte Arbeitsweise ihren Abschluß in einer neuen Denkweise, einem aus acht schlimmen Jahren entprossenen neuen Weltempfinden, das uns alle packt.

Denn vorher, als wir uns noch frei bewegen konnten, da dachten und maßen wir von uns aus, aus unfremd Heimatgefühl, an uns selbst die Welt, die Völker, die Kultur. Heute aber, wo wir eingeschlossen sind, ist es uns Bedürfnis, Möglichkeit und Notwendigkeit,

das Ganze zu fassen, „in Erdteilen zu denken“. Unfere Seele verläßt den einengenden Körper, verwirft Maße und Sinn vorherrschender Körperlichkeit. Wir sehen nicht mehr die in verschiedenen Richtungen verfließenden ewigen Wege, wir empfinden nur noch die Einheit eines infolge zerstörender Einzelsicht im Grunde genommen doch noch von Rätfelschleiern überdeckten Erdteiles.

Heute, wo ich dieses Werk seinem Abschluß nahegerückt sehe, erfüllen mich die Gefühle der Verehrung, der Dankbarkeit und eines stillen Erfchauerns. Verehrung vor der abgeschlossenen Zeit, vor einem abgerollten Jahrhundert unendlicher Mühen, einem Jahrhundert der Opfer und Hingabe, des Sammeleifers und einer bis ins kleinste sich verfenkenden, ohne Selbstaufgabe nicht zu denkenden Verstofflichung. Die Klein- und Feinarbeit des XIX. Jahrhunderts hat die Möglichkeit zu neuer Synthese gegeben.

Zum zweiten: Dankbarkeit! Ohne die freundliche Förderung, die meinem Werke im Laufe vieler Jahre erst Prof. Dr. Thilenius, der Leiter des Hamburger Museums, dann Prof. Dr. Weule, der Leiter des Leipziger und Prof. Dr. Ankermann, der Leiter des Berliner Museums, und zuletzt Kaiser Wilhelm II. und der Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg gewährt haben, wäre es nicht gelungen, die Grundlagen des Institutes, denen dieses Buch sein Dasein verdankt, auf so breiter Basis zu schaffen. Mit stiller Wehmut gedenke ich jener Zeit, in der wir uns noch frei auf dieser Erde ergehen durften, und in der Hunderte von belgischen, englischen und französischen Beamten und Kaufleuten gern bereit waren, unserer Sache zu dienen und die Fragebogenbestände des Afrika-Archivs zu füllen, ohne welche die hier wiedergegebenen Kärtchen niemals die gewünschte Klarheit gewonnen hätten. Undankbar wäre ich auch, wenn ich nicht in Betracht ziehen würde, was alles an starken Kräften unserem Werke gerade in der Zeit der größten Not erwachsen ist.

Als es galt, das Werk umzustellen und an Stelle des Schöpfens aus dem Großen ins Kleine den Mikrokosmos in das Spiegelbild des Makrokosmos zu verwandeln, d. h. aus dem im Afrika-Archiv und im Institut für Kulturmorphologie aufgehäuften und durchgearbeiteten Arbeitsstoff heraus das dem äußeren Auge unsichtbar gewordene Leben eines Erdteiles dem inneren Schauen zu öffnen, da fand ich im Reich wie bei verschiedenen Bundesstaaten, in unserer Heimatgemeinde, der Stadt München, sowie in weiten Kreisen Weiterblickender so freundliche Förderung, daß wir bis heute noch

nicht nötig haben, am Bestand unseres Werkes zu zweifeln. Vor allem aber heißt es hier, der tapferen Mitkämpfer zu gedenken, die sich im Institut um unser Werk gesammelt haben. Ich wüßte in der ganzen Schar der Männer und Frauen, die ihre Tage und teilweise ihre Nächte arbeitsam in den Räumen des Archivs verbracht haben, nicht einen zu nennen, der nicht in irgendeiner Weise an der Vollendung dieses Werkes mitgewirkt hat. Ihnen allen Dank. Mit ihnen allen aber weiß ich mich eins, wenn ich drei Namen betonend hier in den Vordergrund stelle, den unseres Direktors, Dr. Kurt von Boeckmann, der stets jedermanns Sorge und Bekümmernis zu zerstreuen versteht, den unseres Kartographen, Oberstleutnant Ludwig Ritter von Wilm, der unser Lebens-
element, die Karten, erstehen läßt und der auch hier seine Meisterschaft belegt hat, und den des Kunstmalers Hubert Hagler, der die Umzeichnungen zu diesem Werke schuf. Derartig organisch aufwachsende Arbeitsgemeinschaft war fraglos dazu berufen, die Aufmerksamkeit weiterblickender Unternehmer zu erwecken. Aber es war mir eine große Freude, als vor nun fast einem Jahre Dr. Heinrich Beck, der Juniorchef unseres Verlages, mit dem Vorschlag, das Werk zu übernehmen, an uns herantrat. Herrn Dr. Heinrich Beck gebührt fraglos unser Dank und der Dank der Freunde, die dieses Werk sich erwerben werden. Seinem oft bis ins Kleinste sich versenkenden Schönheitsbedürfnis, der Hingabe Herrn Prof. Ehmckes, der über dem Werk als Kunstwart wachte, und der Gründlichkeit unseres liebenswürdigen Freundes Herrn Albers verdankt dies Buch Verfeinerung und Ausstattung.

Das heute meine Empfindungen vorherrschend bestimmende Gefühl ist das eines stillen Erfchauerns. Im nächsten Jahr werden fünf Lustren verstrichen sein, seitdem ich in jugendlich unbändiger Weise die Lehre von der organischen Natur und Selbständigkeit der Kultur und die Forderung einer neuen Arbeitsweise aussprach. Damals empfing die Wissenschaft im Speziellen und die Mitwelt im Allgemeinen diese Gedanken mit Spott und schroffer Ablehnung. Der Überhebung des jungen Gelehrten setzte die Welt ihr Selbstbewußtsein gegenüber.

Heute nun tritt das gleiche Problem wie damals auf und findet in dem Ausdruck des Atlas Africanus Freunde und Förderer im Inlande und im Auslande. Der Kampf um ein Arbeits- und Anschauungsrecht im Sinne der Lehre ist abgeschlossen. Aus dem harten Ringen eines Vierteljahrhunderts ist uns die Arbeitszuweisung und damit eine große

Verantwortung zugefallen. Die gleiche Frucht aber, die einst jubelnde Jugendkraft wie im Spiele und ohne viel Überlegung übermütig vom Baume der Erkenntnis riß, trägt ein reifes Mannesalter ernsten Sinnes, — denn solcher ist sich seiner Verantwortung bewußt. Diese Verantwortung ist es, die mich mit einem stillen Erfchauern erfüllt. Im Laufe der 24 Jahre hat sich vieles, und was unser Werk anbelangt, jedenfalls alles Entscheidende gewaltig verändert. Damals herrschten noch Philologie und Naturwissenschaften. Kultur im allgemeinen und demnach die Kultur eines so „wilden“ Erdteiles wie Afrika ganz besonders, waren alles andere als volkstümlich. Heute spricht man auf der Straße, im Salon und auch vom Katheder fast von nichts so viel als von Kultur. Heute stehen ideell wie materiell ein Buddha, eine afrikanische Menschenfigur und eine Ozeanische Maske in höchstem Kurs. Und leider, leider, wird von alledem mehr gesprochen und geschwärmt als verstanden. Unter solchen Umständen ist die Verantwortung, die ich mit diesem Werke übernehme, eine erhöhte. Denn dieses versucht, den oft allzuweichen Ästhetizismus nach mancher Richtung mit einem Knochengerüst zu stützen.

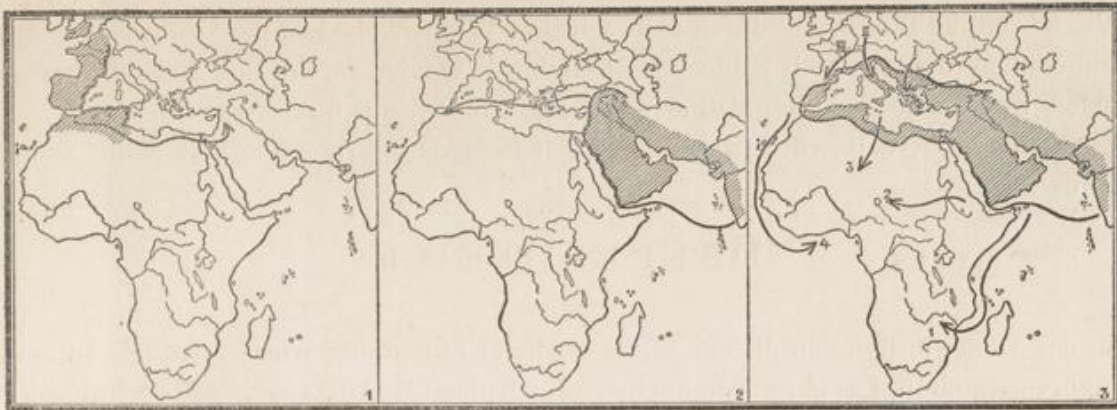
Oder eine andere Seite. Jahrzehntlang hat die Wissenschaft den großen J. J. Bachofen, den Entdecker des Mutterrechts, unbeachtet im Winkel gelassen. Heute ist seine Lehre in vieler Mund und spielt eine große Rolle. Auch diese Seite der Anschauung wird jetzt bedeutsam, und damit wurde es mir selbstverständliche Pflicht hier darzulegen, was der afrikanische Erdteil gegenüber dem zu sagen hat, was der Philologe und Rechtshistoriker Bachofen den Akten der alten Mittelmeerkulturen ablauschte. Anderen Ortes werde ich zeigen, daß hier neues Licht entzündet werden kann, das bis in die Gefehnisse unserer Tage aufhellend hineinleuchtet. Gerade aber hier muß ich eine Warnung aussprechen: Schwer gegen den Sinn und das Wesen der Kultur hieße es fündigen, wenn irgend jemand ohne gründliche Voruntersuchungen etwa die Kultur der innerasiatischen Mongolen mit der der Hamiten parallelisierte, — nur weil beide heute in der Mehrzahl Viehzüchter etc. sind. „Ohne gründliche Voruntersuchungen“ — das muß hier betont werden. Im Verlauf der 24 Jahre ist mir kein Apfel in den Schoß gefallen, dessen Mutterpflanze ich nicht vom Samen an sorgfältig gepflegt hätte. Es waren alles in allem ernste Jahre. Und deshalb kann ich die Verantwortung tragen.

Das wäre es, was ich dem Leser sagen möchte, ehe er das Werk zu lesen beginnt. So — und nun, mein Buch, gehe den Weg, den Dir das Schickal bestimmt hat.

LEO FROBENIUS

AFRIKA ALS EINHEIT

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CHICAGO



DIE KULTURBEWEGUNGEN IM MITTELMEER

1. Der ältere West-Ost-Pendelschlag in der paläolithisch-neolithischen Periode — 2. Der jüngere Ost-West-Pendelschlag seit Beginn der Metallperiode — 3. Auswirkung der Kulturausspannung in dieser Zeit und zwar: 1. ophirische Kolonialkultur (süderthräischer Kulturkreis), 2. kuschitische Kultur (norderthräischer Kulturkreis), 3. garamantische Kultur (syrtischer Kulturkreis), 4. atlantische Kultur und atlantischer Kulturkreis. I—III der Ost-West-Pendelschlag in der nachfolgenden Kulturbefruchtung und -verschiebung in Europa; I dorisch-griechische, II umbrisch-italische und III iberische Kulturauswirkung

DER ERWACHENDE ERDTEIL

AFRIKA bäumt auf. Afrika fordert Anerkennung feines Daseins. Der träge, anscheinend verblödete oder lang entschlafene Riefe jenseits des Mittelmeeres ist erwacht, richtet sich auf, reckt sich, bewegt die riefigen Glieder.

Die gewaltigen Pranken nahen, sie greifen zu uns herüber.

Nicht nur verkörpert in Menschenzügen, die herangesogen oder herangerufen den Wendekreis in zwei Erdteilen überschritten und den der weißen Rasse heiligen Boden betreten. Seine Pranken greifen hinein auch in unser Zeitgären, in das Drängen und Sehnen unserer Zeit: in unsere Sehnsucht nach Fernem, in unser Ausstarren nach dem Naiven und Unberührten, in die Flucht aus dem Schweiß- und Maschinengeruch unseres zur ermüdenden Tagesarbeit degenerierten Tatendranges.

Durch Jahrtausende war dieses Afrika nur ein gleichgültiges Etwas, ein charakterlos Gleichgültiges, ein Symbol der Wildheit und Menschenfresserei, — im besten Falle ein Zufluchtsort Überflüssiger oder sich am kleinen Geschäftlichen Genügender — stets aber ein „Fetisch“.

Und heute gibt es mit einem Male „afrikanische Weltprobleme“ (Dr. Asmis). Der afrikanische Götze wurde zur viel bewunderten und nachgebildeten Plastik. Der Geist des afrikanischen Tanzes regt sich bei uns, afrikanische Musik erobert sich Schätzung; die Großartigkeit und Tiefe afrikanischer Dichtkunst beginnt uns mit Staunen zu erfüllen.

Wir spüren die Berührung durch diese Glieder. Wie wir ehemals die Flüsse und Berge und Namen dieses Erdteils entdeckten, so nehmen wir jetzt wahr, daß dieser scheinbar leblose Koloß eine Seele hat, daß er eine Seele hat und uns nun erwacht. Jetzt sehen wir, daß wir Afrika entdeckt hatten, daß es uns aber bis dahin unbekannt war.

DREI ERDTEILE

Als das Merkwürdigste an diesem Afrika erscheint mir immer wieder, daß sein Inneres uns so verwandt ist. Der ehrwürdige Schweinfurth pflegt die Afrikaner „Sommereuropäer“ zu nennen. Und wer dieses Wesen Afrikas innerlich erfaßt hat, erfieht den unendlich tiefen Sinn dieses Wortes.

In dem durch Eklektizismus ausgezeichneten Kulturstadium, in dem wir uns befinden, nimmt Afrika eine ganz eigenartige Stellung ein. „Man“ schwärmt in den „Salons“ für chinesische Philosophie, für indische Weisheit, für afrikanische Plastik. Im ersten Augenblick ein unregelmäßiges Durcheinander! Ein schärferes Hinsehen zeigt aber eine ausgesprochene Unterschiedlichkeit, einen Gegensatz.

Schon seit Jahrhunderten — lassen wir zunächst das Altertum! — schätzen wir indische Stoffe, chinesische Porzellane, westasiatische Edelfein- und Metallarbeit, innerasiatische Teppiche. (In all dieser Zeit gab Afrika uns noch nichts.) Heute nun sind wir durch die schöne Schale in das Innere vorgedrungen. Der Kraken Afien laugt sich mit seinen Tentakeln Magie, Religionslehre, Philosophie und Dichtung im bürgerlichen Haufe ein. Und da, wo Afien Bücherchränke und Vitrinen füllt, erobert es den Teil in unserem Seelenleben, der durch Alltäglichkeiten überfättigt ist und sich nach Aufmunterung durch Ambra, Morphinum und Opium sehnt. Solches nämlich und nichts anderes bedeuten uns diese prunkenden Stoffe, diese köstlichen Geräte, diese schwellenden Teppiche und schmeichelnden Farben, diese weichen Regungen des Taktes und diese buhlerisch sinnverwirrenden Raumauswirkungen. Alles das war den weiblichen Franzosen äquivalent von Grund auf, uns Deutschen aber in jeder Zeit der Kraftentfaltung Ausdruck morgenländischer Lethargie.

Wie anders unser Verhältnis zu diesem Riesen Afrika!

Unser Jugend fordert Natur. Wiederentdeckung ältester schlichter Naturverbindung, Rückkehr zur Natürlichkeit. Die Kunst ruft nach Vereinfachung. Und aus diesem Sehnen heraus berührt der jetzt erst uns erwachende Stil in dem entgegengesetzten Triebe: im Drang nach eigener Ursprünglichkeit, die aus diesem Wesen Afrika, aus dieser ungeschlachten Plumpheit, diesem kindlichen Naturalismus heraus uns selbst, unserer eigenen Kindheit verwandt erscheint. Und in der Tat ist beobachtet worden,

daß unsere Kinder bunte indische und chinesische Götterbilder beiseite legten, wenn ihnen einfache afrikanische Holzfiguren greifbar wurden.

Der Riese Afrika berührt mit seinen plumpen Gliedern unsere Seelen an Stellen, die den Tentakeln des Kraken Afien unzugänglich sind.

EUROPA ALS BESCHAUER

Zeige mir die Stelle, von der aus du Umschau hältst, und ich will dir sagen, was du sehen wirst!

Die Weltbetrachtung am Ende des vorigen Jahrhunderts — vom kulturmorphologischen Standpunkt aus endet eine große Periode mit dem Beginn des Weltkrieges (siehe weiter unten) — hatte den „Erdteil“ Europa in steigendem Maße aus den umgebenden Ländermassen herausgelöst und als selbständigen, in sich geschlossenen Bau, als Welthochburg aufsteigen lassen.

Diese Weltbetrachtung von dieser Warte forderte also selbstverständlich: Wir als ausstrahlender Mittelpunkt und alles andere als beleuchtete Umwelt. Zu allen Zeiten des Wachseins waren die Völker und Nationen von ihrer Erstberufung, von ihrem Höchstwissen, von ihrer Gipfelhaftigkeit überzeugt. Diese Anschauung hatte zur naturgemäßen Folge, daß die schulmäßig gelehrte Weltgeschichte als wesentlich nur das berücksichtigte, was sich auf europäischem Boden abspielte, das, was die Kulturmorphologie auf europäischem Boden entscheidend beeinflusste und das, was zur Erklärung des auf europäischem Boden sich Abspielenden notwendig war. Die Wissenschaft der Gelehrtenstuben blickt natürlich weiter. Aber die Schule kannte nur Europa als Gesichtsfeld der Geschichte. Die Umwelt der anderen Erdteile wurde auf den Boden der „Erdkunde“ geschoben und hatte hier eine Bedeutung nur mit den Namen von Flüssen und Orten, mit Einwohnerzahlen und mit den Tagesinteressen.

Diese schulmäßige Weltbetrachtung stimmte natürlich mit den Grundkräften und den Wirkungsformen der europäischen Seele vollkommen überein. Wenn Europa auch nur über eine schriftlich bestätigte Geschichte von zweieinhalb Jahrtausenden zurückblicken konnte, so hat es doch in diesem Zeitraum eine Kulturform keimen, blühen und fruchttragen gesehen, die es durch eine unüberbrückbar erscheinende Kluft von den anderen Erdteilen getrennt hatte.

Die Früchte, an denen wir sie erkennen können, gipfeln in der ungeheuerlichen Kunst der Analyse und des Spezialistentums (siehe Einführung in den Atlas Africanus, C. H. Beck 1921), wie sie anderen Kulturen nie eigen war und deren Trägern auch nie verständlich geworden ist.

Damit aber erfüllte Europa sich selbst. Denn nachdem einmal die wilde Blume Kultur in Europa zu hoher Zucht und Veredelung kam, mußte sie in diesem vertikal und horizontal meistgegliederten Erdteil eine Unzahl Varianten, Mischungen und Begleitererscheinungen hervorrufen, die in eine ungeahnte Höhe der Entwicklung der Persönlichkeit und Individualität auslief, damit aber auch das Wertmaß für die Betrachtung anderer bot. Diesem Wertmaß zufolge mußte Afrika als Wesen dem Europäismus langweilig, uninteressant bleiben.

DAS BESCHAUTE AFRIKA

Denn Afrika ist der geschlossenste Erdteil. Afrika hat in der Horizontalen kaum einen brauchbaren Hafen (für einen großen Weltverkehr). Afrika wird nach seiner vertikalen Wesenheit immer wieder ohne Unrecht mit einem umgedrehten Präsentierbrett verglichen. Afrika ist so einförmig gefaltet, daß seine Ströme den Eindruck erwecken, als wüßten sie nicht, wo sie hinlaufen sollten, und so rinne sie, nicht wie in anderen Erdteilen der näher gelegenen Küste zu, sondern irgendwo in das Inland hinein, in dem die meisten in Trockenzeiten der Vorgeschichte einmal in einem Sumpfgelände ausdörrten. So kommt es, daß die vertikale Bildung nur in geringem Maße die breitenmäßige Klimabildung modifiziert, und daraus folgt, daß Afrika äußerlich genommen in seiner Kulturbildung ebenso wie in seiner Tier- und Pflanzenwelt wenig zur Variantenbildung neigt. Damit aber ist Afrika der natürliche Boden einer gefundenen Synthese und einer ungeheuerlichen Fähigkeit zur Beharrung. Ich werde in diesem Buche zeigen, welche Bedeutung für die Kulturgeschichte gerade aus diesem Grunde Afrika hatte, daß hier heute noch Kultursymptome lebendig sind, die in der übrigen Welt entweder längst durch passierende Nachkommenschaften erstickt und überschüttet wurden, oder aber im Mangel an Nahrung verdorrten. Diese Seite Afrikas mußte aber dem egozentrischen Prinzip Europas gleichgültig bleiben, — bis dieses Prinzip erschüttert wurde.

BETRACHTUNGSWANDEL

Die europäische egozentrische Weltbetrachtung hatte mit Beginn des Weltkrieges eine Spannung erfahren, der die Katastrophe schon rein äußerlich als Lösung entsprach. Die materialistischen und mechanistischen Ausdrucksformen hatten eine Kruste gebildet, unter der die Muskulatur der Kulturseele nicht mehr entwicklungsfähig, jedenfalls unentwickelbar für die Äußerung auf der Bewußtseinsfläche und den Realitäten gegenüber wurde.

Als Europa im XV. Jahrhundert die Welt entdeckte, erschütterte dies die europäische Kultur und rief spontane Bewußtseinsäußerungen hervor. Als daselbe Europa im Beginn des XIX. Jahrhunderts den Weltverkehr und den Welthandel ins Leben rief und damit die im XV. Jahrhundert begonnene Kulturleistung vollendete, setzte eine analoge Erscheinung mit dem Weltkrieg ein. Damit ist dann aber auch eine derartig gewaltige Erschütterung der egozentrischen Weltbetrachtung eingetreten, daß sich ihr nur vollkommen zukunftslose Völker verschließen können.

Hier, wo es sich um Afrika und seine Unbekanntheit handelt, ist dies besonders bezeichnend. Mit dem Weltkriege rückten die Afrikaner auf europäischen Boden, entdeckten alle Kolonialämter, daß am Objekt Afrika seine natürlichen Kulturträger die bedeutungsvollsten Faktoren seien, und wirkte sich alles in allem das aus, was Europa, ohne sich dessen bewußt zu werden, seit Jahrhunderten selbst berufen hatte.

Mit Erstaunen erlebt die europäische Kultur, daß die Geister, die sie rief, sich einheimaten, die einen zur quantitativen Nutznießung und damit zur größten Gefahr der Eigenerhaltung; die anderen zur Wesenserforschung und damit zur Erweiterung geistiger Weltbildung.

Da entdecken wir, daß wir einen für unwesentlich erachteten alten Bekannten haben, der uns in seinem reichen Innenleben, in seiner tiefen menschlichen Synthese, ein Unbekanntes geblieben ist, — das entdecken wir, die wir mit der Weltkatastrophe zum Ekel am alten Egozentrismus, zur Ergänzung der Analyse, d. h. zur Synthese gedrängt werden, zur Synthese, die wir antreiben mit aller unbewußten Kraft unserer Kultur. Da es nun gilt, das Wesen dieses Afrika zu erschließen, und wir dabei von der Ansicht ausgehen, daß die ganze Welt, die „Afrika“ heißt, die Wohnfläche mit allem, woraus sie gebildet ist, mit ihren Lateritfeldern und Erzmassen, ihren Pflanzen und Tieren, ihren Menschen und Völkern einen zusammenfassenden Ausdruck finden muß im Paideuma, im Seelischen der Kultur — wenn wir von solcher Anschauung ausgehen, so ist es wohl altbewährter eigener Kulturbetrachtungsweise entsprechend das Natürliche, wenn wir von dem ausgehen, was wir von der geschichtlichen Tiefe dieses Kulturwesens wissen.

VORDEM UND HEUTE

Europa hat sich sehr früh auf seinen egozentrischen Standpunkt zurückgezogen. Die ältesten Schriftsteller Europas waren sich nicht ganz einig, ob Ägypten zu Afrika (Libyen) oder zu Asien zu rechnen sei. Ägypten blieb bis zur Neuzeit der Geschichtsschreibung ein Anhängsel Eurasiens, das übrige Afrika blieb der europäischen Wissenschaft aber nur bedeutungsvoll als Südküste des Mittelmeeres.

Damit aber hat Europa von vornherein eine ganz andere Stellung eingenommen, als das in der Kulturhegemonie ihm vorhergegangene Asien. Man kann sagen, daß die europäische Betrachtungsweise in diesem Punkte von den Brüdern lebt, die von dem reichen Mahle der Asiaten und Halbasiaten zur Erde fielen. Denn so wenig die klassischen Zeugen des Altertums von der Geschichte der Afrikaner zu erzählen wußten, ebensoviele wußten sie in der Fabelkunde und der Mythologie und vom „Hörensagen“ zu berichten. Mag Homer zunächst beiseite stehen. Schon Herodot weiß selbst wenig, aber hört von Unternehmungen an der Ost- und der Westküste des Erdteils. Die Mythenbildung ist um so reicher. Man denke nur an die Perseusfabel, an Diodors Bericht von der Herkunft der Götter, an Platons Erzählung über die untergegangene Atlantis. Je weiter wir zurückschauen, desto reicher die Mythenbildung, je näher wir dem Kaiserreich Rom kommen, desto ärmer nicht nur die wirkliche Kenntnis, nein, überhaupt das Interesse. Mit Cäsar wendet sich der Blick endgültig nach Norden und als Balbus das Garamantenreich zerstört, war das so gleichgültig, daß aus jener bewegten und tiefen Kulturbeziehung nur noch afrikanische Steine, nicht aber römische Berichte auch nur Ahnungen Erweckendes verkünden.

Von dem Moment an, an dem Rom die letzten Kulturblüten Afrikas am Mittelmeergebiet, nämlich Ägypten und Karthago, seinem Szepter und Wirtschaftsregime unterworfen hat, entwickelt sich Europas Egozentrismus unbeirrbar mit endgültiger Gesichtswendung nach Norden. Afrikas Dasein und Auswirkung entschlämmt mit den Kirchenvätern. Und niemanden kümmert es. Als arabische Gelehrte vom X. Jahrhundert an auf alten Wegen das Innere des Erdteils wieder aufsuchten, bot auch das keine Möglichkeit einer Anregung zu ernster Bekanntschaft. Auch der Islam konnte nur kennen lernen, aber in seiner Wesensbegrenztheit nichts erfassen.

Ein tief einschneidender, zwei Jahrtausende umspannender Hiatus trennt die Beziehung Afrikas von der anderen äußeren Kulturwelt, die asiatisch-afrikanische von der afrikanisch-asiatischen Periode.

Blicken wir weiter zurück.

Der europäische Egozentrismus der Weltbetrachtung und Geschichtsschreibung wurde vorbereitet von der dorischen Einwanderung folgenden griechischen Kulturentwicklung. Was vorher geschieht, ist Mythe, Sage. Troja ist Sage. Mykene ist Sage. Erst Schliemanns Spaten hat die Realität Trojas und Mykenes zu erhärten vermocht. Mit den Griechen wurden sogar die Pelasger zur Sage. Neueste Forschung erweckte sie erst wieder. Wie für vieles andere liegt die Konzentration auf das „Ich“, die Schätzung der „Anders-als-ich-Artigen“, begründet in der Ichnatur der Griechen, die uns heute noch auf diesem Gebiet ebenso beherrscht, wie auf anderen (Staatsphilosophie, Geldwesen, Baukunst, Logik etc.). Dieses aus dem Norden stammende und bis auf uns zurück-



DIE SÜDERYTHRÄISCHE KULTUR IN AFRIKA

4. Ruinen- und Einfallgebiet — 5. Größte geschlossene Auswirkung — 6. Berührung und Beziehung zur (2) norderythraischen und (4) atlantischen Kultur

reichende Griechentum prallte bei seiner Ankunft aber senkrecht auf eine damals von Ost nach West reichende Kulturachse asiatischer Hegemonie. In diesem Anprall zerstörte Griechenland als Sturmbock aufschwellender europäischer Kulturwucht die letzten Reste der damals schon im Mittelmeer absterbenden und nur noch lebensschwachen asiatischen Kulturmacht und -straßen und damit auch — die Wege nach Afrika.

Denn diese bestanden oder hatten bestanden, wenn sie auch vor der Ausdehnung des Griechentums schon eingeschrumpft waren. Um aber diese Beziehung zu verstehen, gilt es noch weiter zurückzugreifen und die vorgeschichtliche Bedeutung Afrikas und die Rolle, die es im großen Bau der Kulturgeschichte gespielt hat, zu verstehen.

DIE ERSTE ERSCHLIESSUNG AFRIKAS DURCH ASIEN

Als die dorisch-griechische, sehr primitive Kultur von Norden her nach Griechenland und damit in das Bereich der asiatischen Kulturauswirkung vorstieß, traf sie als senkrecht mit Wucht herabstießender Pfeil auf die morsch gewordene Wagrechte der mediterranen Kulturbewegung und hob damit deren verfliegende Pendelbewegung ganz auf. Wie ein Hammerschlag auf einen Glasstab wirkte dieser aus Litauen nach Griechenland erfolgende Stoß auf die zwischen Spanien und Westafrika pendelnde Kultur.

Wenn uralte heilige Dokumente die Wiege der Kultur nach Asien verlegen, so ist dies der Rest der letzten Pendelbewegung und einer jüngeren Periode. Wir wissen demgegenüber seit etwa zehn Jahren, daß die älteste Steinzeitkultur in Frankreich—Spanien—Kleinafrika nachgewiesen wurde, daß sie in der Eiszeit hier blühte und von hier aus sich auf dem Nordrand Afrikas (Italien und Griechenland blieben unberührt) nach Osten be-

wegte und Westafien erreichte. Bedeutfame Symptome diefer Art reichen weit zurück. Das Paläolithikum wanderte hier. Die Dolmenleute wanderten diefe Straße. Die Beutelkeramik, die Befattung in Urnen ging diefen Weg, das Schwert zog diefe Bahn, die Silberarbeit folgte. Hubert Schmidt-Berlin, Wilke-Leipzig, Bayer-Wien haben das erhärtet. Schuchardt-Berlin rundete diefe Erkenntniffe mit manchen Fefitellungen ab. (Siehe Kärtchen 1 auf S. 3.)

Für uns hat diefer Aufschluß große Bedeutung. Dadurch, daß von diefer Weft-Oft-Bewegung Italien und Griechenland ausgefchloffen blieben und daß hier alle paläolithifchen Funde felten find und in nachweislicher Schichtenfolge fehlen, während fie von Libyen bis Paläftina außerordentlich häufig find, tritt die kulturgefchichtliche Bedeutung Afrikas als bislang weit unterfchätzt klar hervor.

Diefem paläolithifch-neolithifchen Weft-Oft-Pendelfchlag folgte eine kupfer-bronzezeitliche entgegengesetzte Oft-Weft-Bewegung. Die erftere fcheint ausschließlich, wenn nicht weit vorzugsweise, den Landweg genommen zu haben, letztere durchfchnitt auch die Wafferftraßen, ja dürfte diefe fogar, wenn nicht entdeckt, fo doch mit tiefer Begeifterung erobert und in Befitz genommen haben. Jedenfalls gewann diefe zweite Mittelmeerperiode Boden in Südeuropa, vor allem in Griechenland, dann aber auch in Italien. So muß damals eine gewaltige Schwungkraft die Menfchen belebt haben. Der Entdeckung der Seefahrt folgte eine jubelnde Ausfpreizung über die Wafferftraßen und hob diefe Kulturperiode zu einer dramatifchen und tief erfchütternden Höhe (vgl. Kärtchen 2 S. 3). In Afrika errichtete diefe Kulturwelle ihre Hochburgen wieder auf dem kleinafrikanifchen Boden und kehrte damit pendelnd zu der Tradition der Vorzeit zurück. Der Urfprung der Urgötter in Kleinafrika weist auf folches Fefthalten der Tradition hin.

Im übrigen wurde die Gefchichte Afrikas in den beiden Kulturperioden in fehr verfchiedner Weife berührt. Die erfte Weft-Oft-Bewegung ging vom kontinentalen weftlichen Mittelmeerrande aus und ftieß auf das kontinentale Weftafien. Die zweite Kulturperiode ging von der weftafiatifchen Halbinfel aus, leitete über das ägäifche Infelmeer an Italiens, Siziliens und Kleinafrikas Käfte entlang direkt auf die Meerenge Gibraltar, auf das Tor des Atlantifchen Ozeans zu, d. h. fie ftieß nicht auf einen Landblock, fondern in ein weites offenes Meer.

Und fie, die durch die erfte Entdeckung weiter Seefahrten Begeifterten, durch Inſel- und Halbinfelgebiete zur Schiffahrt Erzogenen, durch Seewind und Abenteuer Nervengefeftigten, fie blickten durch diefes Tor hinaus auf den weiten Ozean, mit feinen nach Norden (Europa) und Süden (Afrika) weit fich hinziehenden Gefaden!

Da taucht ein Name auf, der einen tief erregenden Klang hat: Tarteffos — das Tarſchifch des Alten Teftaments, das nach den Berichten des Avienus vor den Säulen des Herkules lag, ein alter Stapelplatz am Atlantifchen Ozean. Funde auf den britannifchen



DIE NORDERYTHRÄISCHE KULTUR IN AFRIKA

7. Ruinen- und Einfallgebiet — 8. Größte geschlossene Auswirkung in der Blüte der kuschitischen Kultur und (entsprechend den Pfeilweisungen) jungen Ausstrahlungen — Berührung und Beziehung zur (1) süderythräischen, (2) syrtischen und (4) atlantischen Kultur

Infeln beweisen, daß ein Weg von Kreta bis dort hinauf, d. h. in den Zinnreichtum, führte und — hier beginnt unfer Spezialinteresse — Funde an der Westküfte Afrikas erhärten, daß eine andere Wegführung bis in das dortige Goldquelland leitete. Sicher ist, daß das, was Seefahrer der Iberifchen Halbinsel im Mittelalter „entdeckten“, den Seefahrern jener zweiten mediterranen Kulturperiode schon längst bekannt und geläufig war. („Atlantifche Kultur“, vgl. Kärtchen S. 3. Weiteres in Teil III.)

Und wie im Westen, fo war es auch im Osten. Die Ausstrahlungen kretifch-zyprifcher Metallmünzung, die in Britannien Belege der alten Handelsbeziehungen nach Nordwesten find, finden sich wieder im Südoften Afrikas; heute noch kurfiert dort unten eine Geldform derart alter Abftammung und belegt, daß in diesen wiederum durch Metallfchätze ausgezeichneten Ländern eine Kolonie sich entwickelt hatte, die — fo wie die westafrikanifche Tarteffos, fo diese ostafrikanifche Sabäa und Ophir, das Heimatland des Weihrauchs in Südarabien als Sprungbrett hatten. („Süderythräifche Kultur“, vgl. Kärtchen S. 9.) Aber nicht nur diese auf weiten Seefahrten erreichten afrikanifchen Kolonien wurden in den Bereich der westafiatifch-oftmediterranen Handelsmacht und Kultur gezogen. Auch das näher gelegene Inland empfing reiche Befruchtung und ward erschlossen. Von den Syrten drang die Kultur der Garamanten vor bis zum Tfadfee und Niger. Roscher hat folche Kenntnis schon 1857 für alte Zeit nachgewiefen, Dr. Struck in Dresden ist in der Lage, diese Entdeckung zu bekräftigen. Die alten Bardengefänge, die ich am Niger entdecken durfte, die gewaltigen Grabbauten und eine Unzahl heute uns lebendiger Kulturgüter, geboren aus jenen Zeiten, sprechen Zeugnis.

Wie im Norden von den Syrten aus, fo zog im Osten vom Roten Meer, von den großen Weihrauch- und Kulturländern Südarabiens gegenüber gelegenen Küften, schon sehr früh eine Kulturbewegung (nördlich Abelliniens Fuß fallend) zum Nil, und westlich über den Tfadfee bis zum Niger vor. Ist die fyrtifche Kultur mehr vom thra-

kisch-phrygischen Typus, so ist diese norderythräisch-kufchitische Kultur mehr dem babäisch-akkadischen angehörig. („Norderythräische Kultur“, vgl. Kärtchen S. 11.) Weit in den Raum Afrikas und tief in das Schickfal dieses Wesens Afrika hinein griffen diese vier Vorstöße der westasiatisch-ostmediterranen Kulturperiode, die wir als die zweite mediterrane bezeichnen.

DIE AUSWIRKUNG ALTASIENS IN AFRIKA

Wenn ich die Hunderte von Verbreitungskarten, auf denen die Bewegung der Kultur-elemente jener Zeit eingetragen sind und die die äußeren Ausdrucksformen der Kultur-geschichte des Afrika von damals bezeichnen, durchblättere, so fällt mir immer wieder dreierlei auf.

Zum ersten: Wenn wir heute mit Eisenbahn, Telegraph, moderner Industrie und regeltem Schulunterricht Afrika erobern und kultivieren, — wenn wir dann einmal ein oder zwei Generationen lang wieder verschwänden, — würde nach solcher Pause noch Wesentliches von unserem Kulturzutrug lebendig bleiben? Ich zweifle, daß mehr oder weniger als ein „Hofennigger“ unseren Erfolg darstellte. Und demgegenüber: Aus jenen alten Zeiten stehen uns heute noch voll und klar erhaltene Staats- und Religions-systeme, Handwerksformen und Kunstgewerbeübung als lebendige, bodenständig gewordene, stülgemäß mit dem Boden verwachsene Errungenschaften gegenüber. Das Phrygisch-Thrakische ist ebenso afrikanisch geworden wie das Kufchitisch-Ophirische. Stark und breit, mit Heimatgefühl begabt und doch in der Form dem Altertum zugehörig leben diese Kulturen der Vorzeit noch heute. Wie innerlich nahe müssen die Kulturen und damit die Menschen jener Zeit über Sprachen und Wesensschranken hinweg einander gestanden haben, daß sie so reichlich sich entnehmen und geben konnten! Und wie furchtbar hart klafft demgegenüber der Unterschied, der die Kultur und das Wesen der Neger von heute von Europa und seiner Zivilisation trennt.

Zum zweiten: Sehr wohl können wir wahrnehmen, daß die vier Kulturströme, die soeben geschildert wurden, im Inneren Afrikas einander im Verlaufe der Weiterfickerung berührten. Das aber heißt, daß es starke Kulturströme gewesen sein müssen, die einen Erdteil gewaltig erregten und auf breiter Bahn aufrüttelten. Aufgang und Niedergang müssen sich abgelöst haben. In Europa wandelte sich die Kultur seitdem vom Palaft zu Knossos bis zum Zusammenbruch des Friedenspalais im Haag!!! In Afrika aber leben und wirken diese Kulturen noch heute weiter, so leicht erkennbar, so gleich der Ahnherrenschafft auch in Gesicht und Gebärde, daß wir in den Ausgangsländern der Kulturen längst Verstorbenes und Zerftörtes aus dem heute in der afrikanischen Nachkommen-

schaft noch Erhaltenen leicht ergänzen können! Welches gewaltige Beharrungsvermögen! Welche Fähigkeit, die stil- und bodenmäßige Gestaltung zu bewahren!! Wahrlich: Wenn alle Erdteile ihr Gesicht wandeln und ihre Seele schillernd verstecken und verhüllen, dieses Afrika wird mit seiner erschütternden Fähigkeit zur Erhaltung und zur Selbstausformung demgegenüber in monumentaler Ruhe der „Stilvolle“ vor allen sein. Endlich zum dritten die Frage: wo wir doch diese ganze gewaltige Entdeckung und Durchdringung Afrikas als ein Werk der Vergangenheit nachweisen und übersehen können — wie ist es möglich, daß wir historisch im Altertum so wenig wie nichts davon hören? Hierauf nun können wir heute schon mit ziemlicher Klarheit antworten. Das Große und Ganze vom Wissen über die Vorgänge des Altertums verdanken wir den Griechen und zwar zumeist auf dem Wege der Übertragung auf die Römer. Die letzten unter den Seefahrern der zweiten Periode der Mittelmeerkultur waren die Phöniker. Diese aber waren schon im wirtschaftlichen Denkstadium der Kultur angekommen. Es waren die zivilisierten Epigonen der ägäischen Kultur und als solche intellektuell und berechnend, paideumatisch also auf der ökonomischen Stufe angelangt — d. h. eben, die Kultur der Ost-West-Pendelbewegung war glasdürr bis zum Gleichklangsprung. Als ausgezeichnete Handelsleute, als Nachkommen der Entdecker des Goldes und der Goldmünze hatten sie das „Geschäftsgeheimnis“ und den Begriff der „Konkurrenz“ entdeckt. — Die eigentlichen Griechen dagegen waren von ihren Dämonen befehlt. Ihr jugendfrischer Apoll lachte dem altgriesgrämigen Poseidon, dem düsteren Wesen der Mediterranen, ins Gesicht. Der Mediterrane der zweiten Periode der Mittelmeerkultur ging mit seinem Geschäftsgeheimnis zugrunde, ehe noch der Grieche der dritten Periode von seiner mythologischen Höhe herabgestiegen und das Verlachen der Materialisten abgelegt hatte. Das Interesse der Römer wandte sich nach Norden. Die asiatische Welt und mit ihr die erste Entdeckung und Erschließung Afrikas ging fang- und klanglos verloren. Nur noch in Fabeln und Mythen lebte die Erinnerung an eine riesenhafte Kulturströmung zum Süden, die nunmehr durch eine nach Norden gerichtete abgelöst wurde, weiter.

ZWEITE ERSCHLIESSUNG AFRIKAS DURCH EUROPA

Als Afrika das erste Mal von Asiaten und Halbasiaten entdeckt und erschlossen wurde, empfing es damit eine gewaltige Fülle von Anregungen und neuen Kulturgütern. Breite Kulturströme ergossen sich in das Inland, schwoilen an und mündeten gemeinsam in Kulturbecken, die sich weit ausdehnten und dem Alteingeflossenen fruchtbar wurden.

Eine eigene Welt entwickelte sich. Und da alsbald, nämlich mit dem Eintritt der nordischen Primitiven in das Mittelmeerbecken, die alten Beziehungsadern zwischen Afiaten und Westafiaten zerstört wurden, so blieb das bereicherte Afrika mit seinem noch so jungen Lebensgehalt sich selbst und der Fähigkeit, ihn auszutragen, ihn durch Arbeit zum Eigenbesitz zu machen und ihn dann zu erhalten, überlassen.

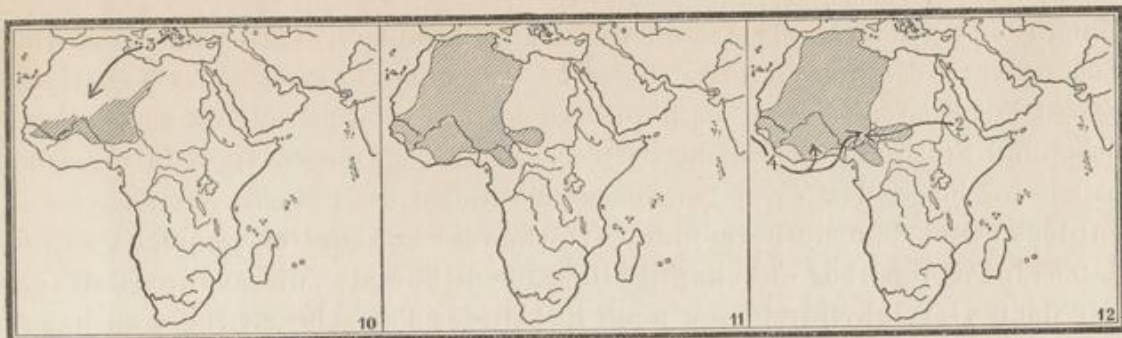
Oben sagte ich schon, wie tief es berühren müßte, diese Aufgabe in ganz großem Sinne erfüllt zu sehen, denn man bedenke, was es heißt, daß schon Herodot es bezweifelte, daß an der Ostküste Afrikas einmal eine Schifffahrt getrieben wurde, daß schon die Römer an der einstigen Existenz von Tartessos zweifelten, daß Ptolemäus seine Wege an der Ostküste nach den Logbüchern Mitlebender, seine Inlandswege aber nur nach alten Aufzeichnungen der alexandrinischen Bibliothek einzutragen vermochte.

Afrika wurde sich vollkommen selbst überlassen. Nur die Länder am Mittelmeer blieben noch im Weltverkehr und wurden somit zur Heimat einer neuen, kleinen, epigonenhaften Landkultur, die im Islam gipfelte. Islamische Araber waren auch die ersten, die auf dem Landweg der syrtischen Wanderbahn in das Inland eindrangen, aber durchaus nicht imstande waren, Europa aus seiner egozentrischen, auf die gemäßigte Zone eingeschränkten Betrachtung herauszureißen und für Afrika wirklich ein neues Interesse zu erwecken.

Die Wiederentdeckung Afrikas war durch eine natürlich sich abwickelnde Schwerpunktverschiebung bedingt. Ich darf zurückverweisen auf das, was ich über die Pendelbewegung der Kultureinflüsse auf S. 9 ff. gesagt und außerdem an der Spitze dieser Zeilen durch Kärtchen 1—3 gezeigt habe. Die zweite unter den für heute nachweisbaren Kulturperioden der Mittelmeerkultur war charakterisiert durch Ost-West-Bewegung. Sie wurde gestärkt durch das Auftreten der Mitteleuropäer am Mittelmeergefäde.

Diese Vorstöße zeigen untereinander einen phänomenal klaren Zusammenhang und einen in seinen Auswirkungen erstaunlich sicheren Rhythmus. Nämlich der Vorstoß I der Hellenen zerstört die Einheit afiatischer und halbfasiatischer Kulturvorherrschaft. Der Vorstoß II der Umbrier führt zur Gründung des römischen Reiches, dessen Kultur auch als Staatsform das Kulturbecken „Mittelmeer“ ausfüllt, und der Vorstoß III der Germanen wirft das Schwergewicht wieder auf das Landgebiet, auf dem einst Tartessos lag (vgl. Kärtchen 3 S. 5); er führte zur Entdeckung Amerikas.

Der Rhythmus der Reihenfolge ist prägnant. Der Zusammenhang der Dinge ist aber nicht nur dadurch gegeben, daß ihre Abwicklung sich genau im Sinne des noch immer wirkenden Ost-West-Pendelschlages abspielt, sondern daß sich auch jetzt wieder die Erschließung des Atlantischen Ozeans mit der Verschiebung nach Westen einstellt. Denn die Erfüllung dieser Verschiebung von Griechenland über Rom bis nach der Iberischen Halbinsel bedingt mit Notwendigkeit die Wiederentdeckung



DIE SYRTISCHE KULTUR IN AFRIKA

10. Ruinen- und Einfallgebiet — 11. Größte geschlossene Auswirkung — 12. Berührung und Beziehung zur (2) norderythrischen und (4) atlantischen Kultur

Afrikas. Ebenso wie die Tartessier in jener frühen Periode einft die ersten Entdecker Westafrikas und die Gründer der ersten atlantischen, der uphalischen Kultur in Afrika gewesen waren, ebenso mußten es jetzt die Portugiesen in diesem Stadium des kulturellen Pendelschlages sein.

Aber die kulturellen Niveaudifferenzen, die paideumatischen Stufenzugehörigkeiten und der Charakter der Kulturträger der zweiten Entdeckung waren recht unterschiedlich gegenüber dem entsprechenden der ersten. Es ist kein Zweifel, daß die kulturelle Differenzierung der Menschheit in dem Zeitraum zwischen den beiden Erschließungen Afrikas sich gewaltig geändert hat. Die Menschen der Kupfer- und Bronzekulturperiode standen einander noch näher, als die des XV. nachchristlichen Jahrhunderts. Afiaten und Neger verstanden sich aber nicht nur aus diesem Grunde besser, als Europäer und Neger. Das, was die Afiaten stets den Negern nahebringen wird, ist eine gewisse Primitivität, die die Afiaten nie verloren haben. Die Neigung zu primitivem Fatalismus wird Neger und Afiaten immer verbinden.

Das andere, was diese Unterschiedlichkeit zwischen Europäer und Neger demgegenüber vertiefte, ist die Entwicklung der europäischen Kultur in den Rationalismus, in den Egozentrismus, in die bewußte Kaufalität. Die Bahn des unbeirraren Zweckbewußtseins, der unbeugsame Wille zur Selbstschicksalsbestimmung, die Neigung zur in Dressur ausmündenden Disziplin, Härte, Schärfe und Kantigkeit der Formen, das sind Züge, die die europäische Kultur von den Griechen an in immer mehr betonter Klarheit charakterisierten und — schon von der ersten Berührung an — zwischen den wiederentdeckten Negervölkern und Europäern eine zunächst klaffende, auf Gegenseitigkeit beruhende Verständnislosigkeit zur Folge hatten.

Mit genau der gleichen zielbewußten Energie, mit der die ersten Entdeckerfahrten nach Afrika und Amerika durchgeführt wurden, mit der die Konquistadoren die amerikanischen Hochkulturen in verblüffend kurzer Zeit zerstörten, mit der das Tempo der

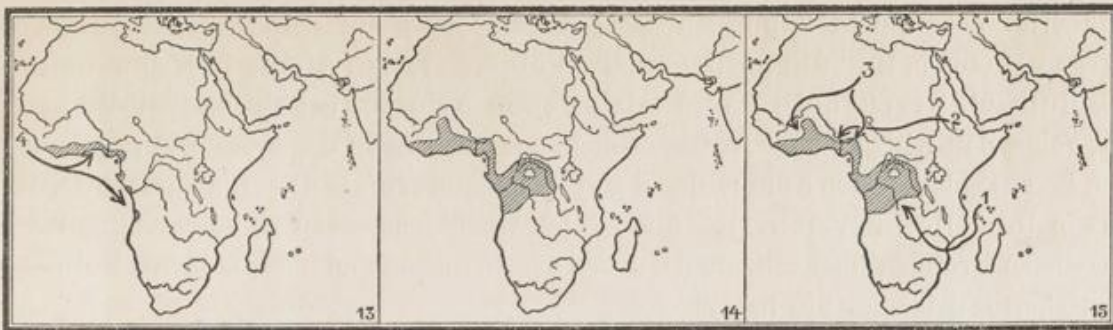
Unternehmungen im Gegensatz zum Altertum beschleunigt wurde, — mit der gleichen Energie wurde das Problem Afrika angepackt: Abbau des Goldgehaltes der Negerländer, Export des „Sklavenmaterials“ nach Amerika und (zur Erleichterung der letzten Unternehmung) Erklärung der Unfähigkeit der „Negerrasse“ gingen Hand in Hand und hatten zur Folge, daß zwar (wenigstens die Küsten des Erdteils) Afrika wiederentdeckt und dem aufkeimenden Welthandel zugänglich gemacht wurde, daß es im Wefen aber unbekannt blieb, fo vollkommen unbekannt, daß auch wir nach vier Jahrhunderten noch mit dieser Tatfache zu rechnen haben.

DIE DURCHDRINGUNG AFRIKAS DURCH JUNGEUROPA

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß Afrika felbst zwischen feinem Verfall in Vereinfamung nach der ersten Entdeckung durch die Afiaten und feiner Wiederentdeckung durch die Europäer allerhand große Umwälzungen kultureller Natur erlebt hat, und daß die Portugiefen z. B. die Oberguineaküste schon in einem Stadium mindestens staatlichen Zusammenbruches antrafen. Immerhin berichten felbst diese Portugiefen allerhand über Tracht und Luxus, über Ordnung in Befiedlung und Kunst im Anbau (Weida!), über Prunk und Pracht an den Höfen (Stoffe wie Samt und Seide in Kongo), über Elfenbeinfchnitzereien etc., was uns mit den anderen Belegen zufammen beweift: daß das XV. Jahrhundert die Kulturzufände in den Küftenländern nicht anders kennen lernte, als wir fie im XX. dann in dem auch endlich zugänglich gewordenen Inlande fanden.

Fernerhin ift nicht zu bezweifeln, daß die großen Religionsfyfteme, fo das gewaltige templare der Joruba, damals ebenfo wie heute, ja in noch fchönerer Blüte als heute ftanden. Der erste Europäer fprach aber nur vom Fetifchdienft und, foweit es fich um Kultfympole handelte, von „Fetifchen“. Es war dem europäifchen Hochmut nicht möglich, die Neger anders anzufehen denn als Nutzungsobjekte. Und in diefer Vorftellung trat auch mit der Abfchaffung der Sklaverei kein anderer Umftand ein, als daß die Peitfche durch Gefetzestafel und Syftem erfezt wurde.

Zum dritten endlich ift es unzweifelhaft, daß viel tüchtige und warmherzige Menfchen mit dem größten Opfermut darum kämpften, die Neger uns nicht nur mit ihren Sprachen, Namen und Wohnorten kennen zu lehren, fondern fie uns auch bekannt zu machen. Und ficherlich haben diefe prachtvollen Menfchen wie Ohrwalder und Livingftone, Pogge und Junker die Menfchen an fich perfönlich gut gekannt, ohne daß es ihnen indelfen gelungen wäre, die die Menfchen leitende Kultur, das Größere und



DIE ATLANTISCHE KULTUR IN AFRIKA

13. Ruinen- und Einfallgebiet — 14. Größte Auswirkung — 15. Berührung und Beziehung zur (3) syrtischen, (2) nord-erythraischen und (1) süderythraischen Kultur

Tiefere also, in seinem Wesen zu erfassen. Wie viel näher rückte der Wanderer des Altertums dem Fremden, von dem er wußte, daß er den und den Göttern, die er selbst, wenn auch unter anderen Namen hatte, diente, als wenn ein moderner Ethnograph dem Leser in einem umfangreichen Werke Beschreibungen liefert! Die Alten lebten damit in Vorstellung, Erfahrung und Beziehung, wir aber sind angewiesen auf Begriffe.

Und das ist für das vorige Jahrhundert das Selbstverständliche und Notwendige gewesen. Nachdem einmal die Wege der Analyse, der Begriffsbestimmung und des Spezialistentums beschritten und fürs erste die Metaphysik eliminiert war, mußte dieser Weg streng beibehalten werden. Dieser Weg aber war ebenso notwendig wie gut, denn er führte zur Möglichkeit der Zielgewinnung. Auf ihm wurde nämlich von hunderten von opferwilligen Männern das Material herangezogen, das die Synthese des XXI. Jahrhunderts und zwar auf diesem Gebiete die entscheidende deutsche Synthese ermöglicht.

Zwei Wege nämlich gibt es, die vom ersten Kennenlernen zur wirklichen Bekanntheit, d. h. vom äußerlichen Wahrnehmen zum wirklichen inneren Erfassen leiten. Der erste ist der des — hier dürfen wir uns dieser Ausdrücke bedienen — instinktiven Erlebnisses, das keinerlei Vorbereitung bedarf, ja, durch eine Vorbereitung sogar gehemmt, wenn nicht überhaupt in seiner Zielsicherheit bedroht wird. Die Fähigkeit des Durchschauens auf den ersten Blick ist eine natürliche Anlage für alle unbeirrten weiblichen Wesen, demnach auch Völker. Fernerhin ist sie den Trägern jüngerhafter Kulturen angeboren, und war somit den Afiaten und Halbafiaten des Altertums doppelt natürlich. Der zweite Weg stellt die experimentelle, durch Analyse zur Synthese führende reflektive Schulung dar. Die Anlage zu solcher Bahnbeschreitung ist eine männliche und die der Älteren, soweit die Träger nicht den Erfahrungen als Zwecken verfallen sind, sondern sie als Mittel zu verwenden vermögen. Diese Bahn ist wie in allem anderen so auch auf diesem Gebiete eine z. B. der deutschen Entelechie naturgemäße.

Die erste Bekanntschaft mit der Seele Afrikas ward auf dem ersten der beiden Wege gewonnen, und die naturgemäße Folge war, daß Afrika sich dem neuen Einfluß selbstverständlich und mit offenen Armen hingab. Das wieder hatte zur Folge, daß wir heute die Afrikaner nicht mehr in einem ungeföhrten, d. h. rein aus sich heraus entwickelten Kulturzustand antreffen, sondern als durch asiatische Kulturen innerlich Bereicherte. Also — ich wiederhole — ist zu beachten, daß wir aus diesen Gründen heraus heute das durch die asiatischen und halbasiatischen Kulturen bereicherte Afrika vor uns haben.

Wir schwerfälligen Kinder Mitteleuropas an der Kulturwende des XX./XXI. Jahrhunderts sind gezwungen, die zweite Bahn zu beschreiten. Auf dieser muß Tatsachenkenntnis dem Erfahren und Beschauen vorausgehen, jede falsche Voraussetzung bedeutet eine Hemmung und muß, wenn das Wesen der Dinge berührend, jede Synthese im Keime ersticken. Nun wurden im Laufe des vorigen Jahrhunderts zwar Unsummen von Einzelerkenntnissen gewonnen, die irrtümlichen Voraussetzungen aber nicht hinweggeräumt, bzw. sogar bestärkt. Erst nachdem alle theoretischen Versuche und kritiklose Über- und Unterschätzungen durch die Tatsachenmateriale exakter Karten aus dem Wege geräumt waren, — nachdem diese Karten die großartigen Bilder der Kulturbeziehungen des Altertums an das Tageslicht gebracht hatten, erst heute beginnt das Wesen Afrikas uns so vertraut zu werden, daß es uns nicht mehr unbekannt ist.

In möglichster Kürze soll nun noch gesagt werden, welche Bilder diese Bekanntschaft bietet und von welchen Gesichtspunkten aus sie in diesem Buche vorgeführt werden.

DIE GESCHICHTLICHEN UND DIE NATÜRLICHEN GRUNDLAGEN DER AFRIKANISCHEN KULTUR

Der alte Herodot hat im 197. Abschnitt des IV. Buches seines herrlichen Quellenwerkes über die Bevölkerung Afrikas zu seinen Zeiten gesagt: „Auch weiß ich noch so viel über dieses Land zu sagen, daß es von vier Völkern besiedelt ist und weiter von keinem, soviel wir wissen. Von diesen Völkern sind zwei eingeboren, zwei aber nicht. Die Libyer nämlich und die Äthiopen sind eingeboren, jene im Norden, diese im Süden Libyens wohnhaft; die Phöniker aber und Hellenen sind Ankömmlinge.“

Wenn wir in Rücklicht ziehen, daß Herodot schon lange nach der halbasiatischen Höhe der Mittelmeerkultur lebte, daß diesen Griechen aber gerade die Phöniker alles Weitergehende mit Sorgfalt vorenthielten, so ist sein Bericht nicht so uneben. Denn in der Tat ist seiner Tiefe nach Afrika ursprünglich von zwei Kulturformen besiedelt ge-

wesen, von der nördlichen (am Mittelmeer) der der Hamiten oder Libyer und der südlichen der der Äthiopier. Die hamitische Kultur erstreckt sich von den Kanarischen Inseln bis zum Indischen Ozean und hat ihre Ausläufer im Osten von der Gegend Abessinien weit bis an die Südspitze gefandt (Atlas Africanus, Heft I, Tafel 5). Im Süden wohnten die Äthiopier. Die Grenze dieser beiden Kulturen ist bestimmten Schwankungen unterworfen. Abwechselnd dringt die hamitische Kultur von Norden nach Süden vor, verschiebt damit die Nordgrenze der Negerländer nach Süden und weicht dann wieder nach Norden vor den andringenden äthiopischen Massen zurück. Im ersteren Fall scheinen die hamitischen Elemente in Ostafrika sich weit nach Süden zu ziehen, im letzteren die äthiopischen im Westen Afrikas in diesem Erdteil Fuß und Ausdehnung zu gewinnen.

In diesen natürlichen Zustand sind nun die vier Bahnen historischer Kulturen eingeknickt, deren Anlauf ich auf Karte 3 S. 3 unter 1—4 charakterisiert habe. Diese Ereignisse lassen sich aber je nach dem Boden, den sie überziehen, in ganz verschiedener Gestaltung erkennen, und hierfür maßgebend ist die natürliche Bildung des Erdteiles, von der ich in meinen nachfolgenden Ausführungen ausgehen werde.

Um den Golf von Guinea herum, heute mit größter Ausdehnung im Kongobecken, ein Kern von Urwald: die afrikanische Hyläa; — daran anschließend von Senegambien bis zum Nil, vom Nil bis zum Sambesi und Kunene ein Steppengürtel, die Zega; — im Norden und Süden je ein Wüstenmeer, von beiden die kulturgeschichtlich wie ihrem Umfang nach bedeutendere die Sahara — das ist die einfache natürliche Gliederung, von der wir in der Folge ausgehen.

Noch einmal also möchte ich auf die Gedanken zurückkommen, von denen die Beobachtung ausging. Nachdem die Wege, auf denen die Bekanntschaft, das Wissen, das Erlebnis gewonnen werden können, gewiesen worden sind, ist es ein Leichtes, die Verbindung vom Ausgang zum Ziel in wenigen Sätzen zum Ausdruck zu bringen.

Die tiefe Erschütterung, die allein nur die mechanistische Ausbildung der Weltwirtschaft zu einem idealitätsmäßigen Erlebnis (vgl. Paideuma S. 62/3) machen konnte, die Katastrophen der letzten Jahre führten uns im Rahmen der Welterkenntnisse „Afrika“ als Lebendiges vor, das seinerseits nun in natürlicher Weiterentwicklung unsere eigene Kultur zu beeinflussen beginnt. Die „unfrächtlichen Äthiopier“ treten, nachdem sie für ein paar Jahrtausende hindurch dem leitenden Kulturkreis entchwunden waren, wieder in den Vordergrund der Weltbühne. Sie nähern sich uns im Geistigen da, wo wir selbst am gefundesten und stärksten sind: im Naiven — und zwar im Gegensatz zu dem überfeinerten Afiern.

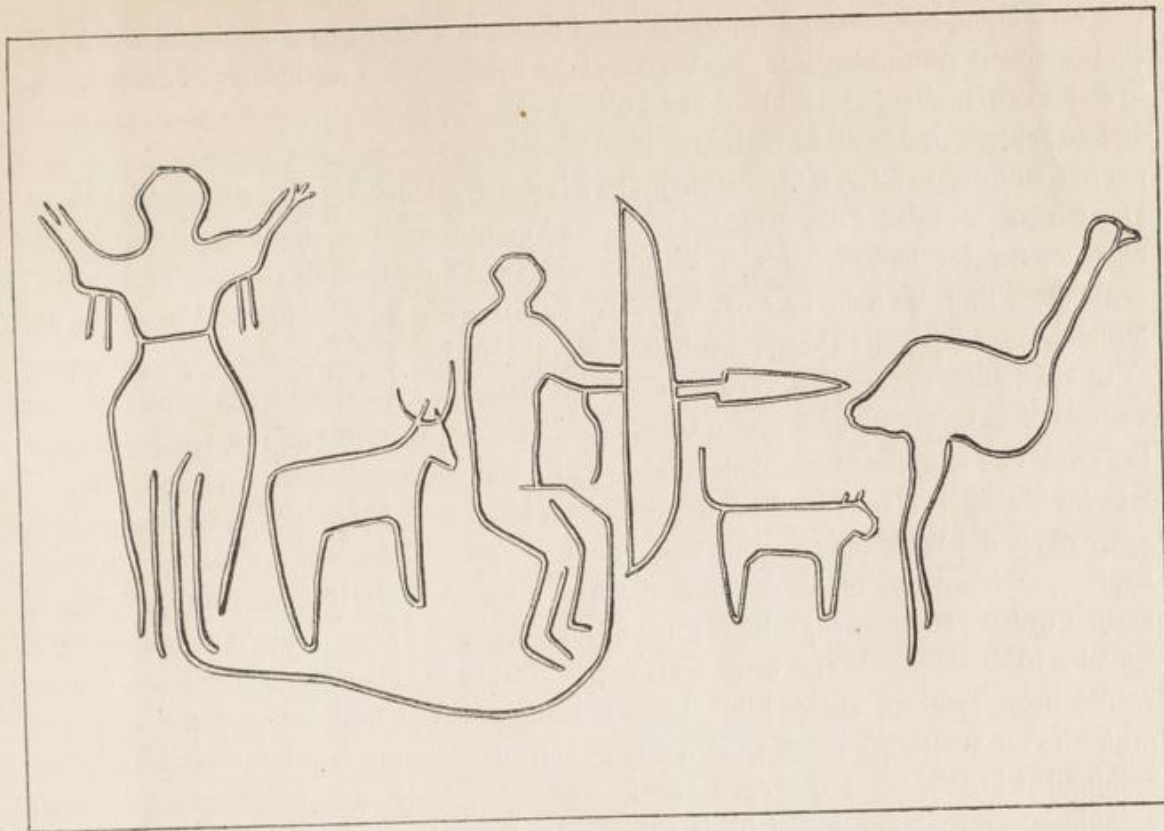
Wir aber sind nicht mehr die Menschen instinktiven blitzartigen Durchdringens. Wir sind die Menschen, die auf dem Wege der Reflexion, der Analyse, der Experimente zu einem Wissen, zur Synthese und Bekanntschaft kommen können. Möglichkeiten hierzu hat uns, was wir nicht dankbar genug anerkennen können, das vorige Jahrhundert an die Hand gegeben. Wir wenden diese Werkzeuge an — und uns tritt eine Welt unendlichen Reichtums, monumentaler Schlichtheit und Stilreinheit, daneben aber unermeßliche Schätze wohlerhaltenen Kulturgutes des Altertums, unendlich sorgsam geborgen in afrikanischer Umhüllung, entgegen.

Wir glückliche Menschen unserer Zeit, denen sich eine so herrliche Welt neu und in ungetrübter Jungfräulichkeit enthüllt!

Afrika erwacht.

In dem Augenblick aber, in dem wir, seine Bedeutung zu erfassen, reif geworden sind, fühlen wir den Griff seiner mächtigen Hand.

S A H A R A



FELSZEICHNUNG VON TIUT IN ALGERIEN
Gezeichnet von Dr. Germann (1914)

STEIN, NATUR, KULTUR

R EIN quantitativ genommen umgibt den Körper unseres Gehirns ein nur feiner Schleier von Wasser, Erde, Pflanzen und Tieren, die ihrerseits umspült sind von einer flaumigen Hülle, der Luft. Der Körper selbst ist hart, eisern, steinern. Qualitativ dagegen bedeutet dieser Schleier und diese Hülle das Leben, die Beziehung zum lebendigen Weltsein, die zarten Objekte wahrnehmbarer Einwirkung aus einer „Höheren Welt“. Denn dem Erdkörper stehen „wir“ in einer verstandes- und gemütsmäßig nach keiner Weise abzuschätzenden, abzumessenden, abzuwertenden Einheit gegenüber, unfähig, ihn in unseren Zahlwörtern zu umfassen und demnach angewiesen auf die Erkenntnis einer gewissen Stufenfolge und „periodenmäßigen“ Gliederung. Schleier und Hülle sehen wir sich bewegen unter dem Einfluß anderer Gestirne, sehen wir schwanken, sich umbilden, selbst Kräfte entfalten und anderen Kräften verfallen. Wir selbst sind, ledig-

lich als Körper betrachtet, Ausdrucksformen dieses sich Umbildens, geistig nur denkbar als immanent verbunden mit dem Wesen dieser Einflüsse und feelisch als Phänomen nur in diesem Zusammenhang fühlbar. Die Kultur selbst, das Paideuma, ist der Ausdruck des in diesem Schleier und in dieser Hülle und ihrer Beziehung zu einem Jenseits (wie man es auch nennen will, mechanistisch, intellektuell oder religiös) symbolisch sich auswirkenden Lebens. Der feine Schleier und die flaumige Hülle sind quantitativ nur ein „Faßt nichts“ gegenüber der Gewalt dieses mächtigen Steinkörpers. Qualitativ sind sie aber ein „Faßt alles“, denn diese sind das Sein und das Werden, der Sinn des Jenseits und die Wirkung des Jenseits; jener dagegen ist Vergangenheit, fertig, abgeschlossen, tot. — Dies alles, soweit wir es unbegrifflich zu erfassen vermögen. Wir Lebendigen vermögen das Tote nicht zu verstehen, es ist für uns das große Unfaßbare, ein Zeugnis und sonst nichts. Jeder Stein liegt vor uns wie ein Stück Skelett, aber nicht wie ein zerfallender Knochen, sondern wie der Skeletteil eines unfaßlich Begrifflichen, einer dem Leben unverständlichen Vergangenheit des Werdens. Nur als Gegenfätze — als solche allerdings mit gigantischer Kraft — wirken der Stein, der Fels, das Erz, da wo wir sie treffen. Nur an wenigen Stellen unseres Gestirns ragt der für uns stumme steinerne Körper mit Wucht durch den Schleier in die Hülle. Wenn er aber als Schärenbau in das Meer und als Hamada (Steinwüste, siehe Tafel 35 oberes Bild), hierorts umgürtet von treibendem Sandfluge, dort umspült vom Weltmeer aufragt, dann drängt sich eine Ahnung vom faßt mikroskopischen Selbstfaßt nichts sein gegenüber der lebendig wirkenden, alle Raum- und Zeitvorstellungen verhöhnenden Ewigkeitsmöglichkeit auf. Das ist dann aber nicht die Gewalt des Todes, des Lebendig-Gewesenseins in einer unfaßbaren Vergangenheit, nicht die des „Du“, die in ihm verkörpert ist, sondern die an jener Gewalt abgelesene Bedeutungslosigkeit unseres Selbst, unseres eigenen, bis zum Verschwindenden herabgeminderten Gefühles, des „Ich“ des Menschen an sich, und dessen, was das Menschheits-Würmlein in seiner Überheblichkeit sonst denkt und dünkt.

Solches empfand ich nicht am stärksten im hohen Gipfelmeere wie in den Dolomiten, auch nicht auf meerumgrenzten norwegischen Gletschern — vielmal aber in dem gewaltigen Lande Sahara, das nichts weiter bedeutet, als ein freigelegter, abgeschälter, unverschleierter Körperteil des Planeten „Erde“. Nie und nirgends zwang sich dieses „Du“, das als Entdeckung stets dem „Ich“gefühl vorangehen muß, so wuchtig, keulenschlagähnlich mir auf — zumal wenn die Sonne, das Sinnbild des Lebens, in tausend Farben schillernder Verschiedenartigkeit am Horizont im Fels- und Wüstenmeere niederfank — der Nacht, dem Symbol des Todes entgegen.

„Stein“ ist überbegrifflich, Tod, Vergangenheit, Tradition. Die Sprache dieses wahren Körpers Erde ist die der nur noch ahnungsvoll, aber nicht mehr denkmäßig abzumessenden Überbegrifflichkeit.

„STEINZEIT“

Das unermüdliche Forſchen nach den Quellen der menſchlichen Kultur führte im vorigen Jahrhundert zurück bis in hiſtoriſch nicht mehr greifbare Zeiten, bis in eine Vergangenheit, in der die Menſchheit Steinwerkzeuge anzufertigen und zu benutzen lernte. Sorgfältige Unterſuchung lehrte, daß einer erſten Periode taſtender Verſuche (Eolithenperiode) eine zweite kunſtvoll geſchlagener oder beſſer geſplitteter (Paläolithperiode) Steinwerkzeuge folgte. Sehr bedeutende Zeiträume und weltgeſchichtliche (dieſmal faſt wörtlich zu nehmende), nicht ganz bedeutungsloſe Geſchehniffe trennen uns von den erſten Eolithen. Das bezeugen die zwiſchen den Beginn und das Neolithikum geſchobenen Vergleſcherungen, die auf Eiszeiten ſchließen laſſen. Die menſchliche Kultur vergangener Zeiten hat auf vielen Teilen der Erde den Stein zu allerhand Zwecken als Werkzeug benutzt, und da nur dieſe ſtummen Reſte der Werkzeuge und Waffen ſich bis zu uns erhalten haben (muß doch alles aus Pflanzlichem und Tieriſchem beſtehende Kulturgut längſt verfallen ſein!), ſo ſprechen wir von einer der „Metallzeit“ vorangegangenen „Steinzeit“. In der Steinzeit wurden viele Geräte für die Leder- und Holzbearbeitung, dazu Waffen, wie Speere und Pfeilſpitzen, endlich auch Schmuckſachen hergeſtellt. Das Inventar läßt ſich heute ſchon chronologiſch und zwar, wenn auch nicht in unſerem Sinne hiſtoriſch (alſo nicht jahreszahlenmäßig), wohl aber doch der Stufenfolge und dem periodiſchen Wechſel, alſo in höherem Sinne chronologiſch, beſtimmen.

Das Ende der Bevorzugung oder „die Nochbenutzung“ der Steinwerkzeuge liegt nicht ſehr weit zurück. Überall reicht es mindeſtens bis in die Periode der großen Mythenſchöpfung herein, d. h. bis in die ſog. Bronzezeit. Denn in allen Kulturen iſt die Legende vom Donnerkeil, d. h. von dem dem Regen- und Gewittergotte zugeteilten Steinbeil erhalten. Ja, bis in unſere Tage führten Völker am Rande der Ökumene, Amerikaner und Ozeanier, als Hartklingen nur Steinmaterialie, und die Tasmanier an ſolchen ſogar Reſte altertümlicher Formen. Dagegen iſt die ältere Steinzeit, das Paläolithikum, dem Kulturſinn entſchwunden; wir wiſſen von keinem hohe oder niedrige Kultur tragenden Volke, das von ſich aus die Manufakte dieſer älteren Zeit als ſolche von gewöhnlichen Steinsplittern hätte unterſcheiden können. Die Anerkennung der Werkzeuge der älteren Steinzeit mußte erſt mühlam durch wiſſenſchaftliche Kenntniſſe errungen werden.

Ach, das erinnerungsmäßige Selbſtbewußtſein der Kulturen iſt ja ſo ſchwach, ſo egozentriſch, unſer menſchliches Bedürfnis zu ſolchem ja ſo gering! Sind wir doch töricht genug, einen kleinen Abſchnitt, die uns nächſtliegende Schicht aus dem Bau und Werden unſeres kulturellen ſtatus quo als „Weltgeſchichte“ und die Periode der Bevorzugung der Steingeräte mit dem Namen einer „Urgeſchichte“ zu bezeichnen. Möchten doch

viele, viele Menschen hinauspilgern in die Sahara und sich dort an den offen zutage liegenden Funden belehren! Dort liegen Stücke vom neolithischen Typ, eng gepaart mit solchen von der Art des Paläolithikums. Ganz eng aneinandergeschmiegt Zeugnisse kurzfristigen Ineinandergreifens auch in diesen Belegen „urzeitlichen“ Geschehens. Und über diesen felfigen Öden, diesen nackten Zeugnissen Urgewesenfeins und heute nur noch mit rhythmischer Selbstverständlichkeit fast maschinell gewordenen Regelmäßigkeit zieht tagtäglich die Sonne ihre Bahn. Das Phänomen wurde zum Gesetz und als solches Teilhaber am Werden der Kultur, die in selbstüberheblicher Weise ein „Ur“ und eine „Welt“ für das letzte Teilchen ihrer Geschichte in Anspruch nimmt.

Vielfach mischen sich in der Sahara Formen verschiedener Perioden an einem Fundplatz. Bayer-Wien hat dafür die Theorie und den Namen des „Ascalonien“ aufgebracht. Oftmals ist es leicht, die werkstättenmäßige Behandlung der Manufakte auf kleinem Raum festzustellen. Ich verweise hier auf ein mir von Dr. Fromholz mitgebrachtes Stück. Eine große Steinaxt war offenbar zerfprungen. Die abgeplitterten Teile lagen neben dem Hauptstück, das neu geschlagen, neu geschärft worden ist; hier an Ort und Stelle. Es ist, als ob der Steinwerkmeister es erst gestern hätte hier liegen lassen. Aber nicht überall sind die Zeugnisse der lebendigen Tätigkeit so klar. Nicht überall liegen Belege von Formen verschiedener Perioden so dicht beieinander. Immer häufiger werden die Beweise dafür, daß Nordafrika und die nördliche Sahara mit Spanien und Frankreich zusammen das Gebiet darstellten, auf dem die Steinzeit ihre Lehr-, ihre Gefellen-, ihre Meisterentwicklung durchlebte. Es sei an die Funde vom Lac Karar erinnert!

Zwei für alle Kulturforschung ausschlaggebende Fragen tauchen hier vor mir auf. Zum ersten: Ob nicht die Zeitläufe des Periodenbaues dieser Steinzeitalter bedeutend überschätzt werden. Zum zweiten: Ob mit dem Steinzeitalter überhaupt erst die Wahrscheinlichkeit des Beginns der Kultur, d. h. eines „Ur“, der anfänglichen Entfaltung geboten ist. Für die erste Frage mag uns das Fragezeichen als solches in diesem Werke genügen. Für die zweite Frage aber sei hier schon der Hinweis darauf geboten, daß es einen Gesichtspunkt gibt, der uns solchen kaum glaubhaft macht:

Ist es möglich und denkbar, daß die auflebende Kultur das Wesen des dritten Reichs (Paideuma) mit einer Verbindung und Unterwerfung des feinen seelischen Dasein am fernsten liegenden Steins, des Teils aus dem toten Körper des Erdballs, begonnen haben sollte? Liegt es nicht viel näher anzunehmen, daß das „Ur“ und der Anbeginn in einer Wechselbeziehung zu der lebendigen Umwelt, zu Pflanze und Tier anhub? Und sollte es denn wirklich keine Möglichkeit geben, aus dem Phänomen Kultur derart näher liegende Wahrscheinlichkeit so abzulesen, daß das Umgekehrte der landläufigen Auffassung, wenn auch nicht als Analyseergebnis, so doch als lebendige Synthese zum Sinn wird? Hier nur die Frage! (Siehe Teil IV Hyläa.)

STEINZEITLICHE KUNST

(Tafel 1—9)

Den Spuren der Kultur rückwärts nachgehend, kommen wir mit mancherlei Funden bis in die ältere Steinzeit, auch in Afrika. Die Sahara hatte als Nachbargebiet Frankreich-Spaniens (welches letztere damals noch nicht durch eine weite Meerenge von Gibraltar von Kleinafrika, das ist der Block Marokko, Algerien-Tunis getrennt war) Teil am Paläolithikum. Nun sind die Reste dieser alten Kulturen nicht auf Steinwerkzeuge beschränkt. Diese Beschränkung trifft nur für das alte Paläolithikum, d. h. also bis in die Stufe des Mousterien, der letzten Entwicklungsphase dieser Kulturtaffel zu. Während nun dieses ältere Paläolithikum durch warme und kalte Perioden hindurch die Linie einer unaufhaltbaren und fast rhythmischen regelmäßigen Verfeinerung der Werkzeuge bietet, setzt die Stufenfolge des jungen Paläolithikums (Aurignacien, Solutreen, Magdalenien, Azylien) mit bedeutender Bereicherung an bearbeitetem Material ein. Die Werkzeuge und Waffen werden nicht nur mehr aus Stein, sondern auch aus Knochen, Holz und Elfenbein hergestellt. D. h. zur Arbeit durch Schlagen und Splintern tritt nun auch die Schnitzerei. Das fast plötzliche Auftreten dieser neuen Eroberung und eine große Vermehrung des Inventars an Fundstücken, die auch schon allerhand kunstvollere Schmuckfachen enthalten, macht uns mit unseren nachgerade gesicherten Erfahrungen der Kulturfortbildung stutzig und drängt uns den Gedanken auf, ob diese eigenartigen Symptome nicht Material zur Beantwortung der zweiten von den beiden, am Ende des vorigen Kapitels aufgestellten Fragen bieten könnte. Es wird in dem Teile Hyläa hierauf zurückzukommen sein.

Mit der Vermehrung der Arbeitsweisen und der Arbeitsobjekte tritt aber im Beginn des jungen Paläolithikums, der sogenannten Renntierperiode und auf dessen erster Stufe, dem Aurignacien, ein zweites ebenso gewaltiges Symptom auf, das die eben ausgesprochene Vermutung noch verstärkt: die Kultur des Aurignacien ist um die Bildnerei vermehrt, sie weist schon geschnitzte menschliche Figuren auf. Die Kunst setzte im unteren Aurignac mit kleinen Darstellungen aus Elfenbein, Speckstein und Pferdehänen ein, mit der Glyptik. Das obere Aurignac bietet dann die Anfänge der Kunst des Gravierens. Es sei also wohl gemerkt, daß die Glyptik der Graphik voranging. Die Gravur scheint ziemlich früh nicht nur im Ritzen des Felsens, sondern auch im Malen von Konturen bestanden zu haben. Langsam mehrt sich die Verwendung der Farbe. Der Konturenführung folgt die einfarbige Flächenbehandlung. Im Magdalenien gewinnt dann die Felsbildnerei ihre Höhe. Im Azylien aber stirbt sie auch schon aus. Mit dem fortschreitenden Gravieren tritt dann eine Stilverschiebung tiefen Wesens ein: Der Weg von der Glyptik zu beginnender Gravur ist verbunden mit der Darstellung des Menschen im Beginn und immer größerer Betonung des Tiers im Verlauf; im fortschreitenden Gravieren

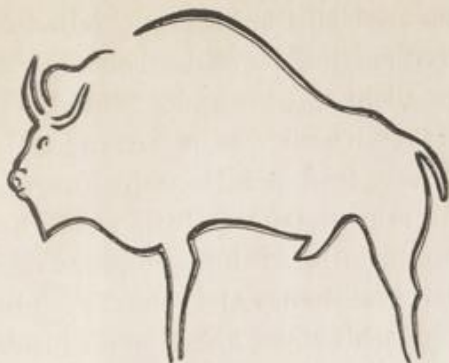
verdrängt das Tier das Subjekt Mensch fast vollständig und mit dem Absterben der Umrißzeichnung und Malerei setzt im Azylien eine gesteigerte Tendenz zum (wohl sinnvollen) Dekorieren ein, der geometrische Stil wird geboren; der Anschluß an die Vorbereitung der klassischen Kunst durch das Neolithikum tritt zutage. — Soweit das Bild der paläolithischen Kunst Europas.

In gewissem Sinne ist die Höhe der hier skizzierten Kurve auf der Stufe des Magdalenien. Die Auffindung der Höhlenmalereien in Südfrankreich und Nordspanien haben das nachprüfbare Studienmaterial bedeutend vermehrt. Im Anfang herrscht noch die Modellierkunst vor und ist nur schlichte Malkunst nachweisbar. Mit dem Aussterben der ersteren steigert sich letztere bis zur Polychromie und bereitet damit barock-rokoko-artig das endgültige Aussterben des veristischen und naturalistischen Stiles und endlich den Einatz der Mechanik vor. Belege vorgeschichtlicher Kunst haben sich auf afrikanischem Boden vor allem in den Wüstengegenden Nordwestafrikas, im Sahara-Atlas und in der Sahara selbst erhalten. Es drängt sich da die Frage auf, inwieweit die Zeugnisse dieser weiten Gebiete mit den eben skizzierten europäischen Befunden in Einklang gebracht werden können.

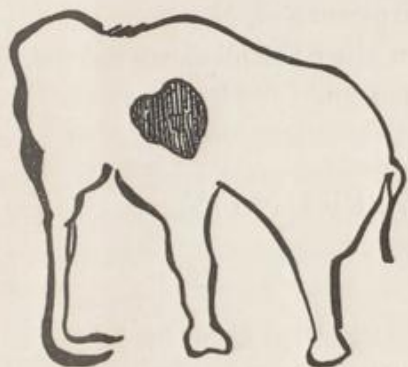
Zunächst einmal die entscheidende Feststellung, daß bisher weder figurale Plastik aus Knochen, Horn oder Speckstein, noch aber irgendwelche Parallelen zu den Übergangsformen in den geometrischen Stil sich haben nachweisen lassen: für Anfang und Ende der quartären, jungpaläolithischen Kunst Europas hatte das nordwestliche Afrika bis heute keinerlei Gegenstücke geliefert. Ferner zeichnete sich das afrikanische Material an Felszeichnungen durch eine vom europäischen stark abweichende Behandlung des Dargestellten aus. Obermaier sagt von letzterem: „Etwa vier Fünftel aller quartären Gravierungen (Europas) sind Tierdarstellungen.“ (Der Mensch der Vorzeit S. 231.) Ein Fünftel kommt also dem Menschen, der Pflanze und dem Ornamente zu. In afrikanischen Felszeichnungen fehlte das stilisierte Muster, das Ornament und die Pflanze vollkommen, und der Mensch mit seinem Gerät hat höchstens ein Hundertstel Raum. Daneben fällt es auf, daß die nordwestafrikanischen Felszeichnungen eine oft verblüffende Kunstfertigkeit in der Komposition einerseits und in der Flächenfüllung auf der anderen Seite zeigen.

Bilder wie Tafel 3, das eine ihre Jungen gegen einen Leoparden verteidigende Elefantenmutter zeigt, — wie Tafel 4, auf welcher ein Nashorn eine Antilope verfolgt, — wie Tafel 5, die zwei kämpfende Bubaluffe zur Darstellung bringt, sind in ihrer Weise lebendiger und geschickter komponiert als europäische, entsprechende Wandbilder. Oder aber die geschickte Flächenfüllung auf Tafel 9, die reizvolle Linie der Wildpferdgruppe auf Tafel 4! Wenn Vergleiche am Platze sind, so geht eine Linie steigender Fähigkeit von Frankreich über Spanien nach Afrika hinüber, die allerdings gleichzeitig ein Abfallen des Vermögens zu präziöser Kunst und Kunstfertigkeit bedeutet.

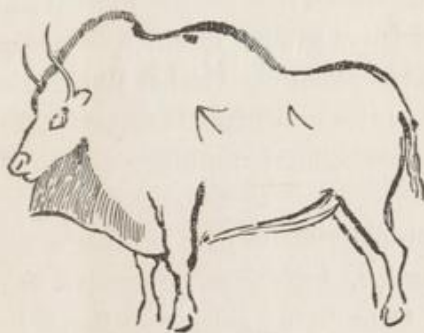
FELSZEICHNUNGEN
DES WESTEUROPÄISCHEN PALÄOLITHIKUMS
verschiedene Stadien darstellend



1. Büffel aus der Höhle von La Grèze (Dordogne), tief eingeschnittene Linien. Von jedem Paar Beine nur eines dargestellt und dieses noch ohne Füße



2. Elefant aus der Pindalhöhle (Oviedo). Ockerzeichnung. Von jedem Paar Beine auch nur eines dargestellt, dieses aber mit Füßen. Man beachte die Darstellung des Herzens!



3. Büffel aus dem »Schwarzen Salon« der Höhle von Niaux (Ariège). Eingravierte Umrißzeichnung, beide Beine wiedergegeben. Man beachte die eingezeichneten Wurfwaffenspitzen



4. Büffel aus der Höhle von Niaux (Ariège). Kohlezeichnung. Diese Typen der Madelenezeit sind Erzeugnisse einer bis zur Fähigkeit geschickten Skizzierens fortgeschrittenen Kunstfertigkeit. Auch hier die Wurfwaffenspitzen

Nehmen wir dazu die Tatsache, daß die europäische Felsbilderei im Fortschreiten die anfangs feste Linie der tiefeingefchnittenen Konturen aufgibt, die afrikanische sie aber in älteren Werken stets beibehält, so ergibt sich aus allem zusammen der Schluß, daß die uns erhaltene nordwestafrikanische quartäre Kunst weder Anfang noch Ende der ganzen Entwicklung auf europäischem Boden miterlebt hat, daß ihre Ausbildung zwar aus europäischem quartären Quell floß, aber ihre Beziehungen nach Norden zur Zeit des Magdalenien schon abgebrochen waren. Ein Zufluß aus der höheren, halb dekadenten Periode des Alta Mira-Typus hat nicht mehr stattgefunden. — Hierdurch haben wir zunächst einen Anhaltspunkt für die Einreihung der alten Felszeichnungskunst Nordwestafrikas in den Gesamtbestand unserer Kenntnis quartärer Zeit entsprungener Kunstäußerungen gewonnen. Nunmehr gilt es, auf dem Wege der Betrachtung des „Wo“ und „Wie“ zu einer Erfchließung des tieferen Sinnes dieser ältesten afrikanischen Kunstwerke zu gelangen.

SAHARISCHE STEINZEITFUNDE

(Tafel 1—9 Fortsetzung)

Die Felszeichnungen der Sahara wurden von Barth und Richardson schon im Jahre 1850 entdeckt und zwar in Fessan, dem alten Garamanten-Gebiete. Seitdem fanden die Franzosen im Sahara-Atlas eine schöne Zahl. Flmand und Gautier sind die wichtigsten unter denen, die es verfluchten, die bis dahin bekannt gewordenen Sachen in einen lebendigen Zusammenhang untereinander zu bringen. Meine Kameraden der vierten Reifeperiode der DIAFE (1914) hatten wohl zum ersten Male bekanntes und neuentdecktes Material zu einem geschlossenen Ganzen zu vereinigen, zu einer Bilderfammlng, die zu den wertvollsten Schätzen des Afrika-Archivs gehört.

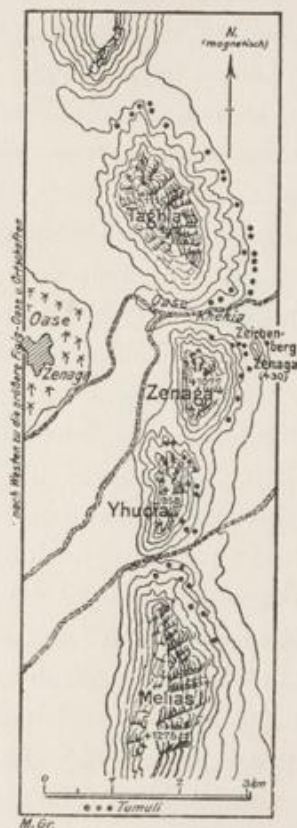
In der Anlage und Gruppierung der saharischen Felsbilder hatte man bis dahin keine durchgehende oder gar entscheidende Ordnung gefunden. Anfang 1914 war ich in das südöstliche Marokko und zwar zu dem westlich der Oase Figuig gelegenen Berge Beni Smir vorgedrungen, hatte das Lager in einer abgestorbenen Oase aufschlagen lassen und leitete die Ausgrabung einer Reihe vorhistorischer, und wie der Ausgrabungsbefund ergab, steinzeitlicher Gräber. Die kleinen Tumuli waren im Tal, resp. auf einer etwas erhöhten Stufe der Talkante um einen durch Tal und Nebental gebildeten Vorsprung des Djebel Tlaiem gruppiert. Während der mehrtägigen Grabarbeit wurden die über unsern Köpfen befindlichen Felsbilder, oben das eines weitaussehenden Löwen und unten das eines Elefantenrudels entdeckt. Ich konnte nach Beobachtung weniger Tage feststellen, daß das durch eine Spalte in der gegenüberliegenden Felskante eindringende

Licht des aufgehenden Gestirns erst auf den Löwen, dann auf die Elefanten und endlich erst auf die Gräber fiel. Das ganze Bild war in seinem Zusammenhang klar: die wie eine Warte weit hinausragende Bergnahe, an ihrem Fuße, an der Böschung des Chor (eingetrocknetes Talbett) die Gräber, diese gruppiert um die sie überragenden Felszeichnungen, das Ganze mit aufgehender Sonne, aus der Nacht aus steinerner Ruhe heraus in fast dramatischem Vorgang hervortretend. Feine Einzelheiten deuten hier am Djebel Tlaiem auch heute noch Belege bestimmter Vollendung an: Die Linien der Felsbilder, scharfe Umrisse von fast fingerstarker Tiefe und Breite umschließenden Flächen, die zumal für den Löwen offensichtlich künstlich geglättet sind und wohl einst für Bemalung vorbereitet waren; die steinernen Werkzeuge am Boden bestimmen in beredter Weise das Alter.

Vom Beni Smir sandte ich dann zwei Sondertruppen zur Nachprüfung der hier gefundenen Anhaltspunkte talauf und talab. Martius und Fischer-Derenburg auf der einen Tour, Dr. Germann und Baron von Stetten auf der andern fanden die Symptome bestätigt. Ich selbst marschierte zurück nach Zenaga und stellte eine Aufnahme des Geländes und der in die Bodenbildung eingefügten Kulturmonumente aus der Steinzeit her.

Eine Kette von Bergen zieht sich hier von Norden nach Süden, Taghla, Zenaga, Yhudia, Melias. Hinter dieser Kette nach Westen liegen die großen Oasen Zenaga und die Figuig-Oasengruppe. Auf dieser ganzen Westseite habe ich auch nicht ein einziges Steinzeitmonument, weder Grab noch Felsbild gefunden. Dagegen liegen hier und zwar heute noch in unverkennbar klaren Formen auf der Ostseite, also dem aufgehenden Tagesgestirn zugekehrt, über 50 Steinzeitumuli und der schon seit Jahren bekannte Zeichenberg von Zenaga. Dieser Zeichenberg (Tafel 1) liegt mit einer Höhe von etwa 30 m wie ein Torwächter vor der Kette der ca. 1000 m hohen Berge und zwar am Austritt des heute noch leicht erkennbaren Bachbettes, das einst das Wasser, das die im Hintergrund liegenden Oasen heute unterirdisch speist, oberirdisch abführte. Dieser Zeichenberg, den ich hier (Tafel 1 a) nach den von Osten erfolgten Aufnahmen abbildete, ist stark verwittert. Seine Geröllstücke beweisen den Verfall. Wo eine gute Fläche geboten ist, d. h. an etwa 40 Stellen, sind Felszeichnungen von Tieren in Konturen eingeschnitten (Tafel 1 b). An einzelnen Bildern sind größere Flächen innerhalb der Konturen geglättet, offenbar zur Aufnahme der Farbe. Unter den Tieren fallen einige besonders betonte Widderdarstellungen auf, auf die nachher zurückgekommen wird. Das Ganze als Gruppe wieder eine Einheit ganz wie am Beni Smir: Lage nach Osten, augenscheinliche Beziehung zwischen Felszeichnung und Grabbau. Von Zenaga aus marschierte ich nach Süden in das obere Susfanatal und verteilte die einzelnen Gruppen der Mitarbeiter über die verschiedenen Ortschaften der Taghit-Oasen, deren Umgebung auch gründlich auf steinzeitliche Monumente untersucht wurde. Hier hat sich das Bild nur dadurch geändert, daß von Osten her eine mächtige Düne mit gewaltigen Wellen gegen das von Süden nach Norden verlaufende Tal andrängt. An der

Westseite ragt die schroffe Felskante des Plateaus empor. (Vgl. Abbildungen Tafel 33 Hamadakante.) Im Norden der Taghit-Oasen, zumal im Gebiet von Safrani ist die Talfohle überfüllt von Steinwerkzeugen, an einigen Stellen ist etwa jeder tausendste Stein eine Pfeil- oder Wurflanzenspitze. Dies aber jedenfalls aus jüngerer Zeit. Auf der Hamada



**ZEICHENBERG UND
TUMULI ÖSTLICH VON
ZENAGA**

Man beachte die in diesem für das westmarokkanische Gebiet charakteristischen Falle klar nach Osten gerichtete Lage der Tumuli und des Zeichenberges. 1:100 000. Aufgenommen von L. F. (DIAFE 1914). Gezeichnet von Dr. M. Groll

gegenüber von Barebi dagegen Unmengen von Steinwerkzeugen primitiver Typen und mit hohes Alter verratender Patina. An mehreren Stellen der Hamada also nach Ost gerichtete Felsbilder alter Art. Die schönsten in der Kante gegenüber dem im Süden gelegenen Taghtania, einer Stelle, an der das Bett ein Knie macht und so der Felswand eine breite und nach Osten offene Fläche bietet. Hier ist die Sonne zwar der tagtägliche erste Gast, aber der Ergwind auch ein wildfänglich tosender. Er war es, der die Kante allmählich zermorschte und in ein Trümmerfeld verwandelte (Tafel 9a). Die ganze Felswand muß aber ein gewaltiges Tafelgemälde dargestellt haben. Denn die Trümmer, die heute in toller Wirre am Boden liegen, zeigen da, wo sie im Sturze mit dem Gesicht nach oben zu liegen kamen, die glänzendste Komposition, Aneinanderreihungen und Flächenfüllungen, wie wir sie in solcher Reichhaltigkeit — man bedenke, daß wir doch nur einen Teil im Trümmerfeld fanden! — überhaupt nicht wieder angetroffen haben. Ich gebe hier auf Tafel 9b den Gehalt einer der größten Platten wieder. Es ist die gleiche, vor der auf dem darüber befindlichen Bilde der kopierende Maler (Karl Arriens) steht. Eine große Reihe von Tieren ist in tiefeingeschnittenen Konturen gezeichnet. Die Flächen zwischen den Konturen sind hier besonders kunstvoll geglättet. Hier fand ich auch, allerdings minimal, kleine Reste rotbrauner Farbe in das Gestein eingerieben und bis heute erhalten. Also war die Glätte eine Vorbereitung für die Bemalung. — Auch hier wieder an vielen Orten im Norden und Süden der Oasengruppe alte Tumuli den Felsbildern vorgelagert, in der Mitte aber vom Erg, von der Sanddüne überschüttet. Wohin dann später nun auch meine Kameraden kamen oder welche Zeugnisse anderer Reifender wir auch nachprüfen, immer wieder tritt die gleiche bedeutame Beziehung zwischen geographischer Lage, Grabbau und Felsbildern aus der Steinzeit hervor. Die Felszeichnungen der alten Zeit tragen durchweg den gleichen Stil und schwanken nur zwischen Einzeldarstellung und Komposition. Vielfach sind Zeich-

nungen und Kritzeleien jüngerer Zeit (siehe S. 45) über diese ernsten, würdigen Darstellungen gelegt. Hierüber weiter unten. Besonders erwähnt mag aber hier schon sein, daß meine beiden Mitarbeiter Karl Arriens und Albrecht Martius in Ued Bu Aluan bei Kerakda echte alte Malereien fanden, eine grau ausgeführte große und eine etwa weißrot angelegte kleinere Antilope, beide auf gelben Felsgrund gemalt. Die Stelle war gut gegen Wetterunbilden geschützt. Der Beweis einstiger Felsmalerei ist damit vollkommen erbracht. Im übrigen sei betont, daß alte Höhlenmalerei, entsprechend der des französisch-kantabrischen Gebietes im nördlichen Afrika noch nicht gefunden wurde.

Die Eingliederung dieser Kulturdokumente in den periodenmäßigen Aufbau der Kultur- und Kunstgeschichte ist mit solchen Funden geboten. Als historische Objekte sind sie klar. Um so mehr handelt es sich um die Frage, ob diese Felsbilder uns etwas zu sagen vermögen über das Wesen ihres Werdens und Gewordenseins, ob es gelingt, diesen Fossilien noch Wesenssinn abzugewinnen, sie zu sprechenden Subjekten der alten Kulturgeschichte der Menschheit zu machen.

NATUR, EIN TEMPEL

(Tafel 1—9 Fortsetzung)

Zunächst ein sehr Merkwürdiges: Die heutigen Bewohner dieser Lande wissen mit einer nachher zu besprechenden Ausnahme (den Kabylen) von diesen Felszeichnungen nichts zu sagen, ja sie erkennen solche nicht einmal als Bilder an, sondern bezeichnen sie als ihnen unverständliche Inschriften. Das liegt nicht nur daran, daß sie die meisten der dargestellten Tiere, wie Leopard, Löwe, Elefant und Nashorn, Ibis und Bubalusbüffel eben nicht mehr kennen, sondern darin, daß sie wie die meisten Berber und Araber (im Gegensatz zu Negeren) Bilder natürlicherweise überhaupt nicht und nur nach Schulung zu sehen d. h. zu erkennen vermögen. Diese Tatsache spricht gegen die Annahme, daß, ganz allgemein genommen, die heutigen Bewohner dieser Länder etwa die Nachkommen der Verfertiger der Felsbilder seien. Denn mit einer für Wiedererkennung zu weit zurückliegenden Vergangenheit der Bildgravierung kann man das Unvermögen, bildlich zu sehen, kaum erklären.

Eine sehr weit zurückliegende Vergangenheit muß aber als Periode der Felszeichnungen in Anspruch genommen werden. Entscheidend hierfür ist eine Darstellung wie die auf Tafel 2. In dem Gebiete des Sahara-Atlas gedeiht heute nur noch eine kümmerliche Vegetation, denn es herrscht eine ausgesprochene Austrocknung. Auf den Felsbildern sind aber abgebildet Bubalusbüffel, Ibis und (zwischen den Hörnern des rechten Büffels) ein Nashorn, alles Tiere, die Sümpfe bevorzugen. Beachten wir die landschaftliche Bildung

genau, so nehmen wir wahr, daß ein guter Teil der Felsbilder sich mit den davor gelagerten Gräbern auf Ablätzen von Talböschungen oder -bekränzungen erhebt, die über Chors, über heute ausgetrockneten und meist mit Lehm ausgefüllten Talbecken aufsteigen. Die Chors können in vorgeschichtlichen Pluvialzeiten leicht Sümpfe beherbergt haben und — da jene Zeiten der Felsbilderei Pluvialzeiten waren — müssen sie solche Sümpfe auch in der Tat beherbergt haben.

Welches war nun wohl die Bedeutung, der Sinn dieser den heutigen Bewohnern Nordwestafrikas unbekannt gewordenen Kultusstätten? Können wir aus der Lage der Dinge eine Andeutung über das Wesen der Felsbilderei überhaupt gewinnen? Gibt es noch irgendwelche Sitten und Ausübungen bei Völkern, die als kulturelle Verwandte der alten Felsbildner angesprochen werden können? Hier kann ich ein eigenes kleines Erlebnis schildern, das in diese Gruppe von Fragen Licht und Ordnung bringen dürfte. Im Jahre 1905 traf ich in dem Urwaldgebiet zwischen Kaffai und Luebo auf Vertreter jener vom Plateau in die Zufluchtsorte des Kongo-Urwaldes verdrängten Jägerstämme, die als Pygmäen so berühmt geworden sind. Einige der Leute, drei Männer und eine Frau, geleiteten die Expedition etwa eine Woche lang. Eines Tages — es war gegen Abend und wir hatten uns schon ausgezeichnet miteinander angefreundet — war einmal wieder große Not in der Küche, und ich bat die drei Männlein, uns noch heute eine Antilope zu erlegen, was ihnen ja als Jäger ein Leichtes sei. Die Leute sahen mich ob dieser Ansprache offenbar erstaunt an, und einer platzte dann mit der Antwort heraus, ja, das wollten sie schon sehr gerne tun, aber für heute sei es natürlich ganz unmöglich, da keine Vorbereitungen getroffen seien. Das Ende der sehr langen Verhandlung war, daß die Jäger sich bereit erklärten, am anderen Morgen mit Sonnenaufgang ihre Vorbereitungen zu treffen. Damit trennten wir uns. Die drei Männer gingen dann prüfend umher und zu einem hohen Platze auf einem benachbarten Hügel.

Da ich sehr gespannt war, worin die Vorbereitungen dieser Männer denn nun bestehen würden, stand ich noch vor Sonnenaufgang auf und schlich mich in das Gebüsch, nahe dem freien Platze, den die Leutchen gestern abend für ihre Maßnahmen ausgewählt hatten. Noch im Grauen kamen die Männer, aber nicht allein, sondern mit der Frau. Die Männer kauerten sich auf den Boden, rupften einen kleinen Platz frei und strichen ihn glatt. Dann kauerte der eine Mann nieder und zeichnete mit dem Finger etwas in den Sand. Währenddessen murmelten die Männer und die Frau irgendwelche Formeln und Gebete. Danach abwartendes Schweigen. Die Sonne erhob sich am Horizont. Einer der Männer, mit dem Pfeil auf dem gespannten Bogen, trat neben die entblößte Bodenstelle. Noch einige Minuten und die Strahlen der Sonne fielen auf die Zeichnung am Boden. Im selben Augenblick spielte sich blitzschnell folgendes ab: die Frau hob die Hände wie greifend zur Sonne und rief laut einige mir unverständliche Laute; der

Mann schoß den Pfeil ab; die Frau rief noch mehr; dann sprangen die Männer mit ihren Waffen in den Busch. Die Frau blieb noch einige Minuten stehen und ging dann in das Lager. Als die Frau fortgegangen war, trat ich aus dem Busch und sah nun, daß auf dem geebneten Boden das etwa vier Spannen lange Bild einer Antilope gezeichnet war, in deren Hals nun der abgeschossene Pfeil steckte.

Während die Männer noch fort waren, wollte ich zu dem Platze gehen, um den Versuch zu machen, eine Photographie von dem Bild zu gewinnen. Die immer in meiner Nähe sich aufhaltende Frau hinderte mich aber daran und bat mich inständigst, dies zu unterlassen. Wir marschierten also ab. Am Nachmittage kamen die Jäger mit einem hübschen Buschbocke uns nach. Er war durch einen Pfeil in die Halsader erlegt. Die Leutchen lieferten ihre Beute ab und gingen dann mit einigen Haarbüscheln und einer Fruchtschale voll von Antilopenblut zu dem Platz auf dem Hügel zurück. Erst am zweiten Tage holten sie uns wiederum ein und abends bei einem schäumenden Palmwein konnte ich es wagen, mit dem mir vertrautesten der drei Männer über diese Sache zu sprechen. Der — schon ältere, jedenfalls von den Dreien der älteste — Mann sagte mir nun einfach, daß sie zurückgelaufen waren, die Haare und das Blut in das Antilopenbild zu streichen, den Pfeil herauszuziehen und dann das Bild zu verwischen. Vom Sinn der Formeln war nichts zu erfahren. Wohl aber sagte er, daß das „Blut“ der Antilope sie vernichten würde, wenn sie das nicht so machten. Auch das Auslöfchen müßte bei Sonnenaufgang geschehen. — Inständig bat er mich, der Frau nicht zu sagen, daß er mit mir darüber gesprochen habe. Er schien große Furcht vor den Folgen seines Schwätzens zu haben, denn am anderen Tage verließen uns die Leutchen, ohne sich zu verabschieden, fraglos auf seine Veranlassung, denn er war der eigentliche Führer der kleinen Gesellschaft. Wer mit diesen Beobachtungen vergleicht, was ich in der Atlantisausgabe der afrikanischen Volksdichtungen Bd. I S. 14/15 als Rest des Blutglaubens bei den alten Kabylen in Algerien erzählt habe, wer dazu bedenkt, daß spanische Felsbilder Tiere mit eingezeichnetem Herz oder mit Pfeilspitze in der Herzgegend zeigen (vgl. Textabbildung S. 29), und wer sich endlich vergegenwärtigt, daß auch die kleinafrikanischen und sahari-schen Felsbilder zumeist Tiere zeigen und daß für ihre Anbringung Stellen bevorzugt wurden, die den ersten Strahlen der Morgenfenne ausgefetzt sind, der muß dann wohl eine zusammenfassende Beziehung zwischen den Sittenresten heute in den Urwald gedrängter Afrikaner und den Resten der älteren Steinzeit Afrikas erblicken.

Nun kommt aber hierzu noch, daß um diese Zeichnungsplätze, die so schon als heilige Plätze einer Blut- und Lichtmagie gekennzeichnet sind, die Tumuli liegen — stets wenigstens einige. Denn es ist ganz klar, daß diese paar Gräbchen — an keiner Stelle fanden wir mehr als 50—60, meist aber nur 5—10 — nicht die ganze Zahl der Toten darstellen können, die aus den (wenn auch noch so kleinen) Volksverbänden dieser Zeit einer

ficher in ihrer Art großzügigen Kultusübung verschieden. Die Zahl ist viel zu klein und zwingt uns zu der Annahme, daß nur ganz besonders durch irgend etwas Ausgezeichnete in dem heiligen Bildbezirk Aufnahme fanden.

Damit wird nun aber jede solche Stätte zu einem in die große Natur hineingeschaffenen Tempel, jede der Felszeichnungen zu einer bedeutenden Angelegenheit. Alle jene Auffassungen der alten Zeit, die in ihnen nur Spielereien von Hirten, Kritzeleien und Kinderübungen erblicken wollen, zerfallen in ein Nichts. Wer vor diesen Bildern steht, wer die Sorgfalt erkennt, mit der die tiefen Linien in den Fels geschnitten sind, wer einen Sinn hat für Monumentalität überhaupt, der kann nicht anders, als die Großartigkeit dieser Tempel der Natur bewundern.

DER WIDDERKÖPFIGE SONNENGOTT

(Vgl. zumal Tafel 8)

Natürlich ist mit dem im vorigen Abschnitt Gefagten nur eine Möglichkeit, die älteren Felsbilder der Steinzeit zu verstehen, gegeben. Und auch diese Sinngabe würde sich nur auf einen Teil der Bilder anwenden lassen. Denn viele Bilder stellen Dinge dar, die ganz andere Bedeutung verraten. Wenigstens von zweien möge solche abgelesen werden.

Auf Tafel 8 gebe ich eins der schönsten Felsbilder des Sahara-Atlas wieder. Dem Stil nach muß es unter die fortgeschrittensten gerechnet werden. Die Ausführung der Linien ist technisch hervorragend geschickt. Die Einzelheiten sind genau. In älteren Stücken ist je nur ein Vorder- und Hinterbein der Vierfüßler und dieses ohne Fußabschluß gezeichnet (siehe Tafel 1 und Tafel 4). Das Bild Tafel 8 zeigt sorgfältig ausgeführte Klauen und Finger. Auf älteren Stücken treten die Abbildungen ordnungslos auf. Hier sind sie ausgezeichnet gruppiert. Es liegt also ein Beleg aus der künstlerischen Höhe Nordwestafrikas vor.

Auf der linken Seite des Bildes sehen wir einen ersten größeren, ausführlich behandelten Widder, darunter einen kleineren zum Teil zerstörten Schafbock und ein noch kleineres weibliches Schaf. Auf der rechten Seite ein Doppeltier, das mit feinen beiden Rücken aneinandergelegt und von einem Schwanz umschlungen ist. Darunter sind zwei unkenntliche, heute stark abgewitterte kleine Tiere abgebildet. Zwischen beiden Gruppen in der Mitte des Bildes und mit dem Kopf an die Nase, mit der rechten Hand an das Kinn des Widders stoßend, ist ein Mensch dargestellt, der nicht unbedingt als Mann aufgefaßt werden muß. Denn auf anderen Bildern solcher Art (ich denke an Enfuß II unseres Bildermaterials) scheint eine Betonung künstlich verlängerter labia majora angedeutet zu sein. Der Mensch hat die durch je drei Finger charakterisierten Hände er-

hoben. Eine ganz ähnliche Stellung hat der auf der rechten Seite der Tafel 2 gerade noch zu sehende, vor einem auf dieser Abbildung aber nur noch mit den Hörnern hereinragenden Bubalus stehende Mensch, eine ähnliche der auf Tafel 6 oben vor dem Widder stehende, eine ganz gleiche endlich die Frau auf der Titelvignette dieses Teiles (S. 23). Diese Stellung ist auf den nordwestafrikanischen Felsbildern, auf denen der Mensch erscheint, die häufigste, die immer wieder gewählt wurde, wenn der Mensch mit einem Bubalus oder mit einem Widder gemeinsam komponiert wurde. Es ist die Stellung meiner Zauberformeln murmelnden Pygmäenfrau aus dem Urwald, eine Stellung der Anbetung in alter Zeit. Der größere Widder ist charakterisiert als ein mythologisches Wesen. Er hat ein Halsband und auf dem Kopf einen kürbisähnlichen Kreis, von dem fünf Striche nach der Mitte zurückgebogen sind; der kleine Widder ist ihm ähnlich. Solche Widderbilder mit und ohne Menschen in anbetender Stellung nehmen eine hervorragende Stellung in der Mitte der Felsbilder Nordwestafrikas ein. Man kann diese Gruppe: der anbetende Mensch vor dem die Scheibe auf dem Haupt tragenden Widder als das Bezeichnende im Kompositionswesen dieser afrikanischen Kunst, als das Mittel-Symbol der nordwestafrikanischen Felszeichnung erklären.

Ganz unerwartet erhielt ich eine zu dieser Darstellung augenscheinlich gehörende Mythe von den Kabylen Algeriens. Ich gebe hier aus der Atlantisausgabe unserer Sammlung afrikanischer Volksdichtung (Bd. I S. 10 ff. und S. 41 ff. und S. 70 ff.) die entsprechenden Traditionen. Bei diesen Gebirgstämmen entdeckte ich einen Schatz uralter kosmogonischer Fabeln, die noch offenkundige Beziehung zu der von Diodor und anderen Klassikern des Altertumes berichteten göttlichen Fabellehre zeigt. In dieser Sage von der Schöpfung der Welt spielt eine „erste Mutter der Welt“ eine schöpferische Rolle. Von ihr und der Entstehung der Schafe sowie über die Bedeutung der Widder handelt das Stück 5 der kabyliischen Schöpfungslegende, welches folgendermaßen lautet:

Die erste Mutter der Welt mahlte einmal auf ihrer Handmühle das Mehl, mischte es mit Wasser, und um die Stunde T'hza formte sie den Teig in Gestalt eines weiblichen Schafes. (Die Stunde T'hza ist etwa 9 oder $\frac{1}{2}$ 10 Uhr morgens.) Die erste Mutter der Welt hatte an den Händen Ruß von den Töpfen gehabt. Deshalb wurde der Kopf der Tiere schwarz, und der Leib, Hals und Beine weiß. Das Schaf aus Mehlteig legte sie darauf in den Spelt, der neben dem Mahlfteig lag und von dem Korn weggeblasen war. Es war Gerstenspelt. Der Spelt blieb sogleich an dem Teigtier hängen und wurde zur Wolle.

Am anderen Tage machte die erste Mutter der Welt aus Wasser und Mehl Teig und formte den Teig in Gestalt eines Widders. Die Hörner waren nicht nach oben gerichtet, damit die Menschen sich nicht daran stechen. Sie machte die Hörner deshalb gekrümmt und die Ohren wie eine Schnecke, eines rechts und eines links. Als sie den Teigwidder in den Spelt legen wollte, klang aus dem Spelt: „bäh, bäh, bäh.“ Das kleine Schaf, das

sie gestern gemacht hatte, war lebendig geworden und schrie aus dem Spelt. Die erste Mutter der Welt sagte: „Was ist das? Das erste Schaf, das ich aus Kuchenteig gemacht, schreit wie ich schreie (d. h. gibt Laute von sich), ich werde ihm zu essen geben von dem, was ich esse.“ Darauf legte die erste Mutter der Welt den schwarzen Widder neben das junge Schaf in den Spelt und gab dem jungen Schaf von ihrem Kuskus zu essen.

Am dritten Tage machte die erste Mutter der Welt wieder ein Schaf aus Teig, das wurde ganz weiß. Am vierten Tage machte die erste Mutter der Welt wieder einen Widder, der war auch ganz weiß. Am fünften Tage lagen im Spelt vier lebendige Schafe, von dem ein weibliches einen schwarzen Kopf hatte und sonst weiß war. Das andere weibliche Schaf war ganz weiß. Die anderen beiden Schafe waren Widder, und von diesen war einer schwarz und einer weiß. Als die erste Mutter der Welt diese vier Schafe gemacht hatte, sagte sie zum ersten Vater der Welt: „Dies ist jetzt genug.“ Darauf machte sie keine Schafe mehr.

Die erste Mutter der Welt behielt die vier Schafe in ihrem Haufe und fütterte sie. Die vier Schafe wuchsen und blöken. Die anderen Leute, die in der Nachbarschaft wohnten, hörten das Blöken der Schafe. Sie kamen und sagten: „Was ist das, was ihr da im Haufe habt? Was schreit so?“ Die erste Mutter der Welt sagte: „Es ist nichts. Es hat nichts auf sich. Es ist nichts, was ihr nicht auch habt. Das Brot schreit bei mir.“ Die erste Mutter der Welt gab den vier Schafen aber viel Kuskus und andere Speise, so daß sie schnell wuchsen und groß wurden.

Als die vier Schafe nun groß waren, liefen sie einmal zur Tür. Sie drängten die Tür ein wenig auf und sahen heraus. Sie sahen im Freien das Gras. Sie sprangen heraus und begannen das Gras zu fressen. Sie fraßen alles Gras umher und weideten hier und dort. Die Nachbarn sahen die Schafe, kamen zur ersten Mutter der Welt und sagten: „Wir haben Rinder, Stiere und Kühe. Die kennen wir. Was sind aber dies dort für Tiere? Wie hast du diese Schafe gemacht?“ Die erste Mutter der Welt wollte nicht sagen, wie sie die Schafe gemacht hatte; sie sagte: „Diese Tiere sind mir nachts zugelaufen. Wir haben sie freundlich aufgenommen. Da sind sie bei uns geblieben. Diese Tiere sind geworden wie die Menschen, wie ihr und ich.“

Die Nachbarn gingen. Sie gingen zur Ameise und fragten sie: „Was sind das für Tiere? Wie sind diese Tiere geworden? Wer hat sie gemacht? Zu was sind diese Tiere gut?“

Die Ameise sagte: „Diese Tiere heißen Schafe. Sie sollen von den Menschen sorgfältig gepflegt werden. Sie sind gut zum Essen. Ihre Haare aber sind die Wolle, aus der die Frauen die Burnusse weben können. Sie sind auch für die Feste. Ohne die Schafe könnt ihr die großen Feste nicht feiern. Diese Feste sind genau unterschieden nach den Monaten des Jahres. Das Jahr hat 12 Monate. Jeder Monat hat dreißig Tage. Jeder Tag hat eine Tageszeit und eine Nachtzeit. In diesen Zeiträumen liegen die Feste.“

Die Menschen fragten: „Welche Feste sind zu feiern?“ Die Ameise sagte: „Das eine Fest ist das Lääid thamhiend (im Juli). Dazu schlachtet große Tiere (Rinder) und vier oder sechs Schafe im Dorf. Jeder Mann, der eine Frau hat, stecke seine Debus (Schlagkeule) in die Erde, und neben jeder Schlagkeule lege man gleiches Essen bei der Verteilung hin. So sind alle gleich bedacht. Das zweite Fest ist Lääid thamkoran(d) (im Oktober). Zu diesem Feste soll jeder verheiratete Mann ein Schaf schlachten und soll seinen Kindern auflegen, daß alle gesund und stark werden. Von dem geschlachteten Schaf soll aber eine Schulter und der Kräutermagen (äkälfchiu), ein Ohr (thamdurd) und ein Auge in der Sonne getrocknet, in Salz gelegt und einen Monat und zehn Tage lang aufbewahrt werden für das dritte Fest. Das dritte Fest ist das Thafchurt, das wird einen Monat und zehn Tage nach dem vorigen veranstaltet, und dann werden die Teile des Schafes gegessen, die aufbewahrt wurden. Dies ist das Fest des Zitterns und des Schreckens. Wer in den ersten drei Tagen dieser Zeit Holz hackt, auf dem Felde arbeitet oder sonst etwas tut, wird in ein Zittern verfallen und dann sterben. Die Frauen müssen für dieses Fest alle Nahrungsmittel vorher bereiten. Das vierte Fest ist das Mulud, das ist wieder drei Monate später (also im Februar). Jedes Dorf soll Stiere kaufen und schlachten. Die Männer sollen ihre Debus in die Erde stecken und für ihre Familien den Anteil nehmen, der ihnen zukommt. In der Nacht vor dem großen Essen sollen aber alle heiligen Plätze mit Fackeln abgeleuchtet werden. Das sind die Feste, und jetzt, wo ihr die Schafe habt, könnt ihr sie begehren. Darum pflegt die Schafe gut.“

Die Leute fragten die Ameise weiter: „Wie sind aber die Schafe gemacht? Wie sollen wir Schafe erhalten, um die Feste feiern zu können?“ Die Ameise sagte: „Geht hin und sprecht mit der ersten Mutter der Welt. Merkt euch aber, daß, wenn ihr etwas kaufen wollt, ihr immer mit dem zahlen sollt, woraus das, was ihr kaufen wollt, bereitet ist. Geht also hin und sprecht mit der ersten Mutter der Welt.“

Die Leute gingen wieder zur ersten Mutter der Welt und sagten zu ihr: „Sage uns, wie die Schafe gemacht werden, wir wollen dir das dafür geben, woraus du sie bereitet hast.“

Die erste Mutter der Welt sagte: „Mahlt Gerstenmehl auf euren Mühlen, macht Kuchenteig und formt euch Schafe. Legt die Teigschafe in den Spelt. So hab ich meine Schafe gemacht. Vielleicht könnt ihr das auch machen.“

Die Leute gingen hin und versuchten es. Denn die erste Mutter der Welt war eine Stud (eine Zauberin, Plur.: stuten oder stuta). Sie war damals die einzige, und nie wieder nach ihr konnten die Zauberinnen das, was die erste Mutter der Welt vermocht hatte. Inzwischen sprangen die Widder auf die Schafe und die Schafe wurden trächtig. Jedes Schaf warf jedes Jahr zwei Lämmer. Die Schafe vermehrten sich schnell. Die Leute sahen es und kamen zur ersten Mutter der Welt und sagten: „Du hast die Schafe aus Gerstenmehl gemacht. Die Ameise hat gesagt, daß wir jedes Ding mit dem bezahlen

ollen, aus dem es gemacht ist. Wenn es dir recht ist, geben wir dir Gerste für die Schafe.“ So kauften alle Menschen von der ersten Mutter der Welt Schafe gegen Gerste. Alle Menschen kauften in Zukunft, was die anderen Besseres machten, gegen das, woraus es bereitet war. Denn Geld gab es noch nicht.

So kamen die Schafe zu den Menschen, und die Menschen konnten ihre Feste feiern. Der erste Widder, den die Mutter der Welt gebildet hatte, ist nicht wie andere Tiere gestorben. Er lief eines Tages hoch in das Gebirge, so hoch, daß er mit seinem Kopfe gegen die aufsteigende Sonne stieß. Die Sonne haftete an ihm, und so wandert er von da an mit ihr. Es gab früher auch ein Bild des Widders, das war oberhalb von Häithar. Davor war ein Mensch zu sehen, der wie die andern Menschen nach der rechten Zeit für Saat und Ernte fragte. Dieses Bild ist aber nur noch in wenigen Stücken zu sehen; denn als der große Frost über die Erde kam, zerstörte er nicht nur die Mutter der Welt, sondern auch Felsen. Und in jedem Jahre zerstört die Kälte ein wenig von dem Bilde des ersten Widders. . . . Der Schluß der Legende hat hier, also bei Völkern, die die Felsbilder der Sahara und des Sahara-Atlas nicht kennen, eine deutliche Erinnerung an längst vergangene Zeiten erhalten. Ganz klar ist hier ausgesprochen, daß die Scheibe auf dem Kopfe des Widders die Sonne ist, daß der Mensch, der vor dem Widderbild steht, nach der rechten Zeit für Saat und Ernte fragt, daß die Entstehung dieser Kultur zusammenhängt mit dem Landbau (Bildung aus Mehl) und mit der Gliederung der Jahreszeiten durch Feste.

Ein Sonnengott der Steinzeit! Dazu ist es nun hier am Platze, darauf hinzuweisen, daß die hamitische Kultur (siehe den nächsten Abschnitt!) überall Reste alten Sonnendienstes zeigt. Die äthiopische Kultur (siehe Abteilung II) scheint dagegen stets eine Bevorzugung des Mondkultus besessen zu haben.

Und hier in Nordwestafrika finden wir die ältesten Spuren des hamitischen Sonnendienstes. Aus der Steinzeit! Bekanntlich spielt der Jupiter Ammon mit dem Widderkopf auch im alten Ägypten eine große Rolle. Ammon tritt in Ägypten selbst verhältnismäßig spät auf. In der Oase Siva, wo ihm Alexander der Große tiefe Verehrung zollte, scheint er älter. Diese Oase liegt in der Libyschen Wüste, also auf dem Wege aus Nordwestafrika. Hier ist also ein klarer Hinweis dafür, daß Ägypten einen Teil seines alten Kulturreichtums dem Westen verdankt. Hier klingt der Pendelschlag West-Ost der älteren mediterranen Kulturbewegung nach. (Siehe oben S. 9, 10.)

Aber Ägypten hat außer Ammon einen noch älteren Gott, der wie jener mit dem Symbol des Widders ausgestattet wurde, den Gott Min. Da sei es mir gestattet, einige Nachrichten wiederzugeben, die ich auf der letzten Reise in die Sahara-Atlas-Lande aufzeichnen konnte. Zweimal traf ich auf vorislamische, heute verpönte und nur noch in Zaubersprüchen erhaltene Namen für Gott, einmal in der Kabylie und einmal bei den Berbern nahe Figuig in Marokko. Der Name lautete beide Male: Min.

Früher schon habe ich mich über die Bedeutung des widderköpfigen Sonnengottes in Afrika (Und Afrika sprach, Bd. I S. 245 und 246 ff.) ausgesprochen. Was damals als Vermutung vorgebracht wurde, fand während der letzten Reise reiche Bestätigung; aus der Steinzeit Nordwestafrikas wuchtet gewaltige Naturkraft, hohes Kulturwesen, mächtiges Kulturleben nach Osten und Süden herüber. Hier blüht eine Kunst für sich, Gestalten und Bilder, in deren Mitte die großartige Gestalt des Widder-Sonnengottes ihre bedeutungsvolle Stelle einnimmt.

Heute aus dieser Wüste, aus felloser Einsamkeit! Damals aber über wohlbewaldeten Bachtälern.

DAS HAMITISCHE MUTTERRECHT

(Hierzu Titelvignette)

Dem Wesen der hamitischen Kultur — um den einmal gefallen Namen nicht wieder aus dem Auge zu verlieren — kommen wir mit einem weiteren Felsbilde Nordostafrikas näher, das als Vignette an die Spitze dieses Teiles gesetzt wurde (S. 23). Die Felsbilder von Tiut sind durch das mehrfache Vorkommen menschlicher Figuren ausgezeichnet, Tiere sind häufig. Beide stehen z. T., so auch auf dem hier Wiedergegebenen, in kompositioneller Beziehung.

Das Bild zeigt von links nach rechts: zuerst eine menschliche Figur mit erhobenen Händen; zum zweiten ein kleines Rind, zum dritten eine bogenschießende menschliche Figur, zum vierten ein katzenartiges Tier, zum fünften einen Strauß. Die linke Menschenfigur hat andere Proportionen als die rechte. Die schlanke rechte Gestalt müßte als Mann, die linke üppige, zumal in der Lendengegend umfangreich dargestellte Figur als Weib in Anspruch genommen werden. Auch die von den Ellbogen hochgezogenen Doppellinien, die kaum etwas anderes als einen Schmuck oder Schmuckgehänge bedeuten können, sprechen für das Weib.

Das ganze Bild ist von links nach rechts gerichtet. Das heißt: Das Weib ist zwar en face mit der Vorderseite dem Beschauer zugewendet, der Mann und die drei Tiere sind aber nach rechts gewandt, und zwar befindet sich der Mann offenbar auf der Straußenjagd, auf der ihn das katzenartige Tier begleitet. Das katzenartige Tier erinnert an eine Berberfälsche, wonach die Berber früher Panther abgerichtet und mit auf die Jagd genommen hätten. Nur wird es sich hierin kaum um einen Panther, sondern um den heute wohl in diesen Ländern ausgestorbenen Jagdopard gehandelt haben. — Also der Mann zieht mit seinem Jagdopard nach rechts auf die Straußenjagd und läßt das Rind mit dem nach vorne blickenden Weib hinter sich.

Wenn das Rind sich auch mit dem nach rechts gewandten Profil dem großen Zuge der Jagdgruppe anschließt, so ist damit doch nicht unbedingt gesagt, daß das Tier dem Jagdzuge folgt. Das Rind steht hinter dem Jäger, nimmt also eine Stelle zwischen dem in der Ferne auf der Jagd sich befindenden Manne und dem mit dem Gesicht dem Beschauer zugewandten, also daheim weilenden Weib ein. Es befindet sich also auf der Weide zwischen dem Jagdgebiet und dem eigentlichen „Daheim“, aus dem die Frau mit erhobenen Händen auf den Beschauer sieht.

Das Merkwürdigste auf dem Bilde ist eine Linie, die, aus dem Unterleib der Frau entspringend, zwischen den Beinen hindurch und dann um das Rind und den Mann herum in dessen Unterleib tritt. Diese eigenartige Linie befindet sich aber nicht nur auf diesem Bilde, in Tiut kommt sie fünf bis sechsmal (einmal unklar) vor. In vier Fällen ist der Mann durch Pfeil und Bogen im Jagdaufzug dargestellt, die Frau jedesmal mit erhobenen Händen. Die Stellung des Mannes ist unzweideutig die der Waffenhandhabung, die Stellung der Frau immer wieder jene, die wir bei meiner Pygmäenfrau im Kongowalde, dann aber auch schon auf den Widderbildern der Steinzeit Nordwestafrikas kennen lernten. Die Frau betet also auf diesen Bildern. Was bedeutet nun diese Linie?

Die ungleiche Betätigung der beiden Figuren, von denen, um dies noch einmal zu betonen, der Mann die Waffe handhabt, während die Frau in der uns nun geläufigen Stellung betet, schließt den Hinweis auf eine intim eheliche Beziehung aus; der Ausgang und der Verlauf der langen Linie weist dagegen auf eine heute noch im hamitischen Kulturkreise Europas bestehende Wortanwendung (im französischen *utérin* — dem Uterus einer gleichen Mutter entstammend) hin und führt mich zu der Annahme, daß die lange Linie eine allegorische Andeutung der Verbindung der beiden Figuren durch die Nabelschnur ist. Das heißt: Die weibliche Gestalt ist nicht die Gattin, sondern die Mutter des Jägers. Sie betet für ihn (und auch wohl gleichzeitig für die Sicherheit ihres draußen weidenden Viehes) um Jagderfolg oder Kampferfolg. Hierzu habe ich einen größeren Beleg darin gefunden, daß früher bei den Berbern des südlichen Marokko stets die Mütter, niemals aber die Gattinnen den zum Kampf Ausziehenden die Amulette umhängten, und daß im Aures es ebenfalls die Mütter waren, die die Zauberformeln für ihre Söhne aussprachen. Eine Legende erzählt, daß die berühmte Kahia nur mit Mühe ihren Sohn vor dem Schaden bewahrte, den die von der Gattin in bester Absicht ausgesprochenen Formeln heraufbeschworen und erst mit der eigenen Zauberei den Schutz des Sohnes erwirkte.

Damit aber ist nur ein kleiner Zug aus einem tief einschneidenden, bis in alle Zweige hinein a priori sich auswirkenden Wesenszuge der Kultur dieser Länder geboten: Die Grundorganisation der alten Kultur Nordafrikas ist nämlich matriarchalisch. Solches wissen wir seit der Erschließung der ausgezeichneten Schilderungen, die der alte Herodot

den Weidevölkern Libyens fünfhundert Jahre vor unserer Zeitrechnung hat angeheißen lassen. Zu dieser Zeit lebten noch viele Völker des Mittelmeerbeckens in diesem ihrem angeborenen Kulturzustand, der unserer Zeit in seiner urwüchsigsten Natürlichkeit unverständlich geworden ist. Denn die alles äußerlich gleichmachende Zivilisation hat in Europa alles Paideuma mit ihrer Nebelschicht überzogen, die das Wesen der Kultur verhüllt und nur ernster, fachkundiger Untersuchung weicht. Reines Matriarchat als Kulturform gibt es aber auch auf andern Erdteilen nicht mehr.

Die Aktivität der patriarchalischen Kulturen ist heute wohl überall durchgedrungen, und die weiblichen Züge der matriarchalischen Kulturen kann man daran erkennen, daß sie sich dem Übergewicht des Stärkeren nach außen um so lieber unterwerfen, je sicherer sie sind, im Stillen und unbeachtet unter solchem Kleide eigenes Wesen um so ungeförter auswirken und ausleben zu können.

Immerhin ist auf afrikanischem Boden die matriarchalische Kultur noch in wesentlichen Zügen zu beobachten, wenn nicht aus letzten Spuren zu ermitteln. Sie zeigt hier folgendes Bild: In der gesellschaftlichen Ordnung der Menschen ist die Frau die entscheidende. Die Zugehörigkeit richtet sich nicht nach dem Vater, sondern nach der Mutter. Der Sohn eines Adligen und einer Sklavin wird Sklave, der von einem Sklaven gezeugte Sohn einer Adligen wird vornehm. Der Name und das Blut der Mutter entscheiden. Der Besitz liegt in den Händen der Frau und wird ursprünglich an die Tochter weiter vererbt. Der Mann hat kein Recht zu heiraten. Die Frau wählt den Bettgenossen. Und sie wählt sehr sorgfältig abwägend nach Möglichkeit den Geeignetesten, den Leistungsfähigsten, den Erfolgreichsten, kurz den Tüchtigsten. Oft muß er sich durch Kriegstaten und Jagdgeschicklichkeit auszeichnen. Wo die Wahl zweifelhaft ist, werden wohl zwei Rivalen gegeneinander zum Zweikampf aufgefordert, und sie reicht dem Sieger ihre Hand. Oder sie wählt den, der die meisten Feinde erschlug, der die meisten Jagdtrophäen gewann. Der Mann ist im Matriarchat der Frau ein Schmuck wie im ursprünglichen Patriarchat die Frau dem Manne ein Durchgangsgefäß seiner Sippenfortsetzung ist. Hat die matriarchalische Frau ihren Gatten gewählt, so nimmt sie ihn in ihre Hütte auf, während im Patriarchat der Mann die Frau aus ihrem Kreise löst und in seinen Sippenverband verschmilzt.

Als Schmuck erscheint der Mann im matriarchalischen Clan aber auch in Bezug auf seine Arbeitsleistung. Denn: die Frau verarbeitet die Häute zu Leder; sie hütet und melkt das Vieh, sie errichtet im Nomadenleben Zelt und Hütte; sie näht, flickt, spinnt, webt; dabei verrichtet sie noch die ganze Küchenarbeit vom Wasserholen bis zur Speisevorlage. Der Mann aber ist nur Krieger und Jäger. Im übrigen spielt er, besonders wenn er irgendwo verfaßt, eine recht kümmerliche Rolle und wird von den Bedjafrauen am Roten Meer ebenfowenig geachtet und dem eigenen Bruder in allen Ausdrücken der Zutunlichkeit und Fürsorge des Herzens untergeordnet wie bei den primitiven Berbern der westlichen Hamiten.

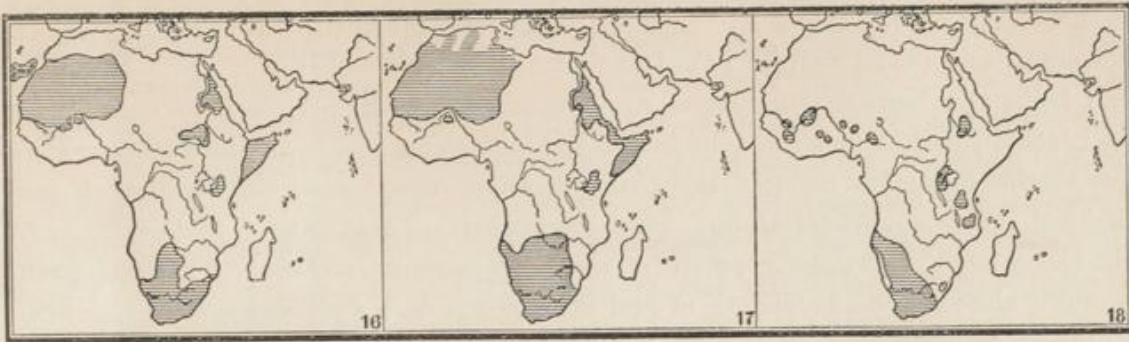
Jede kartographische Untersuchung ergibt, daß das ursprüngliche, reine Matriarchat nur der hamitischen Kultur und abgewandelt nur einer jüngeren gebrochenen Form der historischen Schicht zugehört. Als Ausdruck dieses primären urwüchigen Matriarchats betrachte ich auch die allegorische Darstellung der Nabelschnur auf dem Felsbild von Tiut. Daß das Matriarchat aber nicht nur die geschlecht- und charakterentscheidende Grundlage der Kultur der Felsbilderzeit, sondern gleichzeitig aller hamitischen Kultur, d. h. also, daß die Kultur Nordafrikas schon in der Steinzeit eine hamitische war, das soll im nächsten Abschnitt dargelegt werden.

WEGSICKERUNG UND GRENZEN DER HAMITISCHEN KULTUR

(Hierzu Tafel 9—12)

Oben setzte ich schon auseinander, wie alles dafür spricht, daß der ägyptische Ammon aus dem Westen stammt, seinen Weg über Siva erst in historischer Zeit genommen hat und so ein Wahrzeichen der in jungpaläolithischer Zeit aufkeimenden und sich mit seinem Schwergewicht nach Osten wendenden Kultur geworden ist. Als ältere Bewegung gleicher Art konnte das Wesen des Gottes Min gelten. Daß solche Bewegungen sich rhythmisch vollzogen, sich von Westen nach Osten fortsetzten und vor allem im Niltal, in der Niloase Haftung fanden, dafür gibt es noch eine Reihe von Belegen. Ältere Felsbilder in Ägypten hat besonders der sorgfältige Schweinfurth beschrieben. Über die Belebung des Steines und die Umbildung der felsigen Umwelt Ägyptens durch Petrographik sind nicht viel Worte zu verlieren. Aber erstaunlich und für Beurteilung bestimmter Fragen nicht aus dem Auge zu verlieren ist es, daß sogar das späte Philae (Tafel 10) noch Tempelwände zeigt, die in ihrer Behandlung durch Steinzeichnungen technisch in griechischer Zeit das wiederholen, was in Kleinafrika seit langem erloschen war.

Denn in früherer Zeit ist das alte Felszeichnen in Nordwestafrika erstorben. Das ist daraus zu ersehen, daß die Kunst des Verismus in der Steingraphik von zwei anderen Perioden abgelöst wurde. Vielfach finden sich über den in dicken Kehllinien ausgeführten Bildern der alten Zeit jüngere eingearbeitet, unter denen zwei Schichten unterschieden werden müssen, eine, die dem alten paläolithischen Stil gegenüber als mittlere, und eine, die als jüngere bezeichnet werden mag. Die Petrographik der mittleren Periode zeichnet sich durch symbolische Zeichen aus. In Kopflinien (nur selten in dann wenig gut nachgezogenen Rinnen) sind kümmerliche Tierfiguren in Balkenführung klein dargestellt. Es überwiegen dagegen einmal stilisierte Figuren und hierunter Rad, Svaftika und Wagen (?) usw., dann aber berberische Schriftzeichen. Die jüngere Petrographik ist dagegen



DIE LAGERUNG DER HAMITISCHEN KULTUR IN AFRIKA

16. Die Herstellung und Verwendung von Leder durch die Frau — 17. Bau des Zeltes und der Hütte durch die Frau — 18. Das Verfahren, die Kuh, deren Kalb gestorben ist, zur Milchabgabe dadurch zu bewegen, daß man ihr eine aus dem Fell des Kalbes gefertigte Puppe vorhält

wieder etwas mehr flächenhaft gehalten, zeigt schon das Kamel und Reiter mit Fahnen ufw. Vom reineren alten paläolithischen Typ bis zum jungen historichen ist eine rhythmisch auftretende Dekadenz bemerkbar. Je schwächer die Patina, desto schlechter die Darstellung. Monumentale Bedeutung hat keine der zwei jungen Felszeichnungsperioden aufzuweisen. Dies in großen Zügen die Geschichte der Felszeichnung in Kleinafrika und in der Sahara.

Für Afrika erschöpft sich mit diesem Hinweis auf Ägypten und jüngere Formen im Nordwesten die Frage der Felsbildnerie aber nicht. Einmal nämlich haben wir ein Durchfickern dieser Kulturvorgänge bis in den westlichen Sudan, in die Niger-Senegalländer ins Auge zu fallen, dann aber eine auf der Ostseite sich bemerklich machende Verschiebung bis nach Südafrika hinab.

Die Sudanischen Felsbilder (Tafel 11) haben nichts von der Monumentalität der Wüstenfelsbilder. Zur Reifezeit werden hier junge Burfchen unter überhängenden Felsen zu einem Leben in Zurückgezogenheit bestimmt. In den Wänden der überhängenden Felsen sind allerhand weiß umrandete, sonst in braunroter Farbe ausgeführte offenbar stilifizierte Bildchen aufgeführt.

Einige Zeichen erinnern an Eidechsen, Frösche und Menschen etc. Andere werden von den Eingeborenen als Ledertaschen, „wie die der Mossi“ ausgelegt. Letzte Reste! Die Burfchen aber haben in ihrer Zurückgezogenheit die Aufgabe, die Figuren neu auszumalen. In welch wunderlichen Formen äußern sich die Erinnerungen an große mythologische Auffassungen! Wie kümmerlich dieser Widerfchein althamitischer Kunst im äthiopischen Spiegel!

Ganz unzweifelhaft großartiger sind dagegen die Zeichnerieen auf den Felsen in den dem saharischen Klima so nahekommenen südafrikanischen Wüstengebieten.

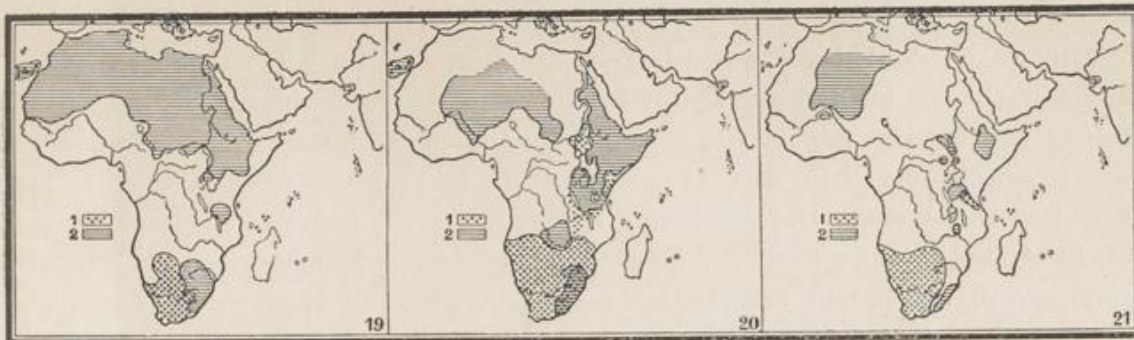
Hier werden einige Bilder wiedergegeben, die der alte Orpen im Jahre 1874 in einer

Monatschrift des Kaplandes herausgab, die heute also für uns so gut wie unzugänglich geworden sind (Tafel 12 und 13). Die Bilder stellen Gemälde dar. In diesem Falle sind keine Gravierungen nachweisbar. Als Gemälde sind sie polychrom. Des weiteren sei beachtet, daß es sich um vollständige Kompositionen und zwar um mehr als etwa nur Flächenfüllungen handelt. Die Gruppen zeigen ungeheure Geschicklichkeit und sind frei von jedem Schematismus. Denn wenn auch auf dem unteren Bild der Tafel 12 ein klarer Rhythmus ausgesprochen ist (von den Krokodilmenschen sind 1, 3 und 5 mit, 2 und 4 ohne Keule abgebildet), so sind die Figuren doch durchaus locker gezeichnet, schmißig, ohne Konvention. Das Leben, das aus Bildern wie Tafel 12 oben und Tafel 13 unten spricht, ist echt künstlerisch. Die steife Zeremonialstellung der mythischen Personen auf Tafel 13 ist von klassischer Ruhe und demgegenüber Tafel 12 oben von — man möchte sagen — unübertrefflicher Beweglichkeit.

Alles in allem genommen steht die Kunst Südafrikas als naive und veristische derjenigen Nordafrikas gegenüber. Im Gegensatz zu jener ist die Steinbildkunst der Nordafrikaner streng und zwar: die der Nordwestgegenden konventionell und blutlos, die der älteren Ägypter kleinlich, die der ägyptischen Hochkultur voller Stilkraft — soweit letztere monumental, d. h. mit dem Stein- und Naturbild auch auf der Tempelwand sich ergeht. So ist es, als wolle diese südafrikanische Bildkunst uns lehren, daß sie noch in unsere Zeit hineinlebe, während sie dort oben im Norden leblos aus der Vergangenheit, aus einer großen Vergangenheit, starre. Und dennoch gehört sie dem gleichen Boden an. Sie sind afrikanisch! Wenn wir sie vergleichen mit asiatischen und amerikanischen Parallelererscheinungen, so wird sofort klar, was asiatisch, was amerikanisch, was afrikanisch ist. Da bedarf es gar keiner langen Erörterung. Hier scheiden tiefe Wesenszüge zu bestimmter Umgrenzung. Saharische, ägyptische und südafrikanische Graphik und Malerei gehen aus solchem Vergleich aber nicht nur als afrikanische, sondern auch als dem Alteuropäischen Nächstverwandte hervor.

Damit steigt ein großes Problem auf, dem ich durchaus nicht aus dem Wege zu gehen gesonnen bin. Welche inneren Beziehungen sind es, die die buschmännische mit der saharisch-kleinafrikanischen Flächenkunst verbinden?

Auch die Buschmannszeichnungen zeigen Züge der Umbildung. Es gibt solche, die nur als Umriffe in den Stein geätzt sind, solche die nur in Umriffen gemalt, solche die in Umriffen gemalt und dann in zweiter Farbe flächengefüllt und viertens endlich solche, die a priori flächenmäßig ohne Konturierung angelegt sind. Von diesen scheinen die ersten die ältesten zu sein. Und gerade diese sind am weitesten nach Süden, zur Kapspitze vorgedrungen. Die Höchstentwickelten machen ihrer Verbreitung nach den Eindruck, nachgerückt zu sein. Das bedeutet, daß die südafrikanischen Typen der Felsflächenbebilderung die gleichen Formen aufweisen, wie die europäische Felszeichnung,



DIE LAGERUNG DER HAMITISCHEN KULTUR IN AFRIKA

Zweiartenbildung und zwar: 19. Vorherrschaft der Waffe, in älterer Zeit (1) des Bogens, in jüngerer (2) des Speeres — 20. Lederne Frauentracht, in älterer Zeit (1) Doppelschurz, in jüngerer (2) Lendenpagne — 21. Armabzeichen der Jäger und Krieger, in älterer Zeit (1) Tätowierung, in jüngerer (2) Armringe, zumal aus Stein

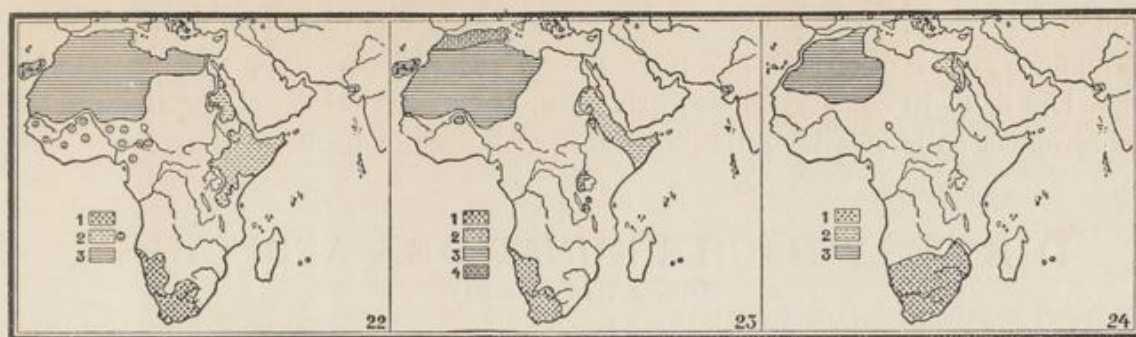
und daß auch hier die in reiner Konturgravierung behandelten als die ältesten, die polychrom-flächenhaft behandelten als die Letzten in der Reihe aufgetreten oder in das Land eingezogen sind. Mit letzteren Worten ist der große Unterschied gegenüber den europäischen Felsbildereien ausgesprochen. In Europa (Frankreich — Spanien) lösen sich die einzelnen Stilbildungen aus einem Wesen heraus umbildungsweise ab. Sie sind bodenständig — ohne daß ich dabei behaupten will, daß sie nicht einer von außenher erfolgten Befruchtung ihr Dasein verdanken. In Südafrika ist die Felszeichnerei aber eingewandert, schon dem ersten Anschein nach von Norden her. Was aber heißt das?

Schon oben wurde gesagt, daß die Felsbildnerei wie das Matriarchat (S. 41 ff.) der hamitischen Kultur angehören. Es wurde von dieser hamitischen Kultur schon allerhand gesprochen, hier nun soll ihre Beziehung zum Erdboden, ihre Ausbreitung und geographische Bewegung kurz skizziert werden. In Hinsicht darauf muß zunächst die Einheit der hamitischen Kultur, die natürlich auch in der Verbreitung zum Ausdruck kommt, betont werden (vergleiche Kärtchen 16—18 S. 45). Die Gebiete, in denen die Frau die Lederarbeit befragt, in denen sie mit für Afrika primärem Material näht, das Zelt, die Hütte, die Wohnstätte baut, in der mit der Kalbspuppe gemolken wird, sind im großen und ganzen die gleichen, wie ja die dieser Verbreitung zugehörigen Kultursymptome auch untereinander organischen Zusammenhang zeigen.

Fassen wir dieses Verbreitungsgebiet und das darauf sich abspielende Bild der Kulturschickale aber näher ins Auge, so zeigt sich, daß bei aller äußeren Einheit doch eine Differenzierung sich nachweisen läßt, die lediglich durch entwicklungsmäßige Stufenfolge und Außenbeziehung erklärt werden kann. Hier möchte ich auf zwei Varianten dieser Art hinweisen. Zunächst eine Gliederung in eine jüngere und eine ältere hamitische Kultur (vergleiche Kärtchen 19—21 oben). Da tritt z. B. zutage, daß die Vorherrschaft der Waffe im hamitischen Kulturkreis mindestens einmal gewechselt hat. Im

fernen Süden der Bogen, im Osten und Westen der Speer, und zwar anscheinend die Wurflanze, die der Krieger immer in zwei Exemplaren mit sich führte. — Ferner: Die Frauentracht der hamitischen Kultur hat, soweit die Verbreitung es gestattet, aus lebendig Bestehendem auf die Vergangenheit zu schließen, immer aus Leder bestanden, was ja ganz natürlich ist, da die Frauen stets die Lederarbeiterinnen gewesen zu sein scheinen. In schärferer Differenzierung tritt nun aber die hamitische lederne Frauentracht als Doppelschurz, dann als Lenderpagne auf. Ersterer besteht aus einem kleineren vorderen, die Schamteile bedeckenden und einem größeren hinteren, das Gefäß und die Lenden umspannenden Lederstück. Die lederne Pagne dagegen ist ein einziges größeres Stück, das den ganzen Unterleib ringsherum umfängt. Erstere Form gehört heute mehr dem Süden und Osten, letztere mehr dem Norden an. Bedeutungsvoll ist, daß vielfach die jungen Mädchen den Doppelschurz, die Frauen dagegen die Lenderpagne tragen, und dadurch charakterisiert sich ersteres als älteres, letzteres als jüngeres Kultursymptom. Als drittes Verbreitungsgebiet nun endlich das Sieges- und Adelszeichen, das im hamitischen Kulturkreis Afrikas am Männerarm zutage tritt und so recht das Symbol matriarchalisch-superlativistischer Tüchtigkeits-Wettdrängelei ist. Die ostföndliche Form zeigt das Einschneiden und Tätowieren des Armes zunächst als Blutzauber, um im chthonisch-magischen Sinn den Blutbann zu üben (Südwestafrika), dann als Tätowierung den Sieger als Preislichen zu kennzeichnen (nördliches Ostafrika) und endlich als Abzeichen der Adelskaste (nordwestliches Afrika).

Mit dem Sinne des vorletzten Kartenbildes war schon das Wesen einer Reihenfolge im Kulturbau und -Wandel afrikanischen Seins sowie eine diesem entsprechende Verschiebung älterer Kulturgüter nach Osten und Süden durch das im Norden von Westen nach Osten Vordringende angezeigt. Das letzte, dritte Beispiel dieser Serie (21) legt den gleichen geographischen Vorgang, die Verschiebung im Raume, noch deutlicher und mehrstufiger auch dem Sinn nach dar. Das rein paideumatifch-Magische als Innenlebiges wird verdrängt durch das systematisch-ausdrucksstarke Materialistische des Sozialbegriffes. Zu noch entscheidenderen Tatsachen aber führe ich mit der dritten Reihe von Kärtchen (Nr. 22—24) des hamitischen Kulturwandels (umstehend). Die Einheit der hamitischen Sprache ist seit Bleek und Lepsius bekannt und auch nach Bernhard Struck grund-einheitlicher Wurzel. Die durch wunderbar archaische Schnalzlaut charakterisierten Sprachen Südafrikas müssen als älteste Schicht, die ostafrikanischen schriftlosen als mittlere, die differenziert-schriftmäßigen Nordwestafrikas als jüngste Stufe angesehen werden. Dabei ist es bedeutungsvoll, daß die heute vor allem im Westfudan heimischen braunen Fulbe eine sogenannte osthamitische Sprache besitzen. Wir kennen heute ihre Herkunft aus dem Fezzan-Tunisgrenzgebiet (historische Station). Also haben die nordwestlichen helleren Hamiten einen älteren heute im Osten vorherrschenden Typus verdrängt.



DIE LAGERUNG DER HAMITISCHEN KULTUR IN AFRIKA

Dreischichtung. 22. Südhamitische (1), osthamitische (2 mit Fulbe im Westen) und westhamitische (3) Sprachen — 23. Das „Fette Weib“, im Süden naturgeboren (1), in der Mitte Ideal (2) oder gezüchtet (3) und in Kleinafrika im steinzeitlichen Felsbild (4) erhalten — 24. Felsbilder, (1) Gebiet noch lebender Felsbilderkunst. (2) Althistorische monumentale Felsbilderkunst. (3) Steinzeitliche Felsbilderei

Eine zweite Stufenfolge stellt die Verbreitung des „Fetten Weibes“ in Natur und Kunst der hamitischen Kultur dar. Seitdem im Beginn jungpaläolithischer Plastik glyptische Darstellungen bestehen, zeigt die Steinzeitkunst Europas von Frankreich her bis Malta etc. eine auffallend betonte programmatisch selbstverständliche Wiedergabe des weiblichen Torso als einer aufgeschwemmten, fettmolligen Masse — nicht nur die Steinzeitkunst Europas, sondern auch die Graphik Nordafrikas und die älteste Plastik Ägyptens! Was die Alten zeichneten, das erstreben die Jungen: die zweite Signatur der Karte zeigt die Gebiete, in denen das „fette Weib“ den Menschen der hamitischen Kultur technisch zu erzielendes Ideal ist; d. h. in denen die jungen mannbaren Mädchen bei sorgfamer Bewegungsenthaltung so lange und gründlich mit fettbildenden Milch- und Mehlspeisen genährt werden, bis sie dem sinnlich-ästhetischen Wunschziel der Heiratskandidaten entsprechen. Im dritten Gebiet, in Südafrika, ist aber die natürliche Neigung zur Fettstoffbildung (Steatopygie) so grundnatürlich, daß irgendwelche Kunstprozeduren gar nicht erst notwendig wären.

Knüpfen wir an das letzte Beispiel an. Die Rundung der Hottentotten ist eine naturgeborene, eine naturgemäß gegebene Tatsache. Ebenso natürlich ist der Verismus der steinzeitlichen Glyptik und Graphik. Sie ist dort erlebt, eingeboren, natur selbstverständlich. Zwischen diesen beiden Tatsachen der Vergangenheit und Gegenwart, d. h. zwischen dem in der Kunst des Nordens erhaltenen Spiegelbild des „Es war einmal“ und dem lebendig heute noch faßbaren „Es ist tatsächlich so“ des Südens stellen wir die künstliche Erhaltung eines Ideals der Vergangenheit als Mitte, als Brücke, als selbstverständliche Durchgangserscheinung. Daraus ergibt sich das, was schon mehrere vorhergehende Karten fittgemäß ausdrückten: Im Süden Afrikas ist heute als Tatsache erhalten, was einst (d. h. in der Vergangenheit, hier die Steinzeit) Nordwestafrika lebendig er-

füllte; im weiten, nach Südwesten gerichteten Bogen sind diese hamitischen Kultursymptome vom NW über O nach S weggeflickert. Die Wegflickerung wird unverkennbar. Die Bahn ist eukologisch vorgeschrieben. Dem Verismus der einstigen Kunst des Nordwestens entspricht die Tatsächlichkeit der heutigen, natürlichen Umwelt.

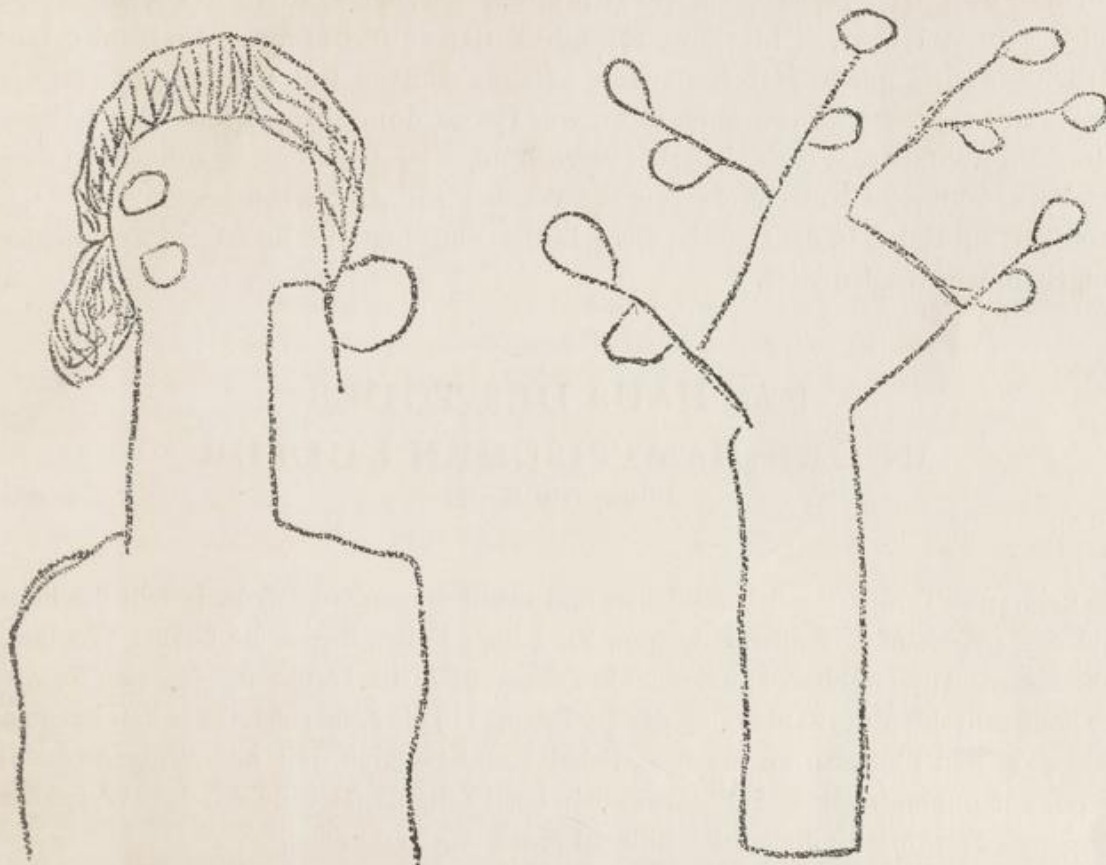
DIE GRAPHISCHE KUNST DER AFRIKANER

(Hierzu Tafel 14 und 15)

Unser Weg führte uns von der Petrographik, d. h. der tiefe Linien in den Stein schneidenden Umrißzeichnung, zur Behandlung der so umrissenen Flächen, dann die jüngere Konturenmalerei zur Flächenbehandlung und zur Polychromie. Jetzt handelt es sich um die Frage, wie weit diese Schneide- und Pinselkunst auf afrikanischem Boden zu einer eigentlichen Zeichenkunst geführt hat. Die Antwort hierauf fällt so kümmerlich aus, daß die Frage zuerst einmal umgestellt werden muß. Eigentliche Zeichenkunst besitzt Afrika nur in der älteren Kunst Ägyptens (Tafel 14), und diese zeigt in ihrem lebendigen Sein unbedingt mehr Beziehung zur Buschmannsmalerei Südafrikas (Tafel 12 und 13) als zur Steinschneidekunst Nordwestafrikas.

Um dem Wesen der Erscheinung näher zu kommen, möge noch einmal die Tatsache berührt werden, daß die heutigen Bewohner Kleinafrikas die Felsbilder nicht „sehen“, und daß diese Stämme im großen und ganzen genommen Bilder überhaupt nicht zu sehen vermögen. Diesen Mangel teilen die Nordafrikaner mit den ihnen scheinbar so nahestehenden Arabern, die heute ja den in diesen Ländern leitenden Kulturführertypus darstellen. Das ist umso erstaunlicher, als die angeblich und äußerlich genommen tatsächlich niedriger an Kultur gehaltenen Negervölker den Arabern hierin weit überlegen sind. Diesem merkwürdigen Unterschied, ja Gegensatz nachzuspüren scheint um so verlockender, als die vom Zentrum historischer Bildnerie entfernten Neger diese in umfangreichem Sinne übernahmen, während alle Völker der hamitischen Kultur ihr gegenüber interesselos verblieben sind und zwar bis heute. — Um der Sache näher zu kommen, drücke man einem Neger und einem Hamiten (d. h. nicht einem Araber, sondern einem Hamiten, hier einem oder jedem Kabylen des Djurdjura) je einen Bleistift in die Hand und lasse ihn sich ausgeben. Das Ergebnis ist ein erstaunliches: Der Hamit, der schwer Bilder erkennt und nie eine Plastik gekannt zu haben scheint, zeichnet vorzüglich (Tafel 15 und Abb. S. 53), bald realistisch, bald ornamentaler. Der Neger, ein glänzender Plastiker, zeichnet so unbeholfen, wie unsere unbegabtesten Kinder (Textabb. S. 51). Hier klafft ein schier unüberbrückbarer Gegensatz. Es gibt sicherlich nicht viele Gebiete, auf denen der Unterschied der äthiopischen und der hamitischen Kultur so unmittelbar offenbar wird.

Denn das Erstaunliche ist, daß die kindischen Zeichnungen, die ich S. 51 wiedergebe, von Männern angefertigt wurden, die jede Photographie auf den ersten Blick erkannten, die dazu noch Meister der Schnitzkunst, d. h. der Plastik und als solche unter den Stämmen ihrer Umgebung bekannt waren. In der realistischen Graphik habe ich aber alle Völker der äthiopischen Kultur ein sehr niederes Niveau nicht übersteigen sehen. Nach vielen Beobachtungen bin ich zu dem Resultat gekommen, daß der äthiopischen Kultur die figu-



ZEICHNUNGEN EINES MUSSONGE

Links ein Porträt, rechts ein Baum. Der Zeichner war ein seiner Geschicklichkeit wegen berühmter Holzschnitzer, der bis dahin weder mit Europäern noch mit Arabern in Berührung gekommen war (1914)

rale und kompositionelle Graphik nicht eingeht; sie ist ihr gegenfätzlich. (Siehe Teil IV.) Dagegen ist die Graphik der hamitischen Kultur Afrikas adäquat und zwar ausgehend von der Form des Verismus (Tafel 15). Jede Form der figuralen Plastik ist ihr aber kaum, und wenn wirklich einmal, dann nur sehr schwer zugänglich. Hierbei sei hervorgehoben, daß ich das Wort figural außerordentlich stark betont zu sehen wünsche.

Nun darf ich wohl hier darauf hinweisen, daß es eigentliche Urkulturen heute, wenig-

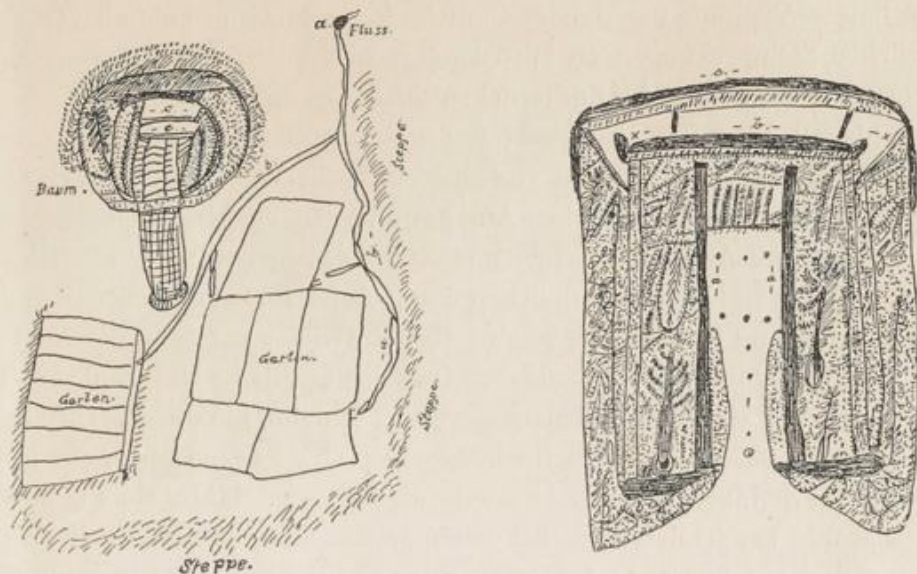
ftens in Vollkraft, nicht mehr gibt und schon seit Jahrtausenden nicht mehr gegeben hat. Letzte Formen folcher wären, wenn vorhanden, fo fenil, daß fie Unmittelbares kaum aus fchöpferifcher Blütezeit verkünden könnten. Die Urformen müßten unfruchtbar geworden fein. Fällt diefe Voraussetzung fort, fo tritt uns dafür eine reiche, ja überreiche Fülle von Beobachtungsmöglichkeiten entgegen, die noch nie gewürdigt wurde, die aber zu den tieferen und größeren Geheimnissen der Kultur hinabdrängen muß: denn find die Formen des „Ur“ vergangen, verkümmert, verrottet, fo ift das Kräftepiel geblieben, wird auch bleiben, folange Kultur auf diefem Erdball lebt. Die alternden und gealterten Kulturen Afrikas richten fich in dem, was fie bis heute aufnehmen, genau nach dem, was fie vordem einmal gezeitigt haben. Aus dem, was fie heute nach vielfacher Befruchtung oder Aufpfropfung aufnehmen oder ablehnen, können wir den Wefenzug des Werdens im „Ur“ erkennen. Damit ift ein Faden in das Gewebe diefes Buches eingefügt, der im letzten Teil wieder aufgenommen werden wird.

DAS HAUS DES TODES IN DER HAMITISCHEN KULTUR

(Hierzu Tafel 16—25)

Im fteinernen Tempel des fteinzeitlichen und mediterranen Nordafrika fpricht das Felsbild der aufgehenden Sonne entgegen. Zu feinen Füßen liegen die Gräber Weniger, Befonderer, Auserwählter. Die Sonnenftrahlen müßen fie berühren, — genau fo, wie die Sonnenftrahlen das Zauberbild, das der Pygmäe in die Erde gefchnitten hat, betasten follten, um den Blutbann zu brechen. Felsbild und Felsgrab, mit nur wenigen Manufakten zufammen im toten Steinmeer allein noch Zeugnis ablegend von dem Wefen der Vergangenheit, find in diefem lebendigem Sinne eng verbunden.

Diefen alten Gräbern haben wir emfig nachgefpiirt und getrachtet, ihrer plumpen Unförmigkeit Leben abzugewinnen. Kleinafrika ift übervoll von folchen ftummen Zeichen des Einft. Viele Hunderte haben wir erfchloffen und fo ein Bild gewonnen von ihrem Bau. Denn äußerlich find fie viele und die meiften gleich. Innerlich find fie fehr verfchieden. Eingehende Forfchung hat ein ganzes System von Formen zutage gefördert (vgl. Frobenius, „Der Kleinafrikanifche Grabbau“), deffen verfchiedene Stufen und Abzweigungen einem gefchichtlichen Werden im Innern und einer formalen Vermehrung von Außen entfprechen. Die älteften find von außen von Steinhaufen am Chauffeerande kaum zu unterfcheiden (Tafel 16), zeigen innerlich aber fehr merkwürdige Varianten. Zuweilen



ORIGINALZEICHNUNGEN EINES KABYLEN

Links: Baumwächterhaus (= taçest, plur. tiaçessin) zwischen Gärten der Kabylie. Bei a ist im Fluß ein Wehr (= taschtabik) angelegt, das das Wasser in die künstlichen Kanäle (tirgoa, sing. térga) leitet. In dem Baum ein auf den Ästen errichtetes Plattformpfahlhaus (taçest) mit zwei Lagerstätten (- c - c - = thiarännath, sing. thian) übereinander. — Rechts: Front eines sehr schönen Kabylenhouses. Die weiße Mittelfläche mit Punkten stellt die Eingangstür dar. Die a-Streifen sind die in Lehm geformten vertikalen Rahmenwülste (= tigich), - b - der obere horizontale Lehmrahmenwulst (= amthgirr). Der leere Raum X - - X stellt eine Art Tarorfitz über dem Acham mit Ausguck dar. Dieser Raum heißt thichamin-talhest. Oben der dunkle Streifen - c - stellt den Lehmschlag der Decke über der Schilfmasse dar. Diese Decke heißt skuf-uphela. — Im übrigen soll vor allen Dingen die schöne Bemalung der Vorderfront (Frauenarbeit) mit Zweigen, Pflanzen und Blumen dargestellt werden.

erhebt sich im Inneren ein ftehender Stein, ein Steloid (Tafel 18), zuweilen bildet aber auch ein kleiner Kasten ein regelrechtes Innengebäude für den Toten (Tafel 19).

Es ist sehr bemerkenswert, daß die ältesten Typen sehr vereinzelt oder nur in kleinen Gruppen zusammenliegen, daß aber, je weiter wir uns chronologisch von ihnen entfernen, sowohl die Zahl wie die Kunstfertigkeit in der Technik und auch die Größe zunehmen. Zwei verschiedene Stilarten sind unter den jüngeren besonders auffallend: der Schichtbau (vgl. die Typen Tafel 20) und der größere Standbau der Dolmen (Tafel 22). Der Schichtbau ist zuweilen auf Sockelbildung beschränkt, zuweilen aber auch bis zur falschen Gewölbebildung entwickelt. Der Standbau gibt sich besonders da, wo, wie bei Bu Nuara, Hunderte von Gräbern zu riesigen Friedhöfen vereinigt sind, in allerhand Spielformen kund, die alle in ihrer Gemeinsamkeit belegen, daß sie nur noch Skelette sind. Wie die älteren kleinen Kistchengräber waren auch sie eingehüllt, nicht aber wie jene in Steinschotterung unter einem Packbau, sondern unter Erdreich, das Wind und Regen inzwischen hinweggeföhlt haben. Diese Dolmen gehören einer Periode der Standbaukunst an, in der nicht nur die Grabkammern, sondern auch die Häuser der Lebenden wie Kartenhäuser aus Steinplatten gebaut wurden (vgl. Tafel 21).

Es ist ein langer Weg, den die kleinafrikanische steinerne Grabbaukunst von den ersten kümmerlichen Steinpackungen an zurückgelegt hat, sie ist weit gekommen, im geographischen wie im technisch-künstlerischen Sinne. In der Ausbreitung finden wir das Steingrab überall da, wohin hamitische und steinzeitliche Kulturelemente vordrangen und wo außerdem überhaupt Steine vorkommen, bis nach Oberguinea (vgl. Abb. S. 55), bis Ost- und von da bis Südafrika. Am gewaltigsten entfaltet sich diese Grabbaukunst in Ägypten, dessen einfache Formen nicht von den kleinafrikanischen verschieden sind. Rücklaufend sehen wir in der numidischen und späteren Blütezeit Kleinafrikas gewaltige Bauten emporsteigen (Tafeln 23 bis 25), die ihre Entwicklung fraglos tieferen Gedanken und der Berührung mit Ägypten verdanken (vgl. die ägyptische Hohlkehle auf Tafel 25). Tieferen Gedanken! — Welche Gedankenwelt ist es denn, die diese Gräber belebt! Im marokkanischen Gebiet erfuhr ich im Jahre 1914 eine Legende über die Entstehung der Tumuli. Die Steinbaugräber sind nach ihr die Reste der Häuser einer Urahnenschaft, die als Ischabaren bezeichnet wird. Bei diesen war es Sitte, daß man sich tötete, wenn die Lebensmittel ausgingen. Der Familienvater rief dann die Familienmitglieder zusammen und riß die Mittelpfeiler des Hauses ein. Das Haus stürzte zusammen und begrub die Menschen unter sich, die zu stolz waren, um etwa beim Nachbarn Lebensmittel zu erbetteln. Mein Berichterstatter aus dem Susannatal legte dem Familienvater die Worte unter: „Ich habe nichts mehr zu essen, ich werde mich, wenn der Mond das nächste Mal wandelt, töten.“ Im Gegensatz hierzu berichteten mir im Jahre 1917 Berber aus verschiedenen Teilen Marokkos wie Algeriens dies in einer neuen Lesart. Dem alten Bericht zufolge habe nicht der Familienvater, sondern die Familienmutter, und zwar nicht beim Mondwandel, sondern bei Sonnenaufgang das Einreißen bewerkstelligt. In der Tat läßt sich auch sonst in der Sahara und in Kleinafrika, in Ägypten wie in Ostafrika nachweisen, daß der Islam und die arabische Anschauung überall die Tendenz hat, in der Mythologie den Mond an Stelle der Sonne zu setzen.

Diese düstere Erzählung gewinnt nun dadurch an Interesse, daß die hamitische Kultur späterer Zeit dazu neigte, die Toten im Boden der Wohnung der Lebenden „einzufcharren“. Ich wähle diese Worte absichtlich. Denn eine eigentliche Bestattung in unserem Sinne kannte die ältere hamitische Kultur nicht. Das typische hamitische Totenritual besteht darin, daß der Verstorbene möglichst schnell zu einem Bündel in eine Tierhaut eingefchnürt und unter die Erde gebracht wird. Häufig erfolgt das Zusammenkrümmen und Verschnüren schon bevor der Tote noch den letzten Atem aushaucht. Vielfach werden im hamitischen Kulturkreis die Toten nur einfach ausgefetzt, den wilden Tieren als Nahrung hingeworfen, unter einem Steinhaufen hingelegt, dem jeder später Vorübergehende noch einen Steinwurf widmet.

In der althamitischen Kultur ist der Stein im Bau, im Kindheitsstadium einer Bau-



STEINMONUMENTE IN AFRIKA

Steinplattenbelag im Standkreis über alten Häuptlingsgräbern im liberianischen Urwald. Heute dienen diese Stätten als Beratungsplätze (Fritz Nansen DIAFE 1908)

kunft, zweifelsohne der Ausdruck des Dürfteren. Wo der Steinbau mit erhabenen und gleichzeitig erhebenden Gedanken verbunden ist, wie im späteren Kleinafrika, im höheren Ägypten, im jüngeren Ostafrika (vgl. Tafel 26) oder im Südosten (vgl. Textfigur S. 57, Ruinen aus dem ophirischen Kolonialgebiet), da verdankt Afrika solche Anregungen der Außenwelt und zwar sowohl im Religiösen wie im Profanen. Dürfter ist der Stein, tot wie seine Natur. Der unter Steinen verscharrte Tote soll unten im Hades verbleiben und ja nicht wieder als Gespenst zurückkehren. Was Agatharchides von den Troglodyten erzählt, stimmt noch für heute: abschiednehmend werden Steine auf Steingrabhaufen geworfen: „Störe uns nicht!“ lautet der begleitende Zuruf der Bedjastämme. Und ist es nicht auch ein düfterer Sinn, der sogar dem Felsbild innewohnt, das die Sonne beleuchten soll, um vor dem Blutzauber zu schützen? — Wahrlich, diese Menschen des Höhlengefühles (Paideuma S. 40/1) bedurften des Tageslichtes zur Befreiung vom düfteren Druck des Steines — und werden ihm doch nicht entgehen.

DIE WOHNSTÄTTE DER LEBENDEN

(Hierzu Tafel 27—48)

Vom eigentlichen Wohnen der Lebendigen weiß der Stein in Afrika wenig zu sagen. Auch in der hamitischen Kultur hat er nur auf höherer Stufe und sonst nur in einem an anderer Stelle zu besprechendem Falle zum Wohnbau Wesentliches bedeutet. Vom

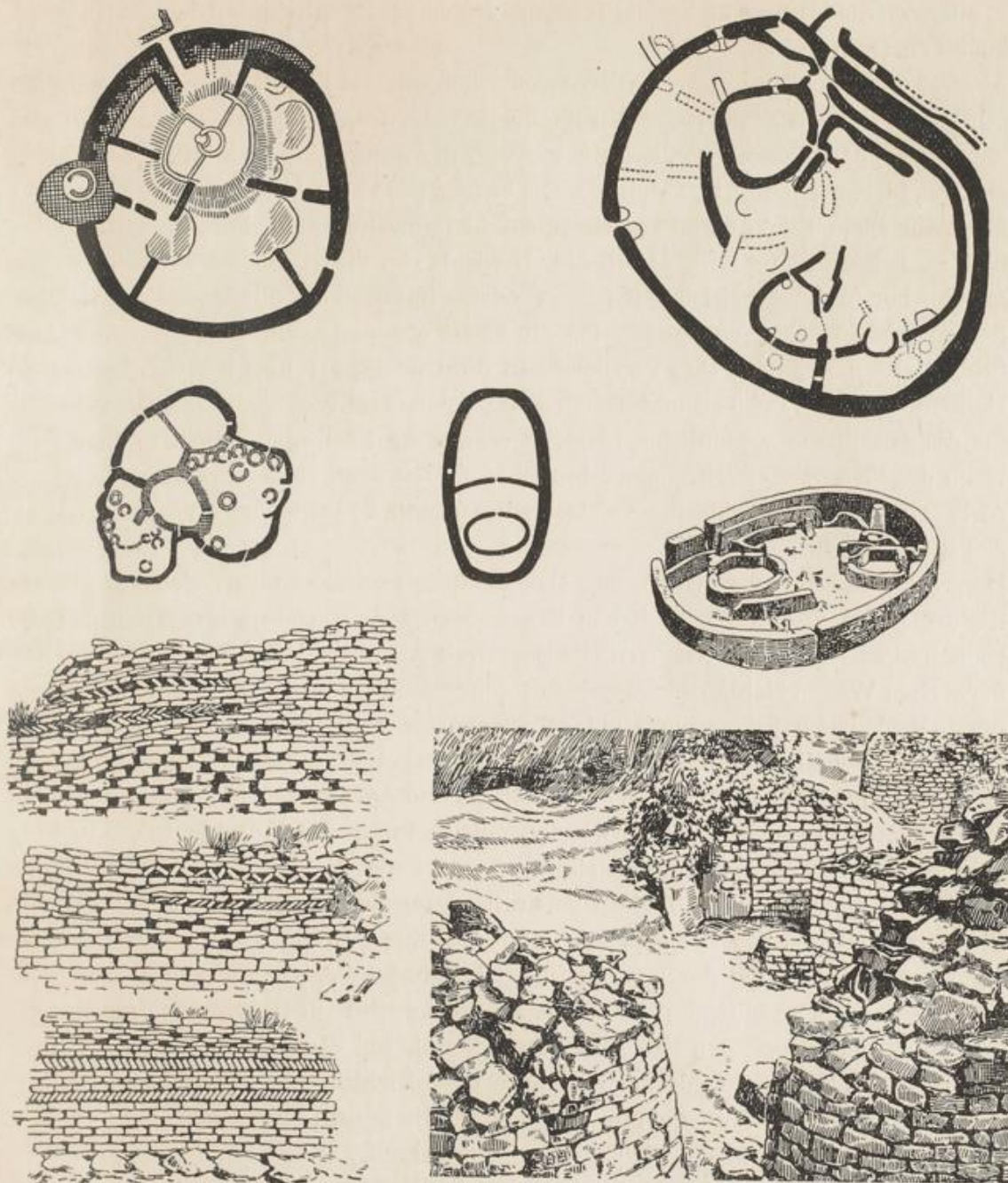
Stein aus ist ein Blick in die Tiefe der hamitischen und saharischen Wohnweise nicht zu gewinnen. Eine Einsicht bedeutet hierfür die Erschließung der Erde und fällt damit, nach meinem Plane, dem nächsten Teile zu (vgl. Teil III S. 81 ff.). Es sind also mehr die Vorbedingungen des Wohnens, die für hier in Betracht kommen. Dazu soll aber eine gewisse Übersicht über das später von höherer Warte aus nachzuprüfende Material geboten werden.

Das Bestimmende und zwar der Entelechie wie der Ausgestaltung nach Entscheidende war für die hamitische Kultur stets die Beziehung zum Tier. Soweit wir auf afrikanischem Boden die maßgebende Betätigung der Hamiten festzustellen vermögen, ist Viehzucht immer mit dem Hamitismus als Kulturform immanent verbunden. Im nördlichen, östlichen wie südlichen Afrika herrscht der Charakterzug so bestimmend vor, daß er sogar dann nicht übersehen werden kann, wenn ein integrierender Teil der Bevölkerung, wie in Kleinafrika sogar schon zu Zeiten vor Herodot (gegenüber viehzüchtenden Libyern zwischen den großen Syrten und Ägypten), zum Landbau übergegangen ist.

Dem entspricht die Wohnung, das Zelt, das aus gebogenen Stangen besteht, über die im Osten und Süden (und früher auch in Kleinafrika) Lederdecken, im Nordost Matten und im Nordwesten heute Wollstoffe gelegt werden (Tafel 27 und 28). Die große Fläche wird kulturell bedingt durch den Wohnort, gleichviel ob die Stämme Rinder, Schafe oder Kamele züchten, oder aber ob sie als Araber und Tuareg Reiter sind. Sind sie Reiter, so ist es gleichgültig, ob sie wie diese Kamele oder wie jene Pferde haben, sie werden die Herren der ihnen dienenden Feldbauern, der Oasenbewohner.

Mit dem Wort Oase verlassen wir die ursprüngliche Wesenheit der hamitischen Kultur. Ein höheres Fremdelement setzt ein. Die Oase ist nichts Ursprüngliches im hamitischen Kulturkreis. Die Oase ist etwas in das hamitische Leben Hineingewachsenes. Das Hamitische hat sich in Steppen und Wüsten zurückgezogen, weil diese seinem ursprünglichen Lebenssinn allein adäquat sind und das Höhere, dem Hamiten Fremde, unmöglich machen. Die Oase aber, eine erst in jüngerer Zeit entstandene Form des Landschaftsbildes, hat die Eigenschaft, fremden und höheren Kulturformen Aufnahme zu gewähren und sie sich in stillstarker Aufsaugung zuzueignen.

Nordafrika wie Südafrika verfielen nach der letzten Pluvialzeit der Wüstenbildung. Die Pflanzenwelt zog sich auf wenige, durch Wasser bevorzugte Gebietsteile zurück. Die Menschen wurden gezwungen, diese Inseln gegen die Wüste zu verteidigen und so wurden die Oasen zu Haftpunkten jeder von außen kommenden Kraft, die in dieses schwere Ringen neue Waffen hineinrug. Je größer und bedeutungsvoller die Oase (Ägypten!), desto bedeutungsvoller die Haftfähigkeit. Typisch hierfür ist vor allem die Bewässerungsfrage. Es ist bekannt, welche Rolle sie in Ägypten spielte, wie hier schon



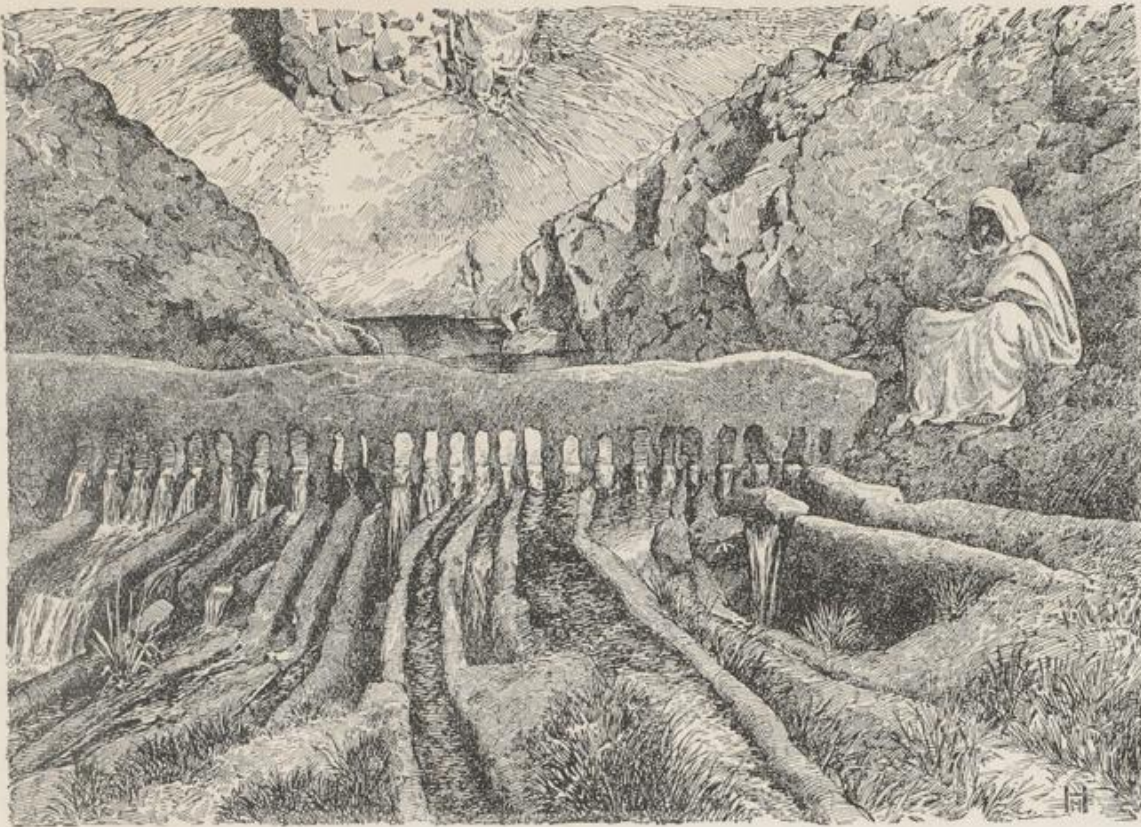
RUINEN DES SÜDERYTHRÄISCHEN KULTURGEBIETES

Oben Grundrisse, rechts darunter eine Ansicht der am berühmtesten gewordenen Anlage von Simbabwe. Unten links Proben der Steinsetzung und rechts Blick in die Anlagen von Simbabwe. Nach David Randall-Maciver, R. N. Hall und M. G. Neal

in alter Zeit Staudämme und große Teichanlagen dem Selbsterhaltungstrieb des Nilstromlandes zu Hilfe kamen.

Aber ebenso erschütternd großartig entrollte sich mir das Bild des hierin so wenig beachteten Nordwestafrikas. Nicht nur die oberirdische Anlage (vgl. Tafel 29 und 30 und Barrage S. 59), sondern vor allem die Fogarra, die unterirdischen künstlichen Wasseranlagen, bieten erstaunliche Tatfachen. Die beifolgenden Textabbildungen (S. 60 und 61), sowie vor allem Tafel 31 und 32 zeigen, daß hier gewaltige Hallen und Gänge angelegt sind, — sicher in alter Zeit. Denn: hier ist nichts von maurischer oder römischer oder griechischer Architektur! Diese falschen Gewölbe mit oben abschließenden Winkelfußsteinen haben in einer einzigen Periode, in einem einzigen Kulturkreis und seinen Ausstrahlungsumlagerungen ihre Parallelen: in dem der ägäischen Kultur. So wie die Dolmenbauweise (Tafel 18 und Tafel 19) im Toten- und Wohnbau Westafrikas Belege für das Ausklingen westöstlicher Pendelbewegung im Neolithikum sind, so diese Bauweise der Fogarra Anzeichen einer in der Metallzeit auch im ägäischen Meer wie in Afrika einsetzenden Wende, das Ansetzen eines starken, von Osten nach Westen erfolgenden Rückpendelns.

Derart beginnt mit der natürlichen Oasenbildung fremdes Kulturwesen aus anderer Richtung sich einzunisten. Zwischen Erg und Hamada (Tafel 33 bis 36) entsteht im bodenstarken Niltal jetzt die herrliche Eigenwelt Ägyptens, im einförmigen, strukturschwachen Westen Nordafrikas aber jene träumerische Oasenwelt, die sich im Bauwesen und in der Wirtschaftsform mehr und mehr vom ursprünglich hamitischen Typus entfernt und einem Fremdling nach dem andern Gastrecht bietet, bis der Islam seinen Einzug hält. Die Unterschiedlichkeit der Kultur Kleinafrikas und Ägyptens ist so gewaltig, tritt mit so markanten Zügen hervor, daß wir dieser Erscheinung Beachtung schenken und annehmen dürfen, daß sie Entscheidendes über mancherlei Wesenszüge der Kulturbildung überhaupt verrät. Landschaftliche Übereinstimmung der Umwelt ist das Verbindende. Ein Ritt durch die libysche oder die nubische Wüste gewährt gleiche Bilder und Erlebnisse wie ein Marsch durch Kleinafrika oder die Sahara. Trennend ist aber die Tatsache, daß der erste Blick des Wanderers beim Eintreffen am Oasenrande Ägyptens zuerst durch den Strom, den Nil, gefesselt wird, während er in den westlichen Wüsten-oasen auf infelartige Gebilde fällt, die nach allen Richtungen von Wüste oder Steppe umgeben sind. Dieser Nilstrom nun verbindet. Die in seinem Becken aufgeblühte Kultur empfing von Süden, aus dem kuschitischen Kulturkreise, ebenso wie seinerzeit die altbabylonische. Sie lebte im engen Verkehr mit dem ägäischen Kulturkreise, mit „Kefto“. Damit aber lag Ägypten auf der Bahn der „hohen Kulturen“; Kleinafrika und die Sahara lagen außerhalb dieser Zone (s. Teil I). Die kulturelle Höchstleistung auf klein-afrikanischem Boden gehörte der Vergangenheit an, als Ägypten erste Knospen trieb.

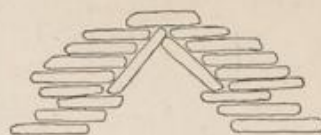
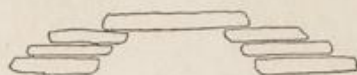


KLEINAFRIKANISCHE BEWÄSSERUNGSANLAGEN

Der steinerne Staudamm von Timimun, Westsahara, nach Originalphotographie gezeichnet von H. Hagler

Man beachte diesen gewaltigen Unterschied. Die Kultur Kleinafrikas stand auf der Höhe in der Zeit der West-Ostpendelung, diejenige Ägyptens in der Periode der Ost-Westpendelung. Und dennoch liegt die Großartigkeit der ägyptischen Kultur und ihre ungeheure Fähigkeit zur Stileinheit begründet in ihrer Zugehörigkeit zu Afrika, in ihrer Abstammung aus einer Steinzeit. — Dieser Unterschied wird am klarsten bei Betrachtung der Architektur. Im Grabbau gehen ägyptische wie kleinafrikanische Formen von gleicher Struktur aus. Der ägyptische Tempel fehlt den westlichen Ländern. Der Eigentümlichkeiten älterer westlicher Architekturen ging Ägypten verlustig. Gerade diese aber sind kulturgeschichtlich trotz ihrer Schlichtheit von großer Bedeutung.

Die Architektur dieser westlichen Oasensiedlungen zu erfassen, ist nach den historischen Gesichtspunkten um so leichter, je kunstvoller sie auftritt (Tafel 57—56). Die schlichte Urform als Naturwesen zu erfassen wird aber erst dann möglich sein, wenn der Erdbau in seiner ganzen Eigenart zur Sprache gebracht ist. Das aber ist Angelegenheit des



KLEINAFRIKANISCHE BEWÄSSERUNGSANLAGEN
Einzelheiten: Eingänge, Nischen, Steinlagerung. Gezeichnet von C. Arriens (DIAFE 1914)

nächsten Teiles. So wie in diesem Teile und zumal in dem Abschnitt über das Zeichnen das gegenfätzliche Phänomen der äthiopischen Kultur vorweggenommen wurde, so spare ich mir zur Charakterisierung eines analogen Kontrastes einiges aus der hamitischen Kultur für Gegenüberstellung im Nächstfolgenden auf.

Dann wird sich das wieder zeigen, worauf ich am Ende des vorletzten Abschnitts hinwies (S. 53), daß nämlich die Entelechie des Paideuma an allem Jungen — aus dem, was es etwa von außen, und wie es dies dann aufnimmt und zur Entfaltung bringt, ebenfogut und besser abgelesen werden kann, als aus der senil gewordenen, kümmerlichen, vertrockneten und unfruchtbar gewordenen Nachkommenschaft der Urform.

DIE SEELE DER STEINZEIT

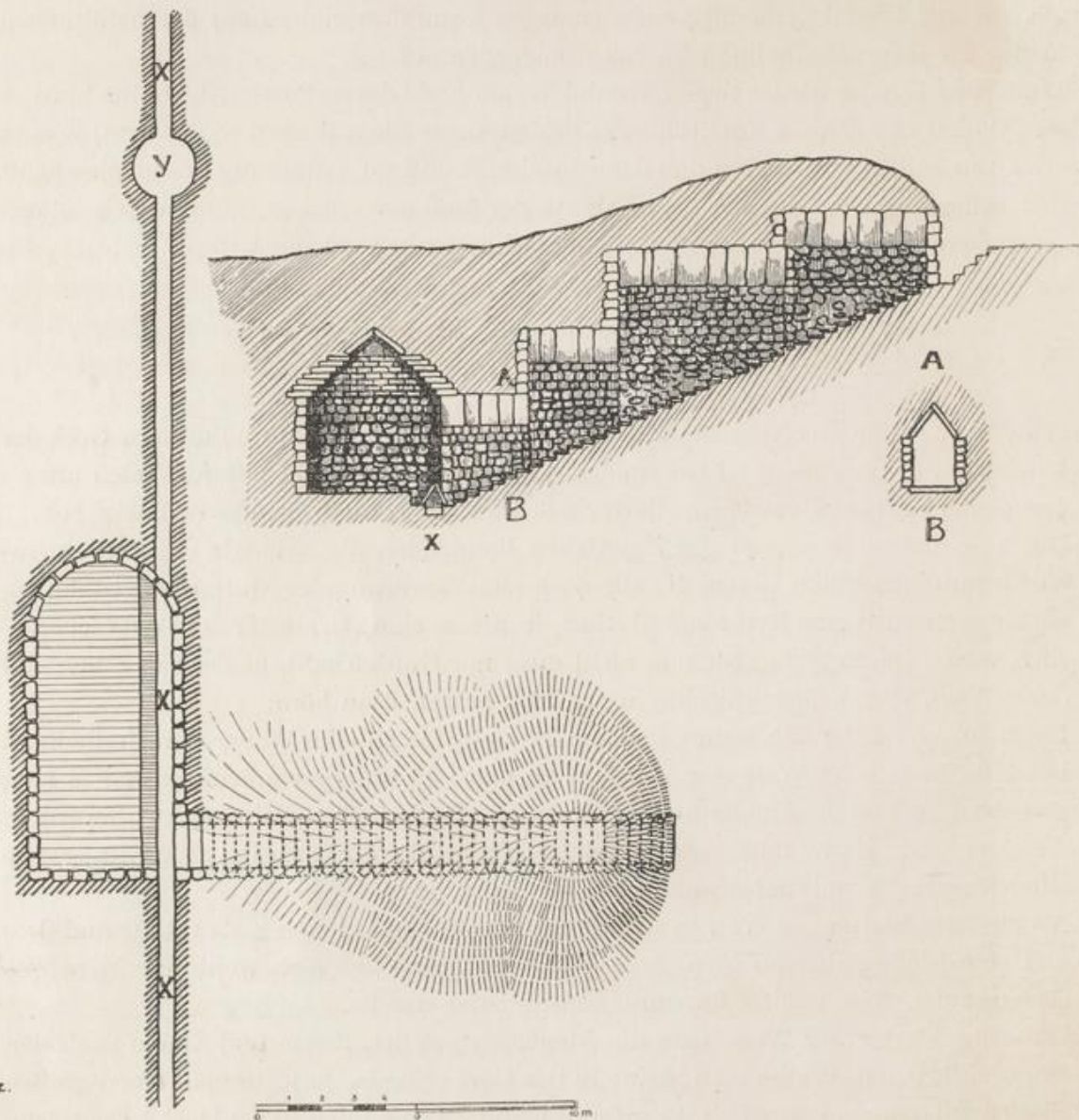
Schwer ist es für uns Nordländer, uns mit dem schwermütigen und düstern Geist der Länder des ewigen Steins zu befreunden, ihn zu fassen und sein bitteres Wesen uns als verstanden zu eigen zu machen. Hierfür möchte ich ein entscheidendes Beispiel geben.

Die hamitischen Bewohner der algerischen Bergländer, die, wie wir oben sahen, zunächst mutterrechtlich lebten, die also doch eine Verehrung der Mutter pflegen sollten, haben denn auch eine Reihe von Mythen, in denen eine „Urmutter der Welt“ schöpferisch wirkt, vgl. S. 37 ff., aber nun nicht etwa nur Gutes schafft, sondern als echte Stud (böses Weib, Hexe) alles Schlechte in die Welt bringt. Man höre:

Im Anfang sprachen alle Steine, sprach alles Holz, sprach alles Wasser, sprach die Erde. Die erste Mutter der Welt war aber sehr alt und sehr klug geworden. Sie war so klug geworden, daß sie die Ameise nicht mehr fragte, sondern alles allein machte. Sie wurde die erste Stud. Sie war die erste und die größte Zauberin. Nach ihr aber wurden alle alten Kabylenfrauen Zauberinnen und sind es bis heute.

Als die erste Mutter der Welt so alt geworden war, gab es schon viele Dörfer und Orte und eine große Zahl von Menschen. Die erste Mutter der Welt wollte die Menschen aber trennen, denn je älter sie wurde, um so böser war sie.

Die erste Mutter der Welt hatte die Menschen gelehrt, Feuer und Steine nach den Orten zu bringen. Wollte man Steine in das Dorf bringen, so legte man einen großen Haufen zusammen, stellte sich darauf und sagte: „Trage mich in das Dorf.“ Dann trug der Steinhaufen den, der obenauf stand, in das Dorf und man hatte seine Steine dort, wo man sie haben wollte. Wollte eine Frau Feuerholz haben, so ging sie in den Wald, legte eine große Last Holz zusammen, stellte sich auf die Last und sagte: „Trage mich in das Dorf.“ Dann trug die Last Holz die Frau in das Dorf, und sie hatte dann gleich alles daheim.



KLEINAFRIKANISCHE BEWÄSSERUNGSANLAGEN
 Grundriß und Querschnitt eines Teiles der unterirdischen Wasserführung mit Badegewölbe und Brunnenschacht in Uled Djaba.
 (Oasengruppe Figuig in Südmarokko.) Aufgenommen von L. F. (DIAFE 1914). — Man beachte die Verwandtschaft
 mit „mykenischen“ Architekturen

So hatte die erste Mutter der Welt die Menschen gelehrt, und so beherrschten die Menschen das Holz, die Steine, die Erde. Nur das Wasser beherrschten sie nicht. Als die erste Mutter nun aber eine alte böse Zauberin geworden war, wollte sie die Menschen glauben machen, sie habe alles gemacht. Und als die Menschen es nicht glaubten, wollte sie die Menschen trennen.

Sie tat dies vor dem Feste Ithufum (dem islamischen Ramadan, im Juli gefeiert). Das Fest Ithufum wurde damals drei Tage lang gefeiert. Zu dem Fest brauchten die Frauen viel Holz. Ehe die andern Frauen nun in den Wald gezogen waren, um das Holz zu sammeln, das sie für das Fest brauchten, um sich dann darauf nach Hause tragen zu lassen, ging die erste Mutter der Welt in den Busch, sammelte trocknes Holz und legte es auf einen Haufen zusammen. Dann stellte sie sich auf die große Last Holz und sagte: „Nun trage mich nach Hause.“ Die Last Holz setzte sich in Bewegung. Als das Holz mit der ersten Mutter der Welt ein gutes Stück weit gekommen war, ließ sie einen Wind streichen. (Es ist dies die größte Schmach, die der Kabyle irgend jemand antun kann, und darum nie zu beobachten.) Das Holz lag sofort still und sagte: „Du beschimpfst mich. Du verpestest um mich die Luft. Ich bleibe stehen. Ich trage dich nicht weiter.“ Die erste Mutter der Welt sagte: „Geh nur! Geh nur! Geh nur!“ Das Holz blieb aber liegen und rührte sich nicht. Das Holz sprach auch nicht mehr. Da stieg die erste Mutter der Welt herab, hob die Last Holz auf den eigenen Rücken und trug sie heim. Seitdem hörte das Holz auf, die Menschen heimzutragen. Seitdem müssen die Menschen das Holz heimtragen.

Die andern Frauen sahen, wie die erste Mutter der Welt ihr Holz auf dem Rücken heimtrug. Sie fragten die erste Mutter der Welt: „Weshalb trägst du das Holz selbst?“ Die erste Mutter der Welt sagte: „Das Holz will uns nicht mehr tragen. Wir müssen es in Zukunft selbst tragen.“ Da schalten die andern Frauen und Männer und sagten: „Wie doch! Die alte Frau verdirbt uns alles. Wir sollen der Schmach der alten Frau wegen alles in Zukunft selbst tragen.“

Es entstand ein großer Streit unter den Menschen. Es war der erste Streit. Die Menschen zankten, schimpften und bestritten einander. Ihre Sprache geriet in große Unordnung. Nach einiger Zeit verstanden sie nicht mehr die Sprache der Nachbarn. Im großen Hause (der Menschheit) verstanden die Menschen sich nicht mehr untereinander.

Wenn der eine sagte: „Wir wollen gehen“, so verstand der andere: „Wir wollen bleiben“. Dann entstand ein Strei und eine Zwietracht. Alle Menschen wurden untereinander uneinig. Bis sich einige Amrar asemeni (kluge alte Männer) einfanden; die führten nach dem Rate der Ameise die Menschen und rieten ihnen, und so entstanden die Mächte. Die alten klugen Männer führten die einzelnen Völker, jedes an seinen Platz. Sie führten die Menschen in die wilden (unbewohnten) Länder. Dort nahm jedes Volk seine eigene Sprache an. So entstanden die sieben Sprachen.

Die erste Mutter der Welt brachte alles Unglück in die Welt. Sie machte alles Schlechte, und die Menschen haben es noch heute unter sich. Alle Blinden, alle Törrichten, alle Stummen, alle Tauben haben ihr Unglück von der ersten Mutter der Welt, die nur alles entzweite und verdarb, weil sie eine große Zauberin war und alles beherrschen wollte und Freude am Unglück hatte.

Jetzt will ich erzählen, wie diese Alte dann aber ein Ende nahm, nachdem sie viel Unglück in die Welt gebracht hatte.

Die erste Mutter der Welt hatte eine Farm am Fuße der hohen Felsen am Djudjurra-gebirge, da, wo beim Dorfe Beni Buchardan die mächtigen Felsen von Thibura Säinfa aufragen. Dort weidete sie ihre Schafe und Rinder einmal am Ende des Monats Inäger (der als ein noch milder Monat dem härtesten Monat Forar vorangeht). Die erste Mutter der Welt saß inmitten ihrer Schafe und Rinder und machte im Ziegenfack Buttermilch. Es war schon drei Tage lang ein wenig Schnee gefallen, und ein kleines Schaf huftete neben der Mutter der Welt.

Da spottete die erste Mutter der Welt über den guten Monat Inäger und sagte: „Habe keine Angst. Der gute Vetter Inäger ist fort, und er wird dir nicht mehr viel schaden.“ Als der Monat Inäger das hörte, ward er zornig und sagte zu dem Monat Forar: „Ich bitte dich, Vetter Forar, mir einen Tag und eine Nacht zu leihen, ich will das alte liederliche Weib töten; sie hat mich beschimpft und gefagt, ich könne ihr nichts mehr tun.“ Der Monat Forar sagte: „Nimm nicht einen Tag und eine Nacht, sondern nimm sieben Tage und sieben Nächte von mir und bestrafe sie.“

Als Inäger so die sieben Tage und sieben Nächte von dem Monat Forar geliehen hatte, sagte er zu der ersten Mutter der Welt: „Ich bin noch nicht fort, meine Alte! Ich habe noch sieben Tage und sieben Nächte, du arme Alte! Wenn diese sieben Tage und Nächte noch nicht genügen, werde ich mir noch mehr Tage und Nächte von Forar leihen!“ Dann begann es zu schneien, zu hageln, zu stürmen; es ward so dunkel, daß die Sonne verschwand und man den Tag nicht von der Nacht unterscheiden konnte. Die erste Mutter der Welt saß zusammengekauert mit dem Strick des Butterfackes da und konnte sich nicht rühren, so starr wurde sie. Die Kühe und Stiere und Schafe und Widder lagen und standen umher und konnten sich nicht rühren, so starr waren sie.

Nach vier Tagen und drei Nächten hatte Inäger die erste Mutter der Welt und alle ihre Tiere in Stein verwandelt. Und als solche kann man sie heute noch auf der Fläche (oder Alm), am Fuße des Thibura-Säinfa liegen sehen.

Seit der Zeit aber ist der Monat Inäger der schlechteste des Jahres für die alten Frauen. Am Ende des Monats Inäger, in jenen Tagen, die er sich vom Monat Forar geliehen hatte, beginnen die alten Frauen krank zu werden und zu leiden. Die meisten alten Frauen sterben in den letzten Tagen des Monats Inäger.

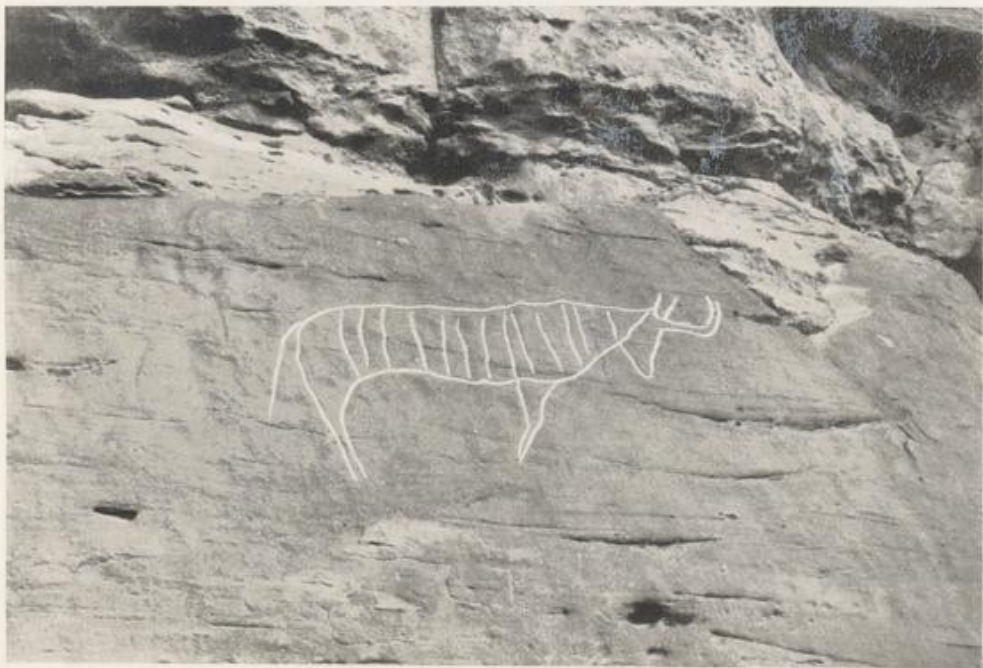
S A H A R A
T A F E L N

[Faint, illegible text, likely bleed-through from the reverse side of the page]

TAFEL I

Die Kunst der Steinzeit in Nordafrika. Der Zeichenberg bei Zenaga im marokkanisch-algerischen Grenzgebiet. Oben der Berg selbst, unten eine der auf den Platten eingravierten Antilopen. Zur Aufnahme mit Kreide nachgezogen. L. Frob. phot.

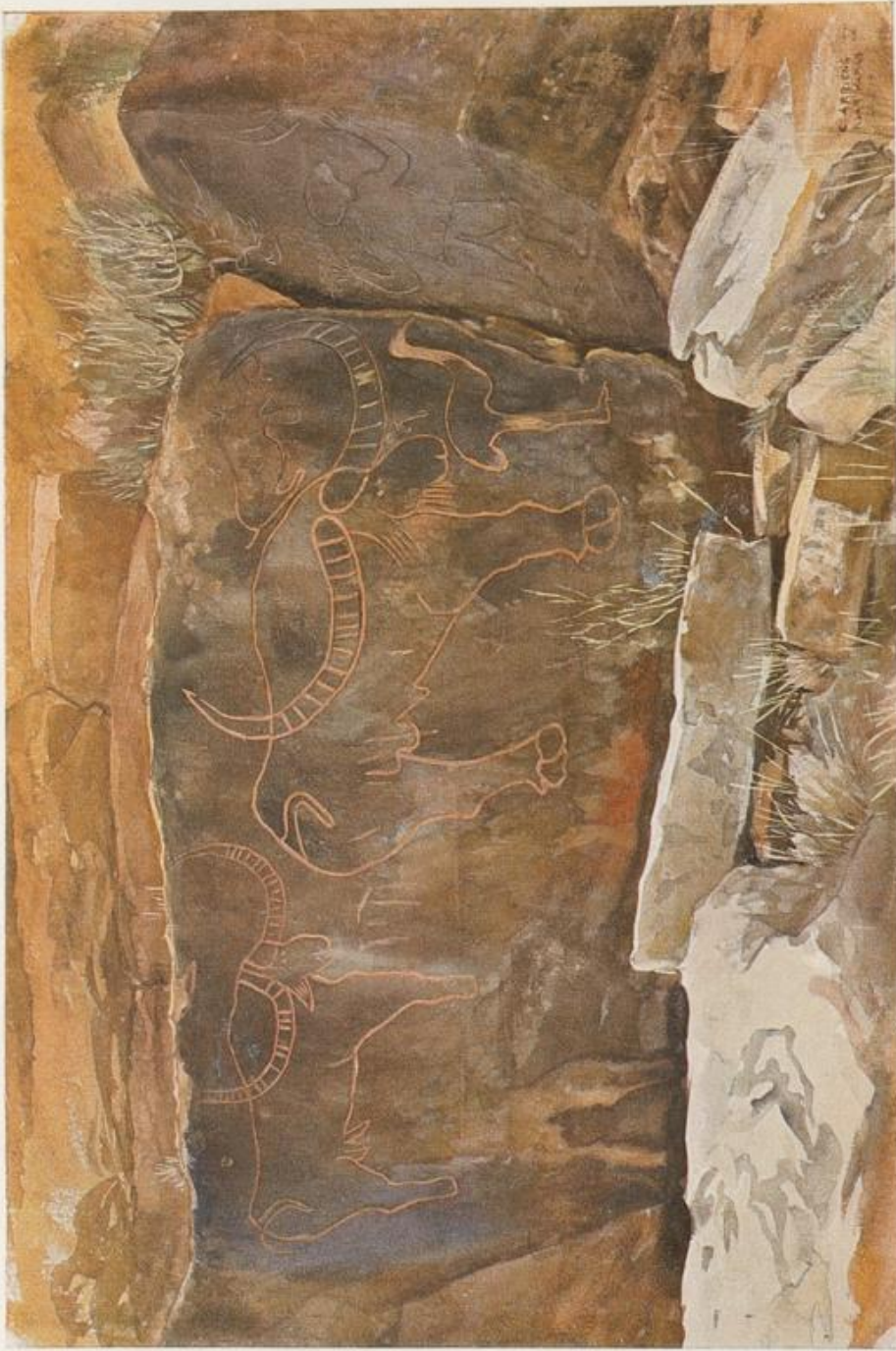
DIAFE 1914



TAFEL 2

Die Kunst der Steinzeit in Nordafrika. Felsgravierungen bei Ksar Amar im Sahara-Atlas. Zwei Büffel, der rechte mißt vom linken Horn bis zum Hinterfuß 1,62 m, vor dem rechten unten ein Ibis, über dem linken Horn ein Nashorn. C. Arriens pinx.

DIAFE 1914



TAFEL 3

Die Kunst der Steinzeit in Nordafrika. Felsgravierung bei Ain Safsaf im Sahara-Atlas.
Elefantin, ihr Junges gegen einen anspringenden Leoparden verteidigend. C. Arriens des.
DIAFE 1914

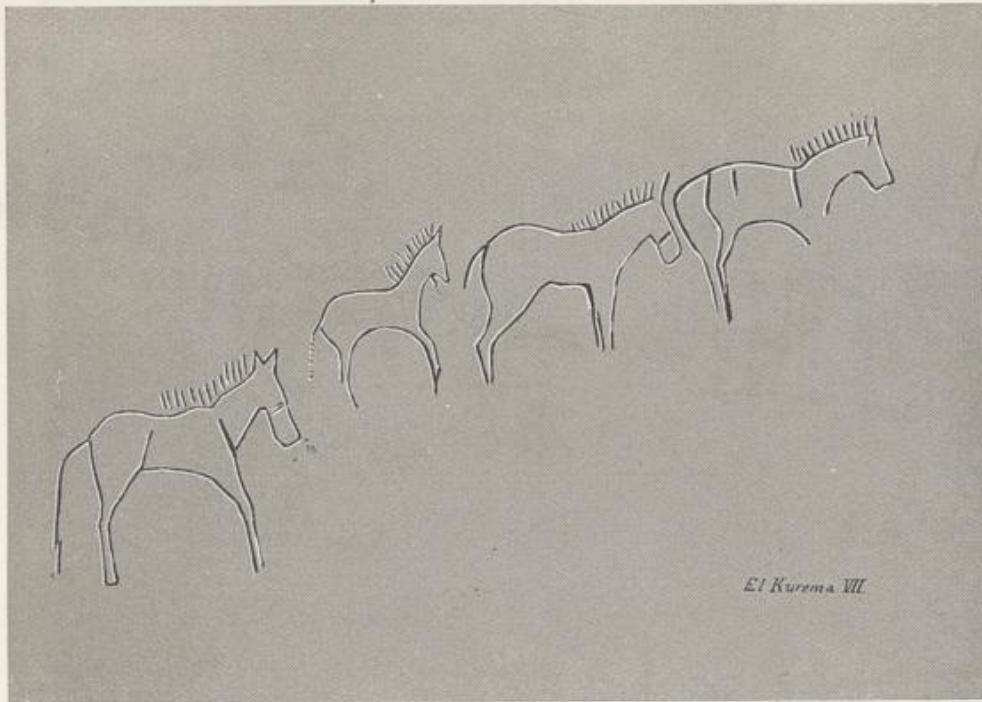


Alin, Satsaf II.

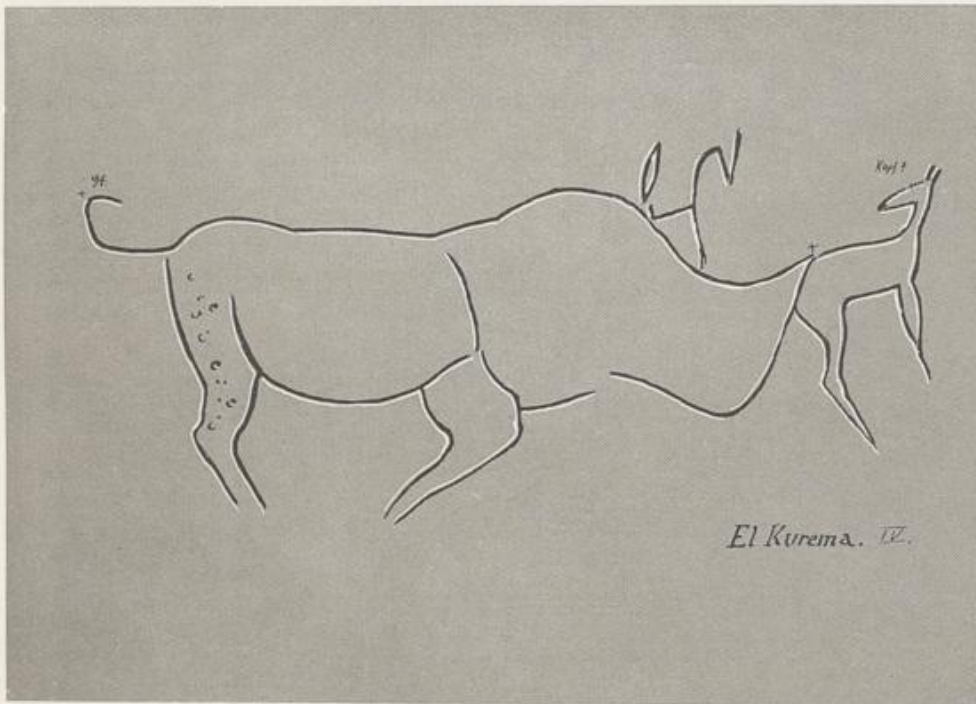


TAFEL 4

Die Kunst der Steinzeit in Nordafrika. Felsgravierungen bei El Korema im Sahara-Atlas. Oben ein Rudel von Wildpferden, unten ein Nashorn, eine Antilope jagend.
C. Arriens des. DIAFE 1914



El Kurema VII



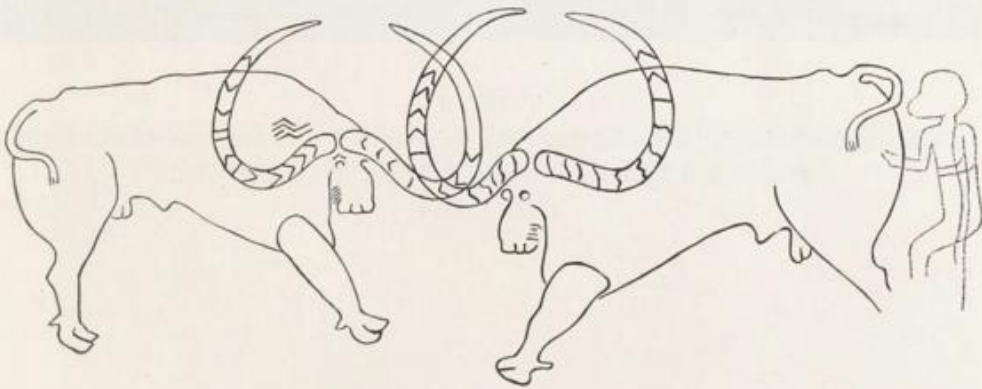
El Kurema. IV.



TAFEL 5

Die Kunst der Steinzeit in Nordafrika. Felsgravierung bei Enfuß im Sahara-Atlas. Zwei kämpfende Wildbüffel, der linke 281 cm, der andere 284 cm in der Länge messend. Dahinter eine punktierte Figur. A. Martius phot. Darunter eine ausgemessene Linearzeichnung von C. Arriens.

DIAFE 1914





TAFEL 6

Die Kunst der Steinzeit in Nordafrika. Felsgravierung bei Ksar Amar im Sahara-Atlas.
Widder mit Mann in betender Stellung. A. Martius phot.

DIAFE 1914



TAFEL 7

Die Kunst der Steinzeit in Nordafrika. Felsgravierung bei Ain Gudeja im Sahara-Atlas.
Bruchstück mit Darstellung eines Elefanten. A. Martius phot.

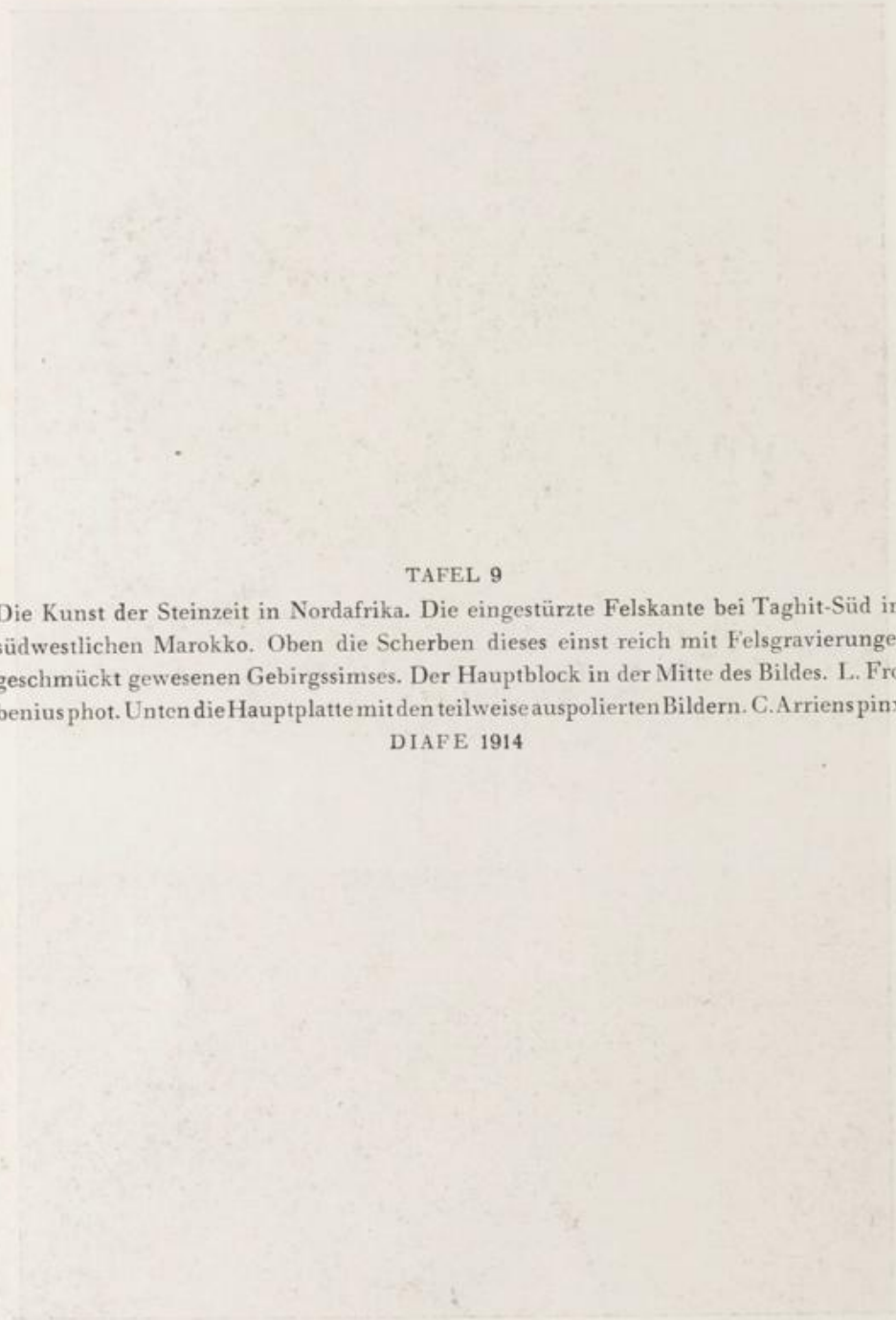
DIAFE 1914

TAFEL 8

Die Kunst der Steinzeit in Nordafrika. Felsgravierungen bei Djebel Bes Seba im Sahara-Atlas. In der Mitte ein Mann in anbetender Stellung; rechts ein fabelhaftes Doppeltier; links ein großer Widder mit Kopfschmuck und Halsband, sowie mehrere kleinere Schafe. C. Arriens pinx.

DIAFE 1914

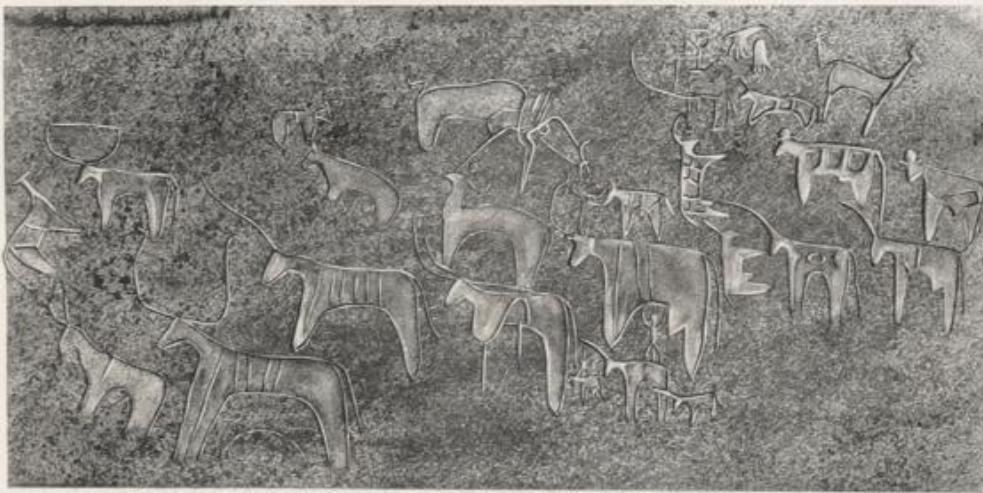
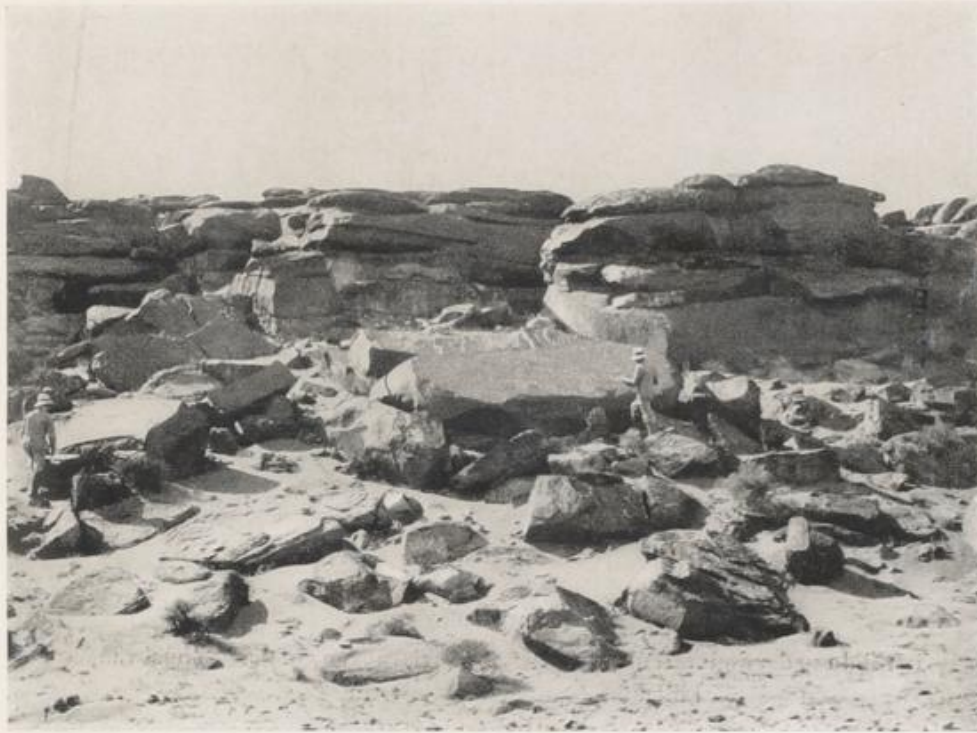




TAFEL 9

Die Kunst der Steinzeit in Nordafrika. Die eingestürzte Felskante bei Taghit-Süd im südwestlichen Marokko. Oben die Scherben dieses einst reich mit Felsgravierungen geschmückt gewesen Gebirgssimses. Der Hauptblock in der Mitte des Bildes. L. Frobenius phot. Unten die Hauptplatte mit den teilweise auspolierten Bildern. C. Arriens pinx.

DIAFE 1914



TAFEL 10

Weiterbildung der Steinzeitkunst in Afrika. Gravierungen auf den Tempelwänden von
Philae in Aegypten. L. Frobenius phot.

DIAFE 1912



TAFEL 11

Weiterbildung der Steinzeitkunst in Afrika. Darstellungen in den überhängenden Felsen der Homburiberge im Nigerbogen. Von jungen Leuten der Reifezeit immer neu ausgemalt. L. Frobenius phot.

DIAFE 1908



TAFEL 12


Weiterbildungen der Steinzeitkunst in Afrika. Felszeichnungen der Buschmänner Südafrikas. Nach Orpen.




TAFEL 13

Weiterbildung der Steinzeitkunst in Afrika. Felszeichnungen der Buschmänner Südafrikas. Nach Orpen.





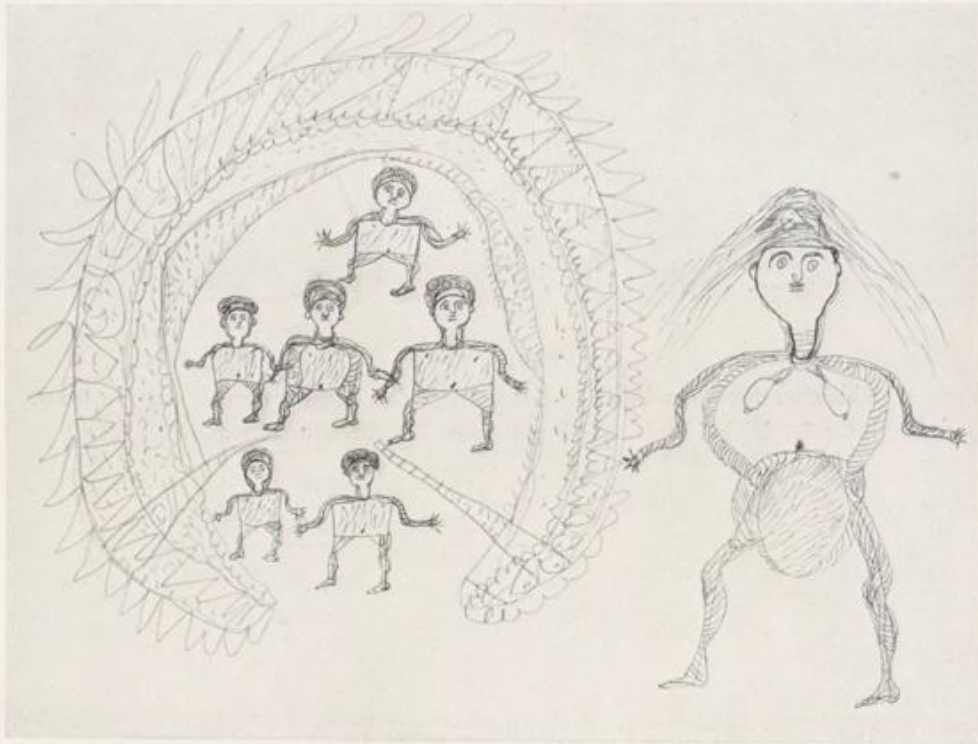
TAFEL 14
Zur Geschichte der Zeichenkunst in Afrika. Teil aus dem ägyptischen „Papyrus der
Dame Herub“. Im Museum zu Cairo. Photo 1912





TAFEL 15

Zur Geschichte der Zeichenkunst in Afrika. Zeichnungen von Kabylen als Illustrationen zu ihren Erzählungen. Oben Djeha mit dem Goldesel. Vergl. Atlantis Bd. I S. 187. Unten Teil der Schöpfungsgeschichte: Die Höhle mit den jungen Wuarssen. Vergl. Atlantis Bd. I S. 85 ff. DIAFE 1914





TAFEL 16

Vorgeschichtlicher Steinbau in Nordafrika. Lage der Packbautumuli am Horizont.
Dahinter der Djebel Maiz, Südostmarokko. L. Frobenius phot. DIAFE 1914



TAFEL 17

Vorgeschichtlicher Steinbau in Nordafrika. Steinzeittumulus zwischen Mograr und Medauar im Sahara-Atlas. A. Martius phot. DIAFE 1914 .



TAFEL 18

Vorgeschichtlicher Steinbau in Nordafrika. Geöffneter Steinzeittumulus mit stehendem
Steloid bei Fugani, Oasengruppe Taghit, Südostmarokko. Dr. Paul Germann phot.
DIAFE 1914



TAFEL 19

Vorgeschichtlicher Steinbau in Nordafrika. Geöffneter Steinzeittumulus mit kleiner
Leichensteinkiste. Jäschuplatte am Beni Smir, Südostmarokko. L. Frobenius phot.

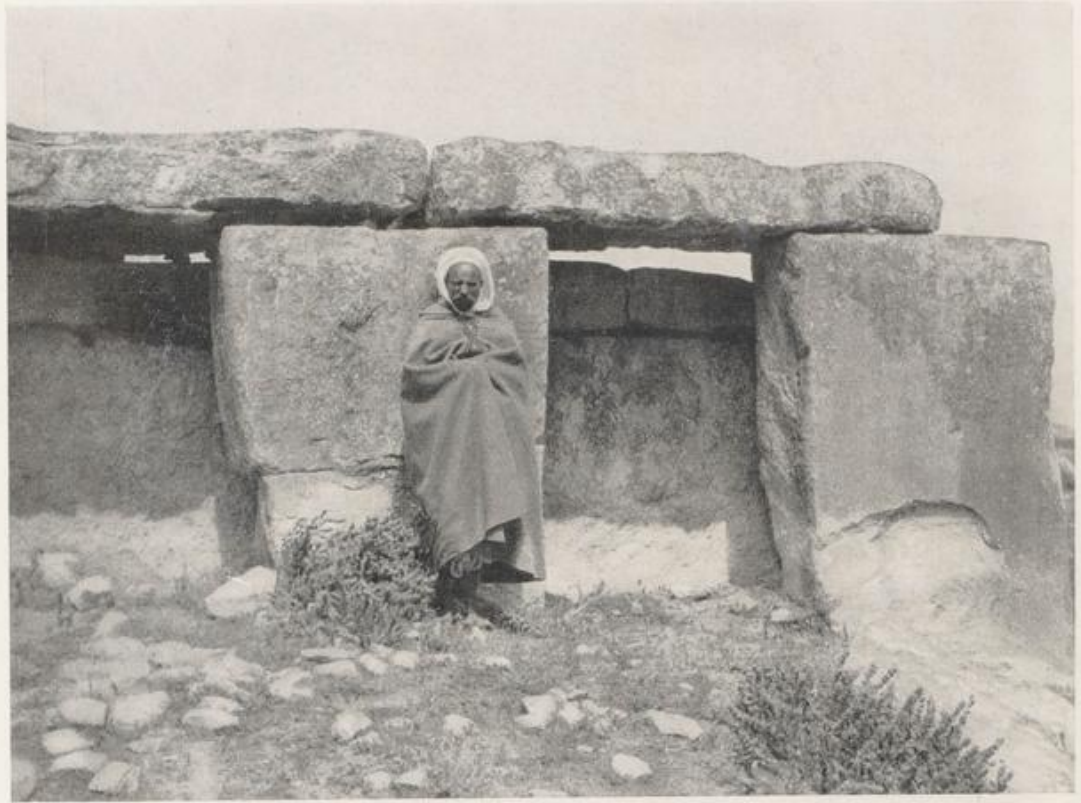
DIAFE 1914

TAFEL 20

Vorgeschichtlicher Steinbau in Nordafrika. Schichtbauweise. Oben Grab der Nekropole Ain Riram bei Constantine mit Südnische und den beiden flankierenden Steloiden. Unten Grab der Nekropole Ischukhuane bei Batna. Beides in Algerien. L. Frobenius phot.

DIAFE 1914





TAFEL 21

Vorgeschichtlicher Steinbau in Nordafrika. Standbauweise. Megalithbauwerk von Elles,
Zentraltunis. Teil der Fassade. L. Frobenius phot. DIAFE 1914



TAFEL 22

Vorgeschichtlicher Steinbau in Nordafrika. Standbauweise. Dolmen der Nekropole von
Bu Nuarra, Zentralalgerien. L. Frobenius phot. DIAFE 1914



TAFEL 23

Altgeschichtlicher Steinbau in Nordafrika. Der Medracen, pyramidenähnliches Monumentalgrab bei Batna, Zentralalgerien. Vergl. Tafel 25. L. Frobenius phot. DIAFE 1914



TAFEL 24

Altgeschichtlicher Steinbau in Nordafrika. Kbur Rumia, pyramidenähnliches Monumentalgrab in der Nähe der Stadt Alger. Dr. Paul Germann phot. DIAFE 1914

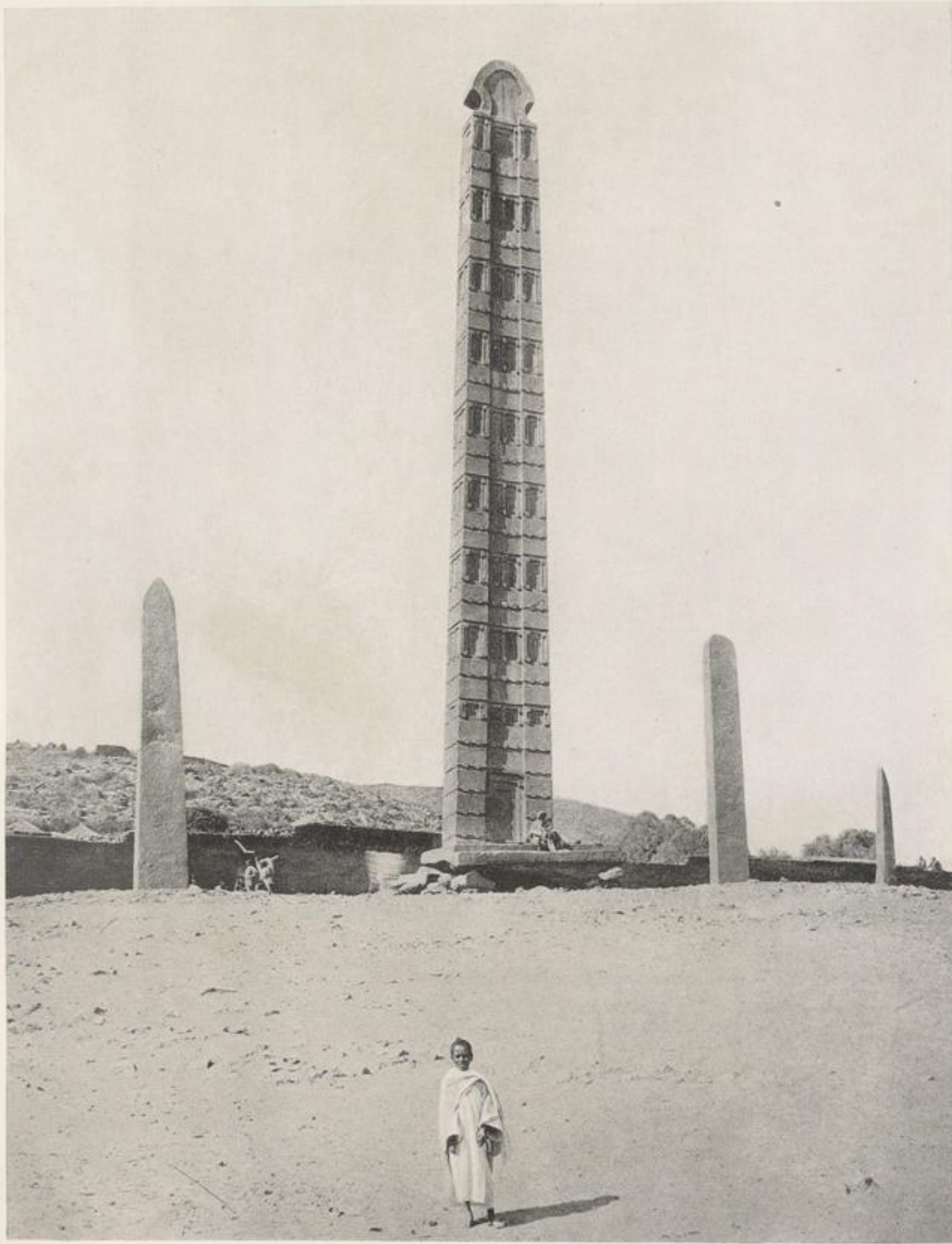
TAFEL 25

Altgeschichtlicher Steinbau in Nordafrika. Kante des Medracen (vergl. Tafel 23) mit
der ägyptischen Hohlkehle. L. Frobenius phot. DIAFE 1914



TAFEL 26

Altgeschichtlicher Steinbau in Nordafrika. Die größte noch stehende Stockwerkstele
in Aksum, Nordabessinien. Th. v. Lüpke phot. Nach Littmann-Krenker: Deutsche
Aksumexpedition.





TAFEL 27

Hamitische Wohnbauten. Zelte der Nomaden (Bischarin) der nubischen Wüste.
Mattendeckung über Bienenkorbrippen.



TAFEL 28

Hamitische Wohnbauten. Zelte der Nomaden der algerischen Küste.
Wollene Webstoffdeckung.



TAFEL 29

Hamitische Wohnweise. Oasenwirtschaft. Künstliche Bewässerung. Staubecken. Oase
Figuig in Südmarokko. L. Frobenius phot. DIAFE 1914



TAFEL 30

Hamitische Wohnweise. Oasenwirtschaft. Künstliche Bewässerung. Kanäle über eine Straße geführt. Oase Figuig in Südmarokko. L. Frobenius phot. DIAFE 1914



TAFEL 31

Hamitische Wohnweise. Oasenwirtschaft. Künstliche Bewässerung. Konstruktion der Hallen des unterirdischen Kanalsystems. C. Arriens des. DIAFE 1914



TAFEL 32

Hamitische Wohnweise. Künstliche Bewässerung. Konstruktion der Hallen des unterirdischen Kanalsystems. L. Frobenius phot. DIAFE 1914



TAFEL 33

Landschaft des hamitischen Wohnbaues. Erstens: Die Hammada (Steinwüste), Taghit,
Südmorokko. P. Germann phot. DIAFE 1914



TAFEL 34

Landschaft des hamitischen Wohnbaues. Die Oase im Tal, am Rande der Hammada.
Links vorn ein Steinkreis, vordem Zusammenkunftsort berberischer Stammesvertreter.
Oase Taghit, Südmarokko. L. Frobenius phot. DIAFE 1914



TAFEL 35

Landschaft des hamitischen Wohnbaues. Zweitens: Der Erg. Oase Taghit, Südmarokko.
L. Frobenius phot. DIAFE 1914



TAFEL 36

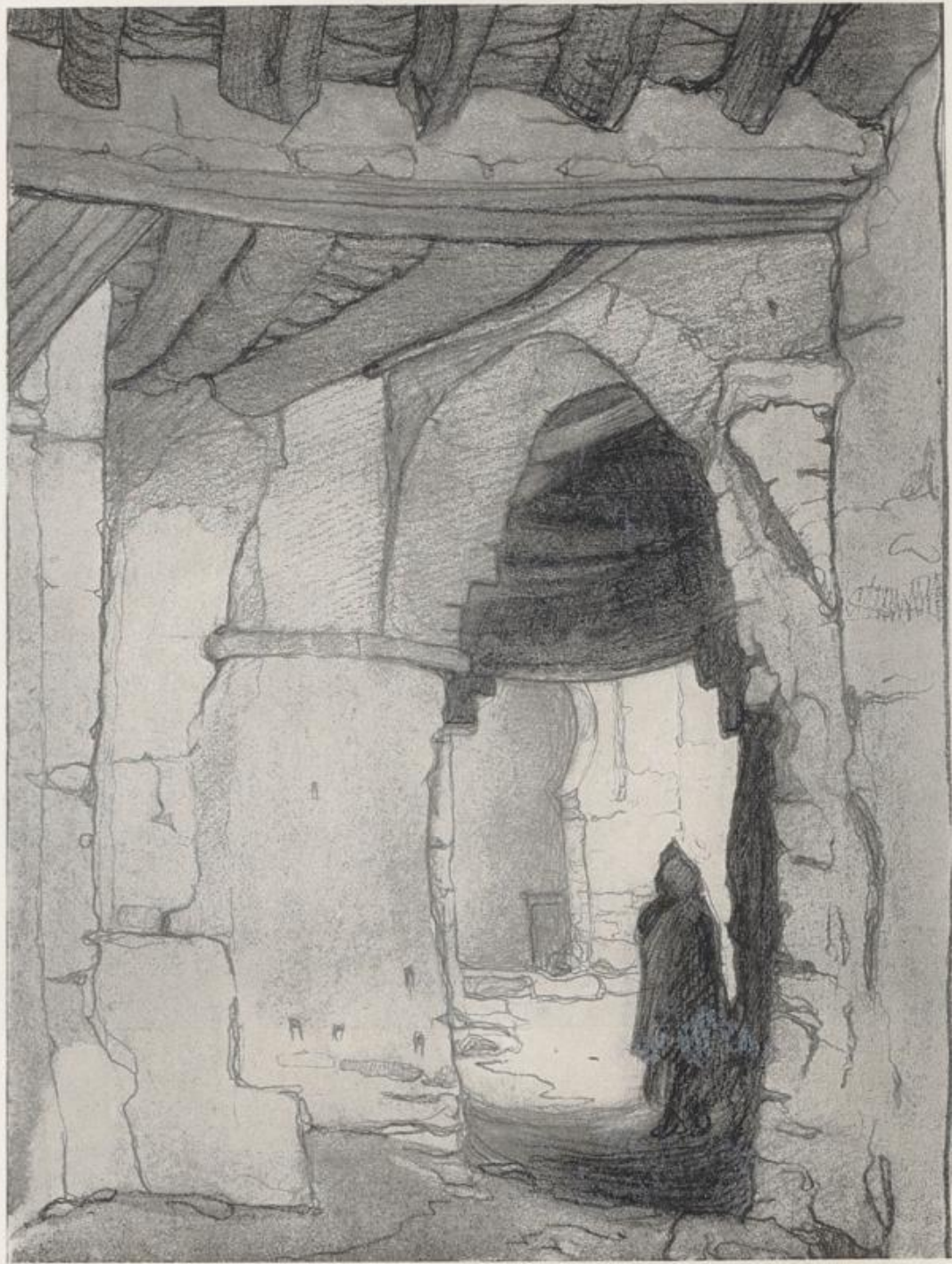
Landschaft des hamitischen Wohnbaues. Die Oase am Fuße des Erg, deren Bestehen durch die Wanderung der Süddüne gefährdet ist. Oase Taghit, Südmarokko.

L. Frobenius phot. DIAFE 1914

TAFEL 37

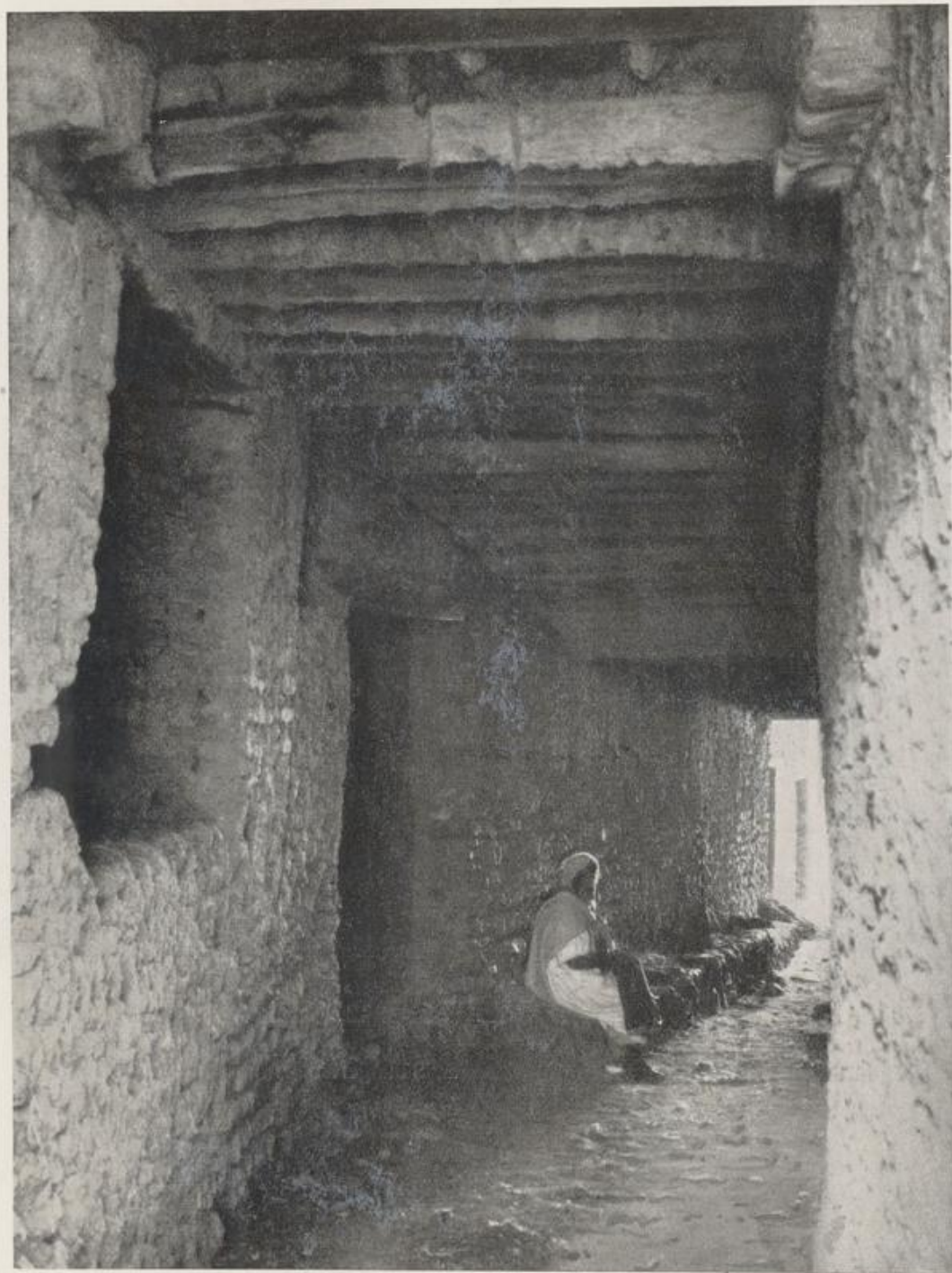
Hamitische Wohnbauten. Typische dunkle, halbunterirdische Straße in Ziban, südliches
Algerien. L. Frobenius phot. DIAFE 1914





TAFEL 38

Hamitische Oasenorte. Durchblick zu einem offenen Platz in Figuig, Südmarokko.
N. v. Stetten des. DIAFE 1914



TAFEL 39

Hamitische Oasenorte. Dunkle Straße in Figuig. L. Frobenius phot.
DIAFE 1914



TAFEL 40

Hamitische Wohnbauten. Wabenbau. Menna, Südalgerien. Anblick aus der Ferne.



TAFEL 41

Hamitische Wohnbauten, Wabenbau, Menna, Südalgerien. Anblick aus der Nähe.

TAFEL 42

Hamitische Bauweise. Speicherturm in der Oase Tolga, Südalgerien. L. Frobenius phot.

DIAFE 1910



TAFEL 43

Hamitische Bauweise. Burgbau an den Abhängen der Hammada in Taghit, Südmarokko.

P. Germann phot. DIAFE 1914



TAFEL 44

Hamitische Bauweise. Speicherbauten am Felsabhang im Bassira, Aures. Blick vom Tal
aus. L. Frobenius phot. DIAFE 1910



TAFEL 45

Hamitische Bauweise. Speicherbauten am Felsabhange im Bassira, Aures. Blick in das Innere. L. Frobenius phot. DIAFE 1910



TAFEL 46

Hamitische höhere Architektur. Der Marktplatz zu Uled Djellal in Südalgerien.
L. Frobenius phot. DIAFE 1910



TAFEL 47

Hamitische höhere Architektur. Haus in Tauzeur; Stilgruppe der Gafsaoasen.
Photographie von Leanert und Landrock.



TAFEL 48

Hamitische höhere Architektur. Gebäude des Kadi in Figuig. N. v. Stetten des.
DIAFE 1914



TAFEL 49

Moscheebauten Kleinafrikas. Holzarchitektur der Moschee von Tiut im Aures.

L. Frobenius phot. DIAFE 1910



TAFEL 50

Moscheebauten Kleinafrikas. Inneres der Moschee von Uled Djellal, Südalgerien.
L. Frobenius phot. DIAFE 1910





TAFEL 51

Moscheebauten Kleinafrikas. Die Trümmer der Moschee von Mansura bei Tlemcen
im algerisch-marokkanischen Grenzgebiet. L. Frobenius phot. DIAFE 1914

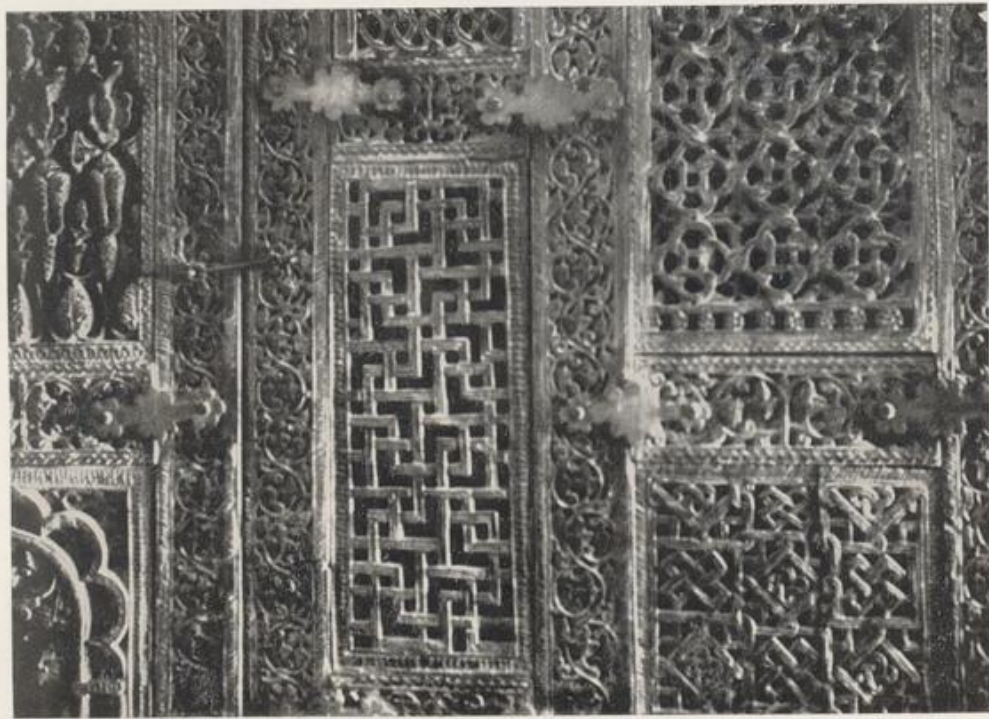
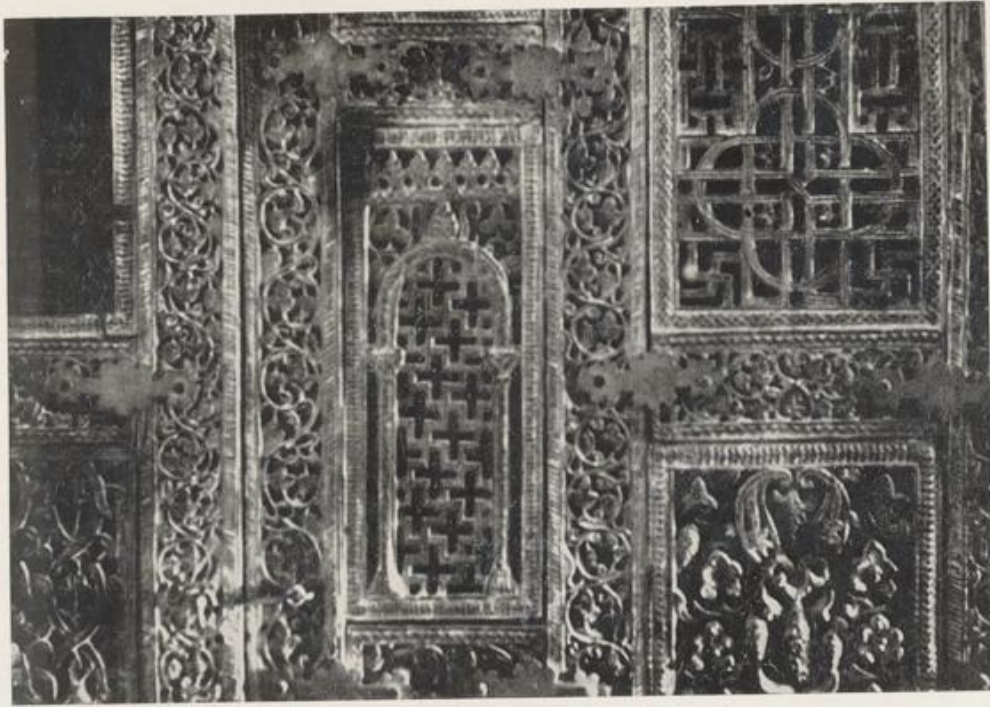


TAFEL 52

Moscheebauten Kleinafrikas. Das Portal des Minarets der Moschee von Mansura bei Tlemcen im algerisch-marokkanischen Grenzgebiet. L. Frobenius phot. DIAFE 1914

TAFEL 53

Moscheebauten Kleinafrikas. Schnitzereien am Mimbar (Kanzelstuhl) der großen
Moschee von Kairuan in Tunis. L. Frobenius phot. DIAFE 1910



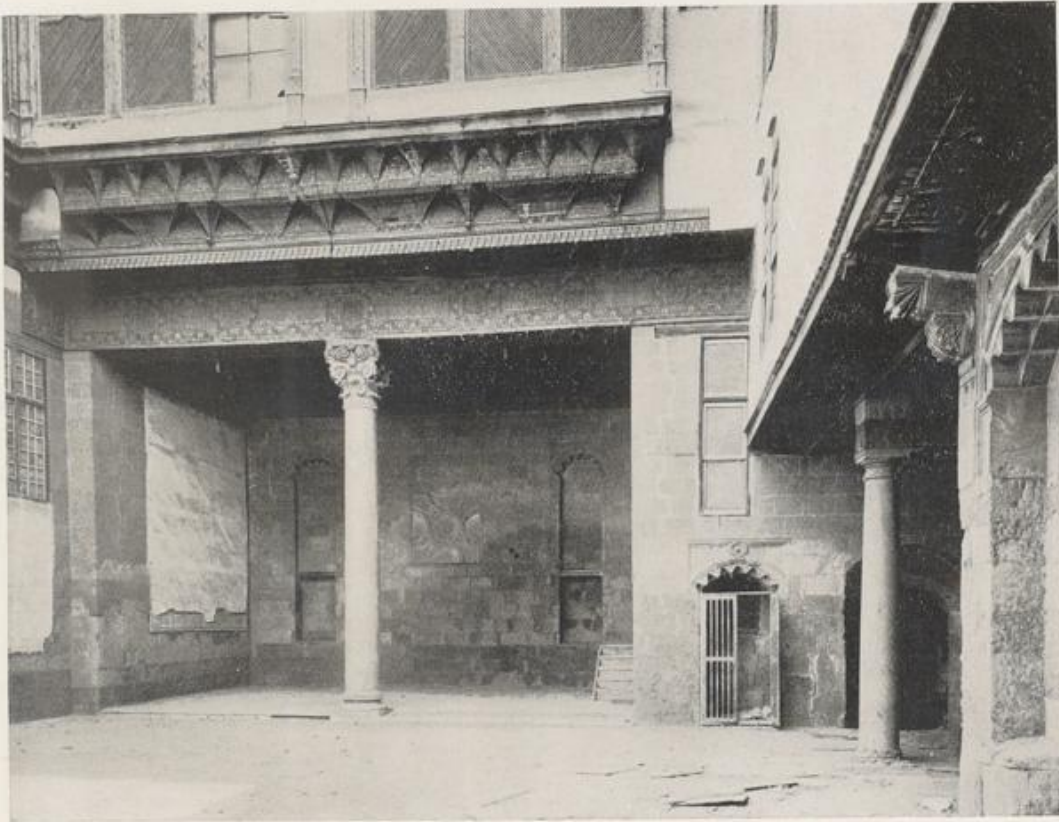
TAFEL 54

Arabische Baukunst in Nordafrika. Höhepunkt des Impluvialbaues in Algerien.



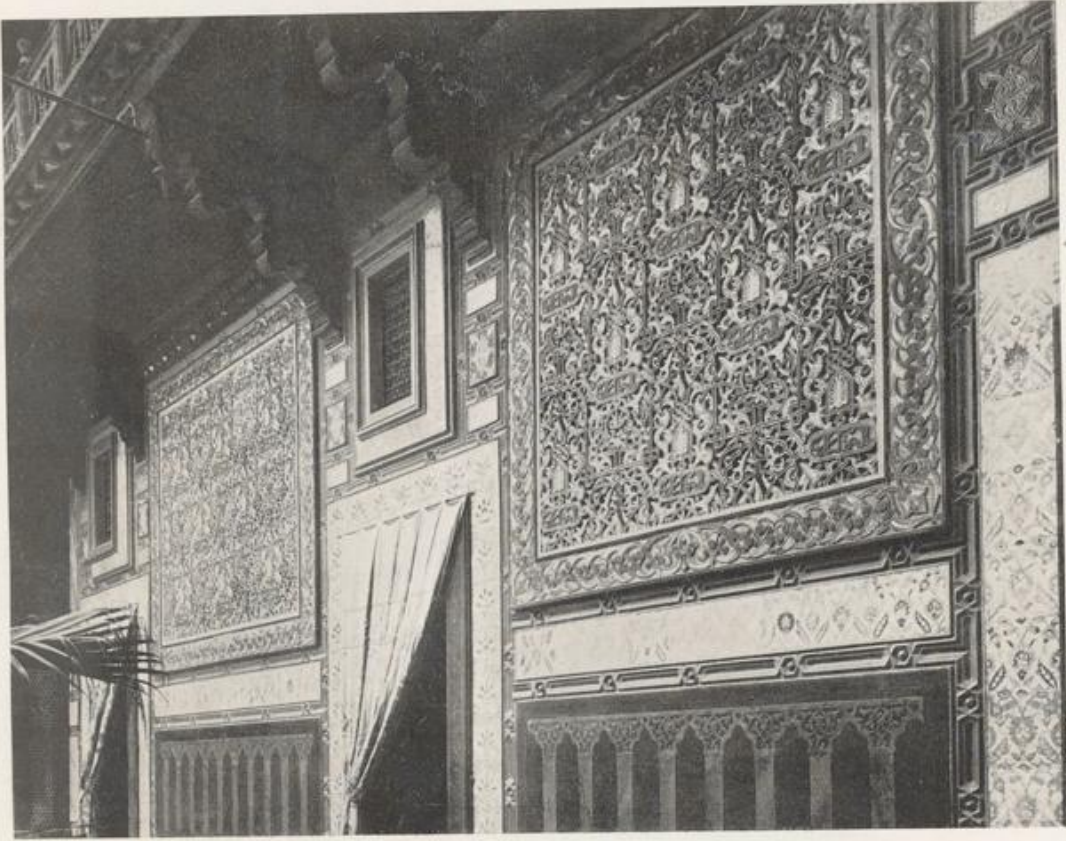
TAFEL 55

Arabische Baukunst in Nordafrika. Inneres eines arabischen Hauses in Cairo, Ägypten.



TAFEL 56

Asiatische Baukunst in Nordafrika. Wandbelegung eines arabischen Hauses in Cairo.



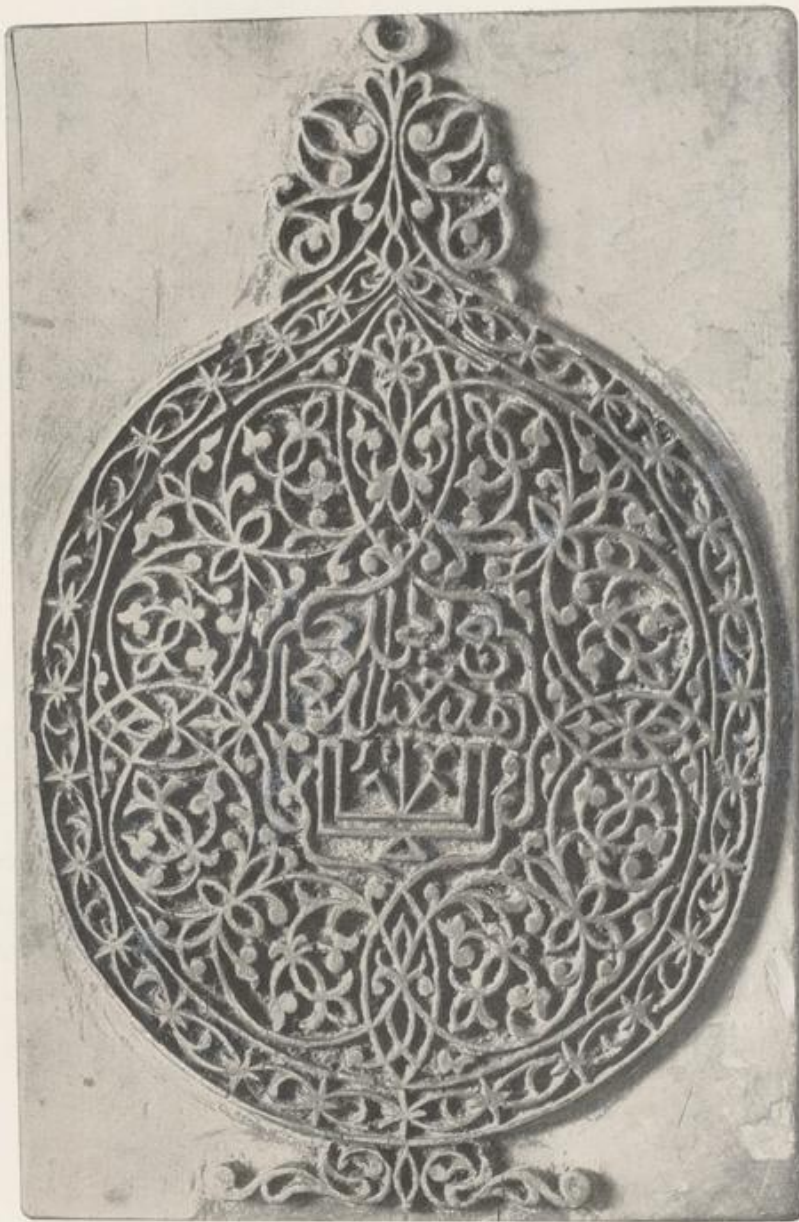
TAFEL 57

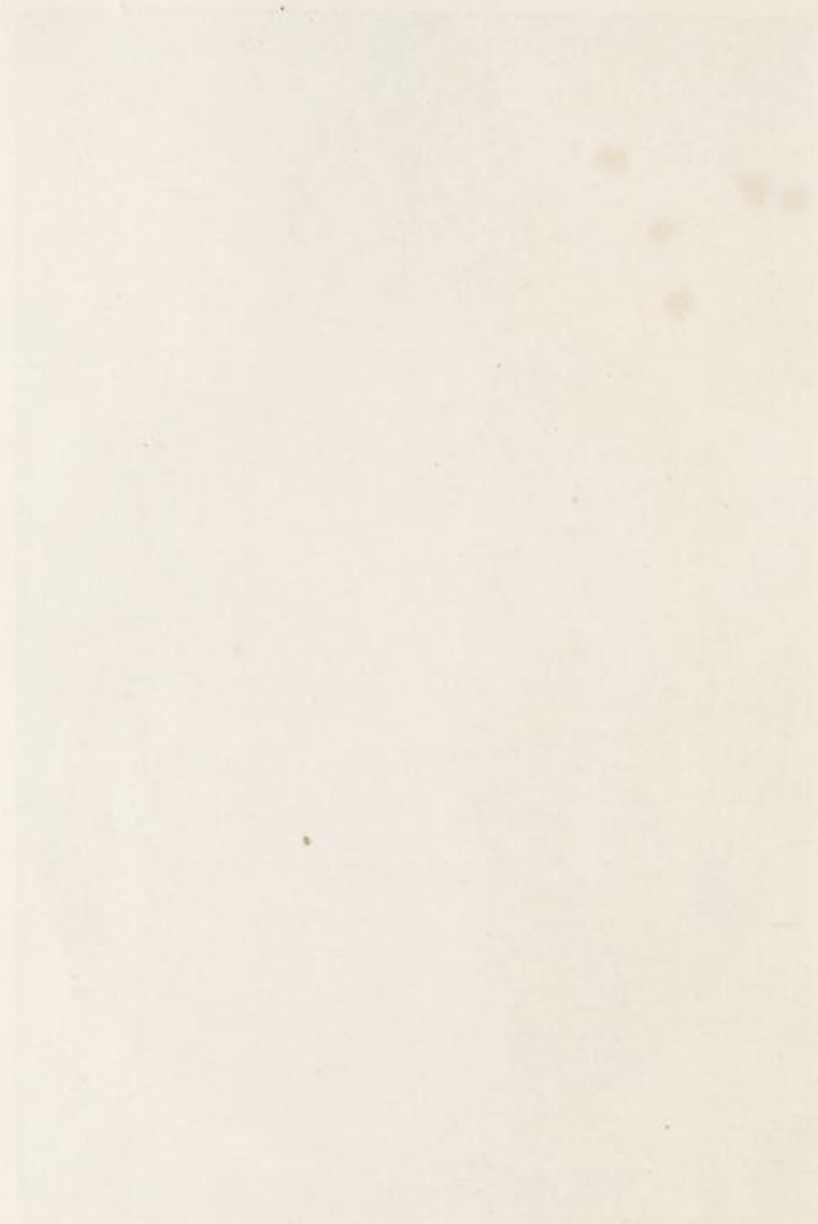
Fremde Kunst auf kleinafrikanischem Boden. Fabrikstempel der Mützenmacher in der
Stadt Tunis. Sammlung der DIAFE 1914



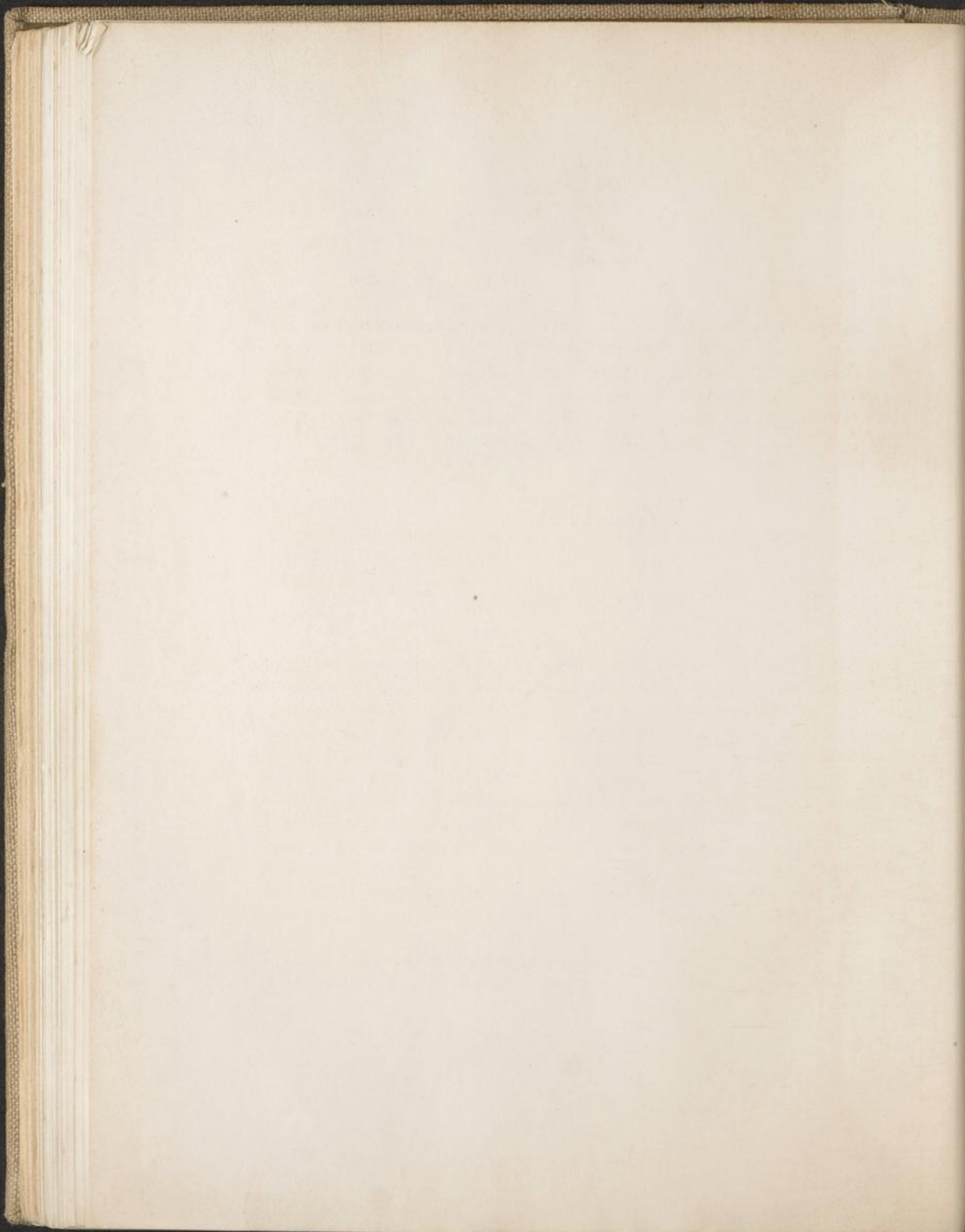
TAFEL 58

Fremde Kunst auf kleinafrikanischem Boden. Fabrikstempel der Mützenmacher in der
Stadt Tunis. Sammlung der DIAFE 1914





Z E G A





SIPPENBURG DER TUSIA

Nach Originalskizze von R. Hugershoff (DIAFE 1908) gezeichnet von H. Hagler

MUTTER ERDE

DIE erste Erfüllung der Erde ist die Pflanze. Oswald Spengler nennt die Kultur pflanzenhaft. Pflanze und Kultur stellen die äußersten Auswirkungsformen der Erde dar. Das Verhältnis einer Kultur zur Erde bedingt oder erklärt das Wesen einer Kultur! Kultur ist durch den Menschen organisch gewordene Erde. — Fasse man Erde in welchem Ausmaße man wolle. —

Nach zwei entgegengesetzten Richtungen treten Pflanze und Kultur mit der Erde in Beziehung: hineinwurzeln oder herauswachsend. In beiden Fällen bedeutet der Richtungsvorgang Leben. Die hineinwurzeln Kultur nenne ich chthonisch, die herauswachsende tellurisch. Die Pflanze faßt chthonisches und tellurisches Wesen in einem zwiefältigen Wesen zusammen. Kultur oder Paideuma ist aber zunächst entweder chthonisch oder tellurisch. Der in der Polarität (Wurzelpol und Sproßpol) gekennzeichneten Einheit des Pflanzenlebens steht also die Dualität, die Zweiheit des anfänglichen Kulturlebens, gegenüber.

Soweit das Axiom, das ich als Methode diesem Teile, der der eigentlichen Erdkultur Afrikas gewidmet ist, voraussetze. Denn Afrika zerfällt in drei Kreise, einen äußeren (im

Oft unterbrochenen), in dem die Erde nur schwache Kräfte liefern kann, weil Wüste und Stein herrschen, einen einschließenden der Steppe und Savanne (Zega) und einen im Westen eingeschlossenen, in dem der Urwald (Hyläa) aus übermäßiger Fruchtbarkeit heraus die Erde verhüllt. Hyläa und Sahara sind Gegenätze. In der Sahara starrt der Steinkern allzuhäufig und entscheidend durch die dünne Erdschicht hervor, in der Hyläa ist sie verhüllt, verpanzert, unzugänglich gemacht bis zum „Erst-erobert-werden-müssen“.

Die Zega stellt den Streifen dar, auf dem die Erde entscheidend, ausschlaggebend, bedingend ist. Hier fehlt der Kampf gegen allzu große Kargheit oder gegen maßlose Überwucherung. Die drei Zonen haben in ihrer heutigen Gestalt sicher nicht immer bestanden. Diluvium und Pluvium zogen auf und ab. Aber verlagerten sich auch die Schichten oder Zonen, als solche waren sie doch da, solange der Mensch Kultur trägt, und heute zeigt die Erde in der Zega gleiches Wesen wie vordem oder wie sie es in einer späteren Zeit zeigen wird.

Und in der Zega, in der Steppe, im flachen anbaufähigen Lande, da äußert die Kultur sich ebenso steil, gerade, aufrecht, ehrlich, dauernd wie die Pflanze, die hier nicht in übermäßiger Verfilzung der Erde versteckt oder aber magerer Zeuge irdischer Verarmung ist. Nur in der Zega zeigt sich ein gesundes Spiel der Kräfte — gleichwohl bis zu welchen Extremen die Gegenätze von Hyläa und Sahara führen. Hier in der Zega liegt die Wurzel der Erscheinung, die schon viele Reisende den „konservativen Sinn der Neger“ erkennen ließ, die uns tiefere Erschließung Suchenden aber die wunderbare Erkenntnis gibt, daß dieses Afrika die Kulturformen alter und ältester Zeit so lebensfrisch und blutwarm erhalten hat. — In der Zega zeigt der Erdteil Afrika sein eigentliches Gesicht.

Ach, es hat sehr lange gedauert, bis man in diesem Gesicht Züge erkannte, in den Zügen lesen lernte, und auch heute noch sind es nur wenige, die diese Züge lieb gewannen.

Ernst, streng, ein wenig traurig, vor allem aber herb schaut die Zega in die Welt. Zumal im Sommer und Herbst. Nur im Frühling gleitet ein freundliches Lächeln über die dem ermüdeten Wanderer oft einförmig und verwelkt erscheinende Landschaft. In der Sommerföhnenhitze ist sie brutal, herrlich, feindlich. Aber in Vollmondnächten strahlt sie in unendlicher Glorie. Keine Steppenkultur Afrikas vermag einen Sonnenkultus zu tragen. In einer schönen Vollmondnacht „tanzt aber ganz Afrika“.

Die Sahara erzieht Völker zur Stärke, die Hyläa verweichlicht sie. Die Zega aber erhält stämmige Menschen und trägt handfeste Bauernkultur. Der Daseinskampf ist so eigenartig! In der Oase der Sahara kulminiert die Kultur in dem Augenblick, wo der Kampf mit den kulturwidrigen Naturkräften aufgenommen wird, und vergreift, wenn sie den Sieg errungen hat. (Man verfolge die Geschichte der Kulturalterung in Ägypten.) Die Hyläa gewährt den Menschen den gleichen Sieg nicht. Die Kultur stirbt, aber läßt

keinen anderen Gewinn als Zivilisation. In der Zega kommt der Kampf gar nicht in Frage. Hier verwehen Völker und Staaten über die ewige Ruhe gleichförmigen Widerstandes; und doch: so viele Namen auch dahinschmelzen, die Kultur an sich ist wohlgeborgen auf diesem mütterlichen Nährboden.

Der steinernen Starre der Sahara, der Todes- und Vergänglichkeitsprache der Felsen und Wüsten steht das echt mütterlich warme Wesen der Mutter Erde in der Zega gegenüber, die ihre Kinder erhält und sich in ihren Kindern fortpflanzt ohne Ansehen des Namens und der anderen Unterschiedlichkeit.

TELLURISCHE UND CHTHONISCHE KULTUR

In dem zu Beginn dieses Teiles aufgestellten Axiom war von der Polarität der Pflanzen die Rede, und die tellurische Kultur war dem Sproßpol gleichgesetzt. Zwei Vorgänge sind es, die hierzu berechtigen: wie die Wurzel nach unten, so steigt der Sproß nach oben empor. Der Same der Pflanze, am Ende der Sprossen aus der Blüte herausreifend, breitet sich nach Wind- und Sturmeslaune auf der Erde aus; dies macht zwar solche Bewegung der Pflanze unabhängig von einer eigenen Willensleistung, erweitert aber desto mehr den Machtbereich der Ausdehnung. Beides sind gleicherweise Grundsymptome jeder tellurischen Kultur. —

Schwer ist es, solchen einfachen Sinn nicht nur zu erfassen, sondern auch festzuhalten. Schwer ist es und undankbar, solches zu erstreben. Dazu ist zuerst notwendig, daß alter schöner Kinderglaube beiseitegelegt wird: der schöne Kinderglaube an die Reihenfolge Jäger — Hirten — Ackerbauer. Aus ehrwürdigem Alter und Schrifttum überkommene Weisheit ist schlecht abzulegen. Wie leicht ist es demgegenüber, eine wissenschaftliche Anschauung anzupacken, zu zertrümmern und auf den Schutthaufen zu werfen!

Jedenfalls kann ich für das, was hier als tellurische Kultur zusammengefaßt ist, nichts finden, was in alter, heiliger oder jüngerer, profanerer Schrift von der Stufenfolge der Kulturen gesagt wurde. Die tellurische Kultur tritt mir als geschlossene Wesenheit, als vollendeter Organismus auf ihrem Boden, der Zega, entgegen, so wie die chthonische auf dem ihrigen. Und überall, wo ich sie treffe und untersuche, sind diese beiden in ihren Äußerungen gegensätzlich.

Der äußere Eindruck aller rein tellurischen Kultur ist das architektonische Herauswachsen aus dem Boden. Der Mensch schläft auf einem Pfahlbett, der Mensch lebt in einem Pfahlhaus, das aus dem Pfahlbett hervorgegangen ist. Das Essen wird auf einem Pfahlrost gefotten (Kärtchen S. 81). Dies das Äußere. Dem entspricht das Innere: die Seele der Neugeborenen steigt wie die Pflanze aus dem Boden empor. Die Seele wandert durch die Alters-

Stufen des Menschen bis zum Greife, kehrt zur Erde und von da in den Menschen zurück — in ewigem, vertikalem Kreislauf. Im Sozialen ordnet der Älteste. Der Jüngere rückt nach. Auch hier im Lebenslauf der Rhythmus der Pflanze. Und dabei ist die ganze Kultur der Pflanze gewidmet; von der schweren Ackerarbeit bis zum dionysischen Frohsinn. Heiliger Jubel umtost die Leiche des Greifes, der nun bald wiederkehrt, den wieder zunehmenden Mond, die Reife des Kornes und die Weihe reifer Jünglinge. Unbegrenzt wie das Ackerland, das das Sippengehöft umgebende Ackerland, ist die Erde. — Großes, ach übermäßiges Weitengefühl (vgl. „Paideuma“) ist allen Menschen der tellurischen Kultur eigen. Die chthonische Kultur geht aus von der Haufung im Boden, sie gräbt sich im Boden die Wohnung, das Bett, den Speicher. Weite Räume im Innern, verzweigt wie die Wurzelsafern einer Pflanze, kennzeichnen häufig ihr Wesen. Das Backen der Speise erfolgt zunächst in der Grube, dann im Erdofen. (Kärtchen S. 79.) Langsam, ganz langsam löst die chthonische Kultur sich aus ihrer ursprünglichen Wurzelhaftigkeit los zu einem — sagen wir Luftwurzeldasein. Weiter bringt sie es ursprünglich nicht. Denn immer wieder neigt die Seele sich der Tiefe als dem Ausgangs- und dem abschließenden Endzustande in der Erde, im Schoße der Mutter Erde zu. Immer wieder kehrt die chthonische Kultur bei aller Feinheit, Differenziertheit, Zierlichkeit zu dem Gedanken des Lebens im Mutterlande am Anfang und Ende der Dinge zurück. Nur Hades, nur Schatten- und Gespensterreich winken dem Sterbenden Chthoniker. Es ist, als wiederhole sich in dieser Kultur das Wesen des Objektes, dem sie ursprünglich alle produktive Fähigkeit widmet: die des Tieres! Die chthonische Kultur setzt ein mit dem Haustier, mit Fleisch, Blut, Zucht, mit Bindung an den Raum. Denn Viehzucht bringt Grenzen. Dieser Stamm hütet bis zu jenem Bach, und drüben liegt das Gelände des nächsten Stammes. Nicht die Vertikale, sondern die Horizontale ist Richtlinie. Aufsteigen der Menschen zum Alter, Nachrücken von unten nenne ich vertikal. Das kennt die Chthonik nicht. Sie ist gebunden an den geographischen Flächenraum und erkiesst den Tüchtigsten unter sich (die Frau zum Gatten, der Stamm zum Führer, in der Zucht den besten Stier) und schichtet damit Kasten übereinander, wie die Tellurik Stände nebeneinander stellt. Horizontal der Raum, begrenzt durch das Recht des Nachbarn; als der der Lebenden geschichtet über dem der Toten, der Gefürchteten, Gehaßten, der verfluchten Gespenster — so erwächst dem Höhlengefühl der Menschen die chthonische Kultur. — (Vgl. Paideuma S. 40 ff. und 90 ff.) Die tellurische Kultur ist heute die Grundlage aller Völker der Zega, die chthonische die aller älteren Völker der Sahara und Kleinasien. Beide liegen also geographisch nebeneinander. Beide sind einseitig pflanzenhaft, die eine nach der Richtung des Wurzelpols, die andere nach der des Keimpols. Aber in ihren Urformen fließen sie nicht zusammen zu der Einheit der Pflanze. Damit öffnet sich eines der herrlichen, der tiefen Geheimnisse des Daseins. Und diese mythische Tiefe gewinnt an Ausdehnung dadurch,

daß die tellurische Kultur stets patriarchalisch war, bleibt und sich auswirkt. Das, was in der Polarität der Pflanze in vertikaler Ergänzung und Einheit zur Bildung der Blüte an der Spitze führt (also zur Sexualität), das liegt als Kultur a priori in sexueller Auswirkung nebeneinander. Aber was bedeutet die Richtung, in der die zwei Einanderergänzenden liegen gegenüber den Rollen, daß sie einander überhaupt ergänzen — daß tellurisch-äthiopisch-patriarchalische Kultur einerseits und chthonisch-hamitisch-matriarchalische andererseits in dieser Lage nachweisbar sind — als Früh- (um nicht zu sagen „Ur“-) formen, und daß die erythräisch-lytische und atlantische Kultur demgegenüber als Epigonen aller Alten und doch auch wieder als Erstlinge neuer Wesen, d. h. historischer Gefundheit, in Afrika auftreten!

Wer von allen denen, die heute so leichtsin vom Schönen, Edlen und Tiefen primitiver Kultur und primitiver Kunst sprechen, macht sich je klar, welche gewaltigen Klüfte unserer kleinen, intellektualistisch gewordenen Vermögen zu verstehen von der wurzelhaft gewaltigen Großartigkeit jener Vorgänge trennt, nämlich die Summe alles dessen, was unserem Auge erreichbar ist: das aber ist alles, alles aus der historischen Zeit. Und gerade die historische Zeit, die „Zeit der Weltgeschichte“, aus der die vielleicht noch faßbaren Dokumente stammen, bedeutet die weitest und tiefst gährende der trennenden Klüfte. Möglicherweise liegt aber gerade das erste ganz, ganz schwache Zeichen einer Annäherungssahnung in dem sich uns aufdrängenden Gefühl der Bescheidung, in dem aufdämmernden Bewußtsein unserer epigonenhaften Bedeutungslosigkeit.

DAS METAPHYSISCHE WESEN DER TELLURISCHEN KULTUR

Vielleicht sind wir hier am wesentlichsten Punkte unseres Buches angekommen; möglich, daß die hier behandelte, aus den Karten sich uns erschließende Wirklichkeit Sinn und Wesen des Stoffes so weit zu eröffnen vermag, daß sie als Tatsache unserer Auffassungsvermögen erreicht.

Deshalb halte ich es für notwendig, hier noch etwas ausführlicher zu werden, wenn eingehende Darlegung auch anderer Stelle vorbehalten bleibt.

Zunächst ein Lebensbild vom Wesen tellurischer Kultur.

Ein Gehöft! Mitten in der Zega. Weit ausgedehnt das Land. Hier und da Farmen. Büsche und Bäume dazwischen; auch offenkundige Brachen. Das nächste Gehöft vielleicht 200, vielleicht nur 100, vielleicht aber auch 500 Schritte entfernt. Das Gehöft selbst: eine Reihe von Hütten, Kindern, Burfchen und Mädels, Jungverheirateten, wür-

digen Ehepaaren, Greifen dienend. Die ganze Bewohnerchaft eine Einheit, eine wirkliche Einheit, nicht ein zusammengepferchter Haufe von Menschen, sondern eine Sippe, getragen von der Sippenidee, aus der heraus keiner von den 30, 100 oder 200 oder mehr Menschen es sich anders vorstellen könnte, als wie es ist. Alle Männer sind eines Blutes, ein Wesen, ein Stamm. Der erfahrene und einsichtsvolle Älteste leitet — nicht herrlich, nicht tyrannisch, aber streng, sachlich, nach altem Herkommen — wie man es sich aber gar nicht anders denken kann. Die andern Männer sind nach Altersklassen gegliedert: Alte und Weise, Männer und streitbar würdige Jungverheiratete und Jünglinge, Reife vor oder nach der Initiation.

Ganz klar spielt sich der Lebenslauf ab: Morgens früh zur Farmarbeit, denn Feldbau ist die Grundlage alles Lebens. Abends lockt bei Vollmond der Tanz. Saat und Ernte bedingen heilige Rituale. Die heilige Erde, das heilige Korn, die Sorge um den Regen, — alles vereinigt sich zu Bitten an die, die im Jenseits sind, an die Seelen Abgeschiedener. Die Abgeschiedenen sind nicht fremd abgetrennt, unerreichbar, unwiderruflich entschwunden. Im Gegenteil. Der sterbende Greis wird gebenedeit und beglückwünscht, weil er die Sorgen und Lasten des alten Körpers nicht mehr zu ertragen braucht und weil er nun bald wiedergeboren werden kann, — natürlich in der eigenen Sippe. Jubelnd begrüßt die Sippe auch den in ihrem Kreise geborenen Erdenbürger und sieht in ihm den wiedergeborenen Ahnen zurückkehren. Und in diesen naiven und doch so tiefen Glauben mischen sich unendlich feine Fäden von ahnungsvoller Fürsorge für die Felder, dazu Bitten um das himmlische Naß, alles das zusammenfließend, verflochten, verwebt in eine einheitliche Weltanschauung, die der ganzen Kultur einen scharf geprägten Stempel aufdrückt. (Vgl. was von mir in „Und Afrika sprach“ Bd. III über die tellurische Weltanschauung gesagt ist.)

Diese Einheit der Sippe ist dem Äußeren nach nur eine Männergesellschaft. Und doch spielt die Frau darin eine ganz außerordentliche Rolle. Wenn der Grundgedanke auch alle diese männlichen Glieder nur aus dem Samen ableitet, so wird der Frau doch dabei ihr ausgesprochenes Recht. Nur gehört sie nicht zum „gewachsenen“ Baum (man möchte sagen zum gleichen „Blut“. Aber Blut spielt nur in der chthonisch-magischen, nicht in der tellurisch-mythischen Kultur eine Rolle. Siehe unten.). Die Frau, die ein Jüngling der Sippe möglichst bald nach seiner Reife ehelicht, nach dem Sippenfinn auch möglichst bald heiraten soll, um den Seelen der Verschiedenen Rückkehrmöglichkeit zu verschaffen, — diese Frau muß aus einer andern Sippe genommen werden. Nun besteht eine Gefahr. In einer andern Sippe pilgert eine andere Seelenreihe durch Lebendige und Toten-erde. Soll sie Mutter in der Sippe des Brautwerbers werden, muß sie aus der „Idee“, aus dem mythischen Verband jener andern Sippe, in die sie geboren wurde, „gelöst“ werden. Diese Sippenlösung erfolgt durch eine symbolische Handlung, gewissermaßen „gewalt-



TELLURISCH-ÄTHIOPISCHE KULTURSYMPTOME (PATRIARCHAT)

25. Der patriarchalische Brautraub — 26. Nichtachtung der Jungferschaft — 27. Die Witwe als Sippenbesitz (Leviratsehe usw.)

fam“, durch den „Brautraub“. Und wenn die beiden jungen Liebesleute sich auch noch so einig find, wenn die Eltern von beiden auch noch so einverstanden find: die Zeremonie des Brautraubes muß ausgeführt werden.

Gelangt die junge Braut nun in das Gehöft ihres Zukünftigen, so ist es ganz gleich, ob sie unberührt ist oder in stimmungsvollen und fehnfuchtschwangeren Mondschein-
nächten schon das verlor, dessen Erhaltung strengere spätere Sitte im zusammenschließen-
den Myrtenkranz symbolifiziert. Gleichgültig: dem Sippenverband wird sie sicher eine
treue Gattin, eine hervorragende Mutter und sicherlich als Glied der Sippe wie als
Mutter ihrer Kinder, d. h. der aus dem Mannesstamme durch sie wieder ins irdische
Dafein zurückgekehrten Großväter, ein Vollweib, ein Vollmensch.

Nunmehr die andere Frage, wie diese Kulturzellen zueinander und in ihrer Entwick-
lung sich wandeln, welche Umbildungen sie erfahren, wie sie zum Raume stehen. Denn
in der Zeit find diese Sippen ja durch das Wiederkehren der Verstorbenen unbegrenzt;
in der Zeit kennt diese Kultur noch keine Grenze. Es ist eine Zeitlosigkeit der Seelen,
die kommen und gehen in ununterbrochenem Wechsel.

Den Raum der Sippe bietet Mutter Erde. Die Sippe kann das Land rund um ihr Ge-
höft bebauen, wo sie es frei findet. Nur bebautes Land ist Besitz und gehört dem Be-
bauer. Das unbebaute Land ist Teil der heiligen Mutter Erde. Wenn die Bauern der
einen Sippe einen Acker verloren und ein Jahr brach liegen lassen, mögen die der benach-
barten Sippe ihn im folgenden bestellen. Dann ist er ihr Eigentum. Also hat der Raum
um ein Sippengehöft keine Grenze. Nur soweit die Arbeitskraft reicht, und auch nur so-
lange sie sich auswirkt, wird ein Besitzrecht gewonnen. Das aber heißt, daß wohl der Mittel-
punkt, das Gehöft der Sippe festliegt, daß aber eine Gebietsbegrenzung nicht besteht.

Geregelte Beziehungen zwischen den Sippen der tellurischen Kultur erstrecken sich nur
auf — Tänze und etwaige Verehelichungen, dann vielleicht noch auf Jagdgemein-
samkeiten. Märkte bestehen zunächst nicht. Denn diese Menschen find in allem Selbst-

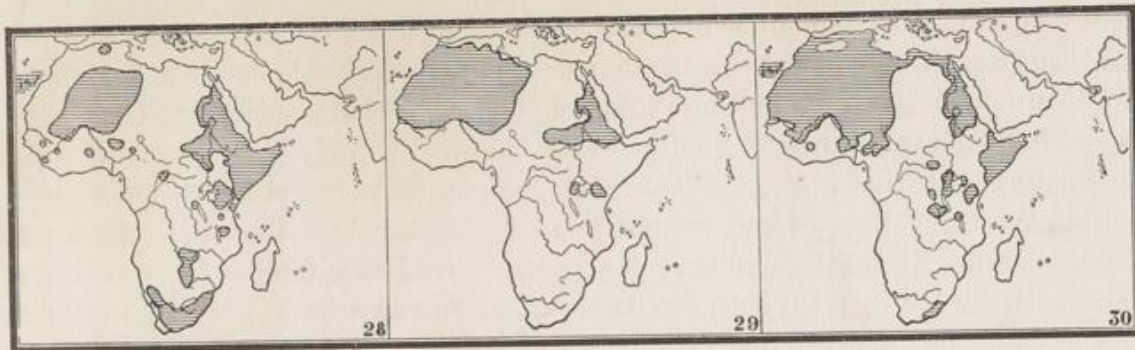
verfertiger. Daher zerfallen die Träger dieser Kultur auch so schnell in Dialektverschiedenheit. Im Norden unseres deutschen Togo fand ich eine große Siedelung, an deren einem Ende eine andere Sprache gesprochen wurde als am andern. Die meisten Leute verstanden sich nicht.

Noch einmal sei betont, daß von Anfang an jede Form nicht nur einer äußerlichen räumlichen Begrenzung fehlt. Machtbereich heißt Arbeitskraft. Und das bedingt ein ständiges Schwanken einer Begrenzungsmöglichkeit. Da nun diesen Menschen auch Arbeit eine verehrungswürdige Tätigkeit ist, die sie durch den Körper als Funktion der Sippen-Idee ausüben, da der ganze Erdraum ihnen Ausdruck ihrer mytischen Seele ist, so kann man sehr wohl sagen, daß auch in höherer Entwicklung dem Raum nach eine Begrenzung ausgeschlossen ist. — Sehr trocken und im Geiste des 19. Jahrhunderts ausgedrückt lautet dies: in der Vorstellungswelt, der tellurischen Kultur gibt es keine feststehenden geographischen Besitzgrenzen. Der aus ihr entwickelte Staat ist ein Menschen- und Gemeindestaat mit der psychologischen Grundlage des Heimatgefühls, und die Entwicklung zu Nationen im Sinne des europäischen Rationalismus ist ihnen nicht beschieden.

Aber noch mehr! Im nächsten Teile werde ich zeigen, daß diese Kultur nur das form schwache Symbol kennt — nur die Seele und seelisches, körperunbewußtes Ausstrahlen, Sehnen, Streben, — ohne Grenze. — Weitengefühl ist der Ausdruck der tellurischen Weltanschauung und Kultur.

DIE GESTALTUNG DER MATERIE IN DER CHTHONISCHEN KULTUR

Dagegen nun: In der Steppe ein Kreis von Hütten. Nach außen geschützt durch einen Verhau von Dorngestrüpp. Im Kern des Lagers Blöken von Schafen und Brüllen von Rindern. Frauen von einem zum andern wandernd und melkend. Männer liegen faul am Boden, andere kehren heim von der Jagd oder vom Kriegszug. In irgendeinem Winkel sind zwei Männer in Streit geraten und schlagen mit Stöcken aufeinander. Die Frauen treten im Kreise herzu und warten gespannt auf den Ausgang des Kampfes. — Dann Nachtruhe. Am Morgen zieht alles aus dem Kraale. Nur alte Weiber bleiben zurück. Die Frauen treiben mit den Burfchen das Vieh irgendwohin auf die Weide, die Männer gehen an ihr Geschäft, zum Kampf, zur Jagd. Oder aber der ganze Kraal wird abgebrochen. Die Weiber laden ihr Gezelt auf die Packtiere. Unter dem Schutz der Krieger zieht das Völkchen zur frischen Weide.



CHTHONISCH-HAMITISCHE KULTURSYMPTOME (MATRIARCHAT)

28. Zweikampf für Weib und Ehre — 29. Forderung der Jungferschaft — 30. Geschlechtsfreiheit der verheirateten Frauen
(altlybische Frauenfreiheit)

Welch gewaltiger Gegensatz: das erste, was bei Betrachtung chthonischer Kulturen auffällt, ist Bewegung und zwar im begrenzten Raum, während die tellurische Kultur synonym ist mit Ruhe im unbegrenzten Raum. Im „begrenzten“ Raum! Die Chthoniker sind Viehzüchter, und es war ein großer Irrtum, wenn alte Geographen meinten, die Nomaden könnten regellos wandern und weiden, wo es ihnen beliebt. Im Gegenteil: jede Horde (im Gegensatz zu Sippe) hat ihre Weidegrenzen. Jenseits beginnt das Weideland einer andern Horde. Gerade die durch die Bewegung auf das Weideland bedingte Ausnutzung hat im Gegensatz zum Feldbau Begrenzung zur Folge. Das aber heißt: daß die chthonische Kultur im Gegensatz zur tellurischen auf den Tatsachen räumlicher Begrenzung und zwar auf geographischer, d. h. Bodenbegrenzung, beruht. Bodenbegrenzung! Denn Möglichkeiten der Hordenbildung sind in der chthonischen Kultur in keiner Weise erschöpfbar, weil diese vorzüglich mit Viehzucht verbundene alte chthonische Kultur matriarchalisch von Grund auf war. Das heißt, die Frau bestimmte alles: Erbschaft, Name, Besitz, Gattenwahl. Sie hat die Lasten der Rechte auf sich genommen. Sie molk und bereitete das Leder. Sie flocht und wob später. Sie errichtete das Zelt, brach es ab und belud damit die Tragtiere. Und anderes mehr. Mit alledem übertrumpfte sie an Leistungsfähigkeit die Frau der tellurischen Kultur um ein Unendliches, da sie mit dieser auch noch alle Mutter- und Haushaltspflichten teilte. Die chthonische Kultur kannte nur die matriarchalische Horde, so wie die tellurische nur die patriarchalische Sippe kannte. Und wie diese ist jene belebt durch eine Idee. Die Idee des Matriarchats bedingt, daß das Kind ein Teil der Mutter (und nicht, wie im Patriarchat, ein Samenproß des Vaters) sei. Im Matriarchat spaltet sich das Kind von der Mutter ab. Die Mutter mag sterben. Solange das Kind lebt, ist ein Teil von ihr lebendig. Das heißt, die chthonische Weltanschauung ist aufgebaut auf der spirituellen „Vergiftung der Materie“. Im ständigen Abpalten der Nachkommenschaft auf

dem Wege von der Großmutter und rückwärts bis zur Enkelin und vorwärts wird der weibliche Körper unsterblich, — genau so wie der der niedersten Lebewesen, die immer nur den unbrauchbar gewordenen Teil der sie bildenden Materie abstoßen. Dieser uneingeschränkten Beachtung der Physis und der Idee der Ewigkeit der Materie entspricht aber naturgemäß eine ursprüngliche Unfähigkeit, der Seele irgendeinen positiven und aktiven Wert beizulegen. Denn wenn der von der Mutter abgepaltete Leib, das Kind, das Fortleben und den Lebensinhalt der Mutter verkörperte, erfüllte, — was wollte dann noch die Mutter? Ich habe von Berbern und Tuareg über diese Dinge Ansichten von so eminenter Klarheit und erschütternder Einfachheit vernommen, daß ich tief ergriffen war.

In der Tat: die Verherrlichung der irdischen Materie kann keinerlei Raum geben für das Existenzrecht der unkörperlichen Seele. Die entkörperte Seele gehört a priori der tellurischen Weltanschauung und ihr ganz allein an.

Demgegenüber erfährt die Durchbildung der Physis alle nur erdenkliche Differenzierung. Ganz klar tritt das hervor bei der Betrachtung der Paarungs- und Ehefitten. Es ist selbstverständlich, daß die Frau den Ehemann wählt. Sie wählt ihn. Es ist auch klar, daß, wenn ihre Wahl getroffen ist, er in ihr Heim zieht, aus seiner Horde ausscheidet und in ihre Horde eintritt. Noch weiter aber ist klar, daß er, der Erwählte, der Frau geistig und bindungsgemäß um nichts näher steht als etwa ihr Bruder. Im Gegenteil. Von den westlichen wie von den östlichen Hamiten haben wir oft genug gehört und wissen wir, daß die Frauen ihren Männern überall weniger zugetan sind als den eigenen Brüdern. Der Unterschied in der Behandlung von Bruder und Gatte ist durchgreifend. Von Bischarin wie von Tuareg hörte ich hierüber viele Klagen.

Ferner ergibt sich hieraus aber auch eine recht wenig genaue Eheführung, sagen wir Treue der Ehefrau. Die Frau wählt sich den Gatten nach ihrem Geschmack, d. h. den für sie erreichbar Tüchtigsten. Nicht seelische Eigenart, nur physische Tüchtigkeit ist entscheidend. Dem entspricht ganz natürlich, daß sehr leicht eines Tages ein Mann in den Gesichtskreis der Frau tritt, der für sie viel schätzenswerter, viel begehrenswerter ist, und da sie ja von der Jugend an in dem Grundsatz groß geworden ist, daß die Wahl in ihrer Hand liegt, so ergibt sich daraus ganz einfach, daß sie Extravaganzen durchaus geneigt ist und der Geist der Horde dies nur zustimmend mit ansieht. Ein Gegensatz der tellurischen zur chthonischen Kultur beruht darin, daß das Eheweib in ersterer bedingungslos treu, in letzterer unter dem Schutze der „Gesellschaft“ zur Untreue berechtigt ist.

Aber noch ein anderer tiefgreifender Unterschied, der ja nicht nur für das Gesellschafts- und Familienleben bestimmend ist, tritt kartographisch fixierbar hervor, nämlich in dem bei der Gattenvereinigung entscheidenden Wertmaßstab. Der Mann der tellurischen

Kultur bestimmt seine Frau oder die Sippe bestimmt sie ihm, und zwar durchaus im Hinblick auf ihre Pflicht, heiliges Gefäß der Seelen der Sippe zu werden. Die Frau der chthonischen Kultur wählt ihren Gatten. Das heißt: in der einen Kultur entscheidet die Bestimmung entsprechend einer „Ordnung“ (ich bitte den Sinn dieses Wortes recht tief und in seiner ganzen Eigenart zu erfassen), in der andern entscheidet eine „Wahl“. — Die Wahl der Frau setzt die Schöpfung eines Wertmaßstabes voraus, der als ein chthonisches Kultursympton zu bezeichnen ist, das der reinen tellurischen Kultur fehlt. Die Frau wählt nämlich nach ihrem Geschmack, d. h. den „Tüchtigsten“, d. h. den, der die meisten Köpfe der Feinde erlegt, der die höchste Leistung der Jagd vollbrachte, den, der eben die schätzenswertesten Fähigkeiten zeigt. Dazu gehört auch der von der edelsten Abstammung. Der Mann ist in der chthonischen Kultur der Frau unbedingt der, der ihr „am besten steht“.

Was setzt nun die Frau dem gegenüber? Es ist ganz klar, daß alle die Eigenschaften, die hier auftreten, allein schon dadurch, daß sie nur durch den Superlativ charakterisiert werden können, physischer Natur sind. Dem kann die Frau auch nur physische „Werte“ gegenübersetzen. Der vornehmste, die Phantasie des Mannes reizende (ebenfalls superlative) Begriff ist der der „Erstschafft“. Die Frau der chthonischen Kultur stellt der Tüchtigkeit des Gatten also die Jungfrauenchaft gegenüber. Dadurch wird sie wünschenswert. Eine Frage der Physis! Nur eine solche! Oft geht dieses recht merkwürdig zu. Von den Hamiten des Nilgebietes hörte ich mehrere Erzählungen, die mir dadurch interessant sind, daß ein Königssohn monatelang bei einer Prinzessin schläft; jede Nacht „umschlingen sie sich mit den Beinen“ und „saugen sie sich fest an den Lippen“. Nach Monaten erfolgt die Entdeckung. Der Prinz wird um ein Haar geopfert. Da wird sein Prinzenrang entdeckt. Die Hochzeit wird gefeiert. Nach den üblichen Zeremonien erfolgt das Beilager. Und in der Hochzeitsnacht „fand er eine undurchbohrte Muschel, und das Blut netzte die Leinwand“. Charakteristisch ist, daß in solchen Erzählungen die Fürsten dann später mit verschiedenen anderen Prinzessinnen Abenteuer erleben, die das Eheglück nicht stören. — Summa summarum Motive, die aus Tausend und einer Nacht genugsam bekannt sind. Demi-vierges! Nur Physis — nur Begriff!

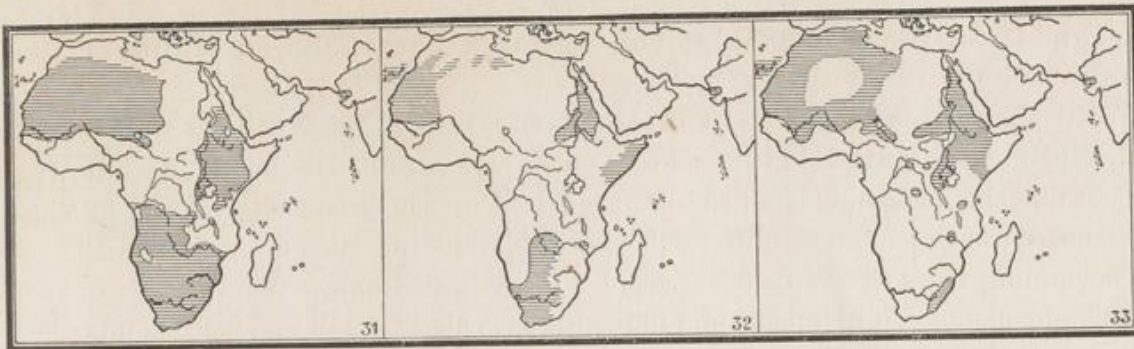
Mir ist es wichtig, diesen unüberbrückbaren Gegensatz zwischen chthonischer und tellurischer Kultur scharf zu präzisieren. Die nach seelischem Aufbau strebende tellurische Kultur kennt keine körperliche Unberührtheit, sondern nur die Ordnung, und beständig ist ihr nur der Rhythmus der durchseelten Körperlichkeit. Körperlichkeit ist ihr nur der Ausdruck der Seele, der Idee. Die chthonische Kultur geht aus von Physis und Maß, von Wertung und Körperlichkeit, von entsprechender Wahl, und führt zum Begriff. Die tellurische Kultur gipfelt in der Sippe, im Heimatgefühl, in der Idee der heiligen spendenden und nehmenden Erde. Ihr Wesen ist keimhaft. Die chthonische Horde findet

ihren äußeren Ausdruck in der Zuchtwahl, in der Bildung der Horde auf abgegrenztem Raum, in dem sie wahlmäßig das Bedeutfamste oben anstellt und damit Kaften schafft, ebenso wie jene den Menschen selbst dem Werk unterordnet, das zunftmäßig und geordnet ist und Stände hervorbringt.

Das aber heißt — um jetzt mit besserer Überficht der Tatsachen zu dem Axiom des Anfanges zurückzukehren, daß die chthonifche Kultur dem Wurzelpol, die tellurifche aber dem Keimpol der Pflanze entspricht und dementfprechend mit der Erde — man vergeffe nicht, daß diefer III. Teil der Beziehung der Kultur zur Erde gewidmet ist — verbunden ist. Eine ernfte Überlegung muß schon fagen, daß beide zusammengehören und nur in ihrer Gemeinfamkeit die Kultureinheit zu verkörpern vermögen. Chthonifch-hamitifche und tellurifch-äthiopifche Kultur find ohne einander nicht denkbar. — Wie aber dies?

FRUCHTBARKEIT, BLÜTEN UND RHIZOME

Es bedarf keiner befonderen Darlegung für die Selbstverständlichkeit, daß chthonifch-matriarchalifch-materialiftifche und tellurifch-patriarchalifch-feelifche Kultur, jede für fich allein, ebenfowenig auf die Dauer lebensmöglich find, wie etwa Begriff und Idee, Phyfik und Metaphylik, Wurzel und Keime. Die oben gegebene Befchreibung und Umfchreibung erfolgt im Sinne der Entelechie. Das heißt: die beiden Formen haben ftets die Tendenz, der gegebenen Richtung anheimzufallen. Chthonifch und tellurifch find Bezeichnung von zwei Wefenheiten der Kultur, von denen jede ftets ein wenig von der andern besitzt oder aus fich heraus harmonifch mitfchwingen läßt, wie es ja auch keine Frau und keinen Mann im absoluten Sinne gibt. Jedem Mann lebt Weibliches, jeder Frau Männliches inne. — Aber hiervon abgesehen find beide Kulturen, als feft mit dem Boden verbundene, uns doch nur in ihrer elementaren Gegenfätzlichkeit verständlich. Damit ist eine klar ausgesprochene Charakteristik der beiden großen Früh- und Urkulturen Afrikas gewonnen: der tellurifch-patriarchalifch-äthiopifchen und der chthonifch-matriarchalifch-hamitifchen. Die Grundcharaktere find für beide nicht an die Zeit gebunden — wenigftens nicht an die Zeit in unserem Sinne. Sie können bis zur Unkenntlichkeit verzerrt, können bis zur Schattenhaftigkeit vereinfacht werden. Sie leben aber unbeirrbar und unmodifizierbar. Nur daß ihr Leben in fpäterem Sein nicht mehr im Zurfchautragen exakt beibehaltener Formen besteht, fondern darin, wie sie anderes Kulturgut, d. h. die Implementa und Impedimenta anderer Kulturen, die wir uns gewöhnt haben als höhere zu bezeichnen, aufnehmen und fich zu eigen machen. (Siehe S. 51 und 64.)



CHTHONISCH-HAMITISCHE KULTURSYMPTOME IN DER ARCHITEKTUR

31. Das Erdbett — 32. Backen im Erdofen — 33. Erdgrubenspeicher

Damit sind wir an dem Punkt angelangt, einmal klarzustellen, was in diesem Zusammenhang „höhere Kultur“ bedeutet. Oder sei dies noch schärfer gegenübergestellt: was von unserem Standpunkt einer höheren Kultur (als solche bezeichnet man doch wohl die derzeit europäische) denn diese „niederen Kulturen“ bedeuten?

Mir soll diese Gegenüberstellung zunächst nur dazu dienen, nochmals hervorzuheben, daß die beiden vorhergehenden Abschnitte einmal die Entelechie eines Kräftepiels (um mit Üxküll zu sprechen, das Planmäßige im ganzen Wesen der Kultur, das Paideuma), dann aber auch die Auswirkung ihrer Wesenheit in der für unser Verstandesvermögen faßbaren schlichtesten, einfachsten Form zu umschreiben. Im Sinne der Entelechie ist es nicht angängig, von niederen oder höheren Kulturkräften zu sprechen, wohl aber ist es möglich, in deren Auswirkung einen Aufstieg sich immer komplizierter entwickelnder Formen zu erkennen. Im Kräfteplan entspricht es den ursprünglichen hamitischen (Kultur-)Formen Afrikas, wenn heute noch in der typisch hamitisch-chthonischen Kulturform Europas (z. B. Frankreich) die Maid, wenn auch geistig noch so korrumpiert (demi-vierge), ein unverletztes Hymen mit in die Ehe bringt, und die Gesellschaft die gelegentlichen Seitenprünge der verheirateten Frau natürlich findet; wenn der Mann mit der Markttasche morgens zum Einkauf geht; wenn das Gericht die schöne Mörderin freispricht; — oder umgekehrt, wenn in der tellurisch-metaphysisch sich auswirkenden deutschen Kultur das Fensterln nicht abzuschaffen ist und Frauentreue wesentlich nur in größeren Städten leidet; wenn keine bleibende Parteibildung gelingt; wenn immer wieder aus dem mühsam nach westlich fremdem Schema konstruierten Staat die Tatfache großartigen und naturgemäß vertieften Heimatgefühls durchbricht und als negative Seite staatliche Uneinigkeit zeigt. — Denn das Planmäßige der Grundlage wirkt sich durch alle Schichtungen, Differenzierungen und Höhen der Kultur, wenn auch, infolge des sich mehrenden Gemeinguts an materiellen Hilfsmitteln, dem Laien immer schwerer erkennbar. — Also im Sinne der Ente-

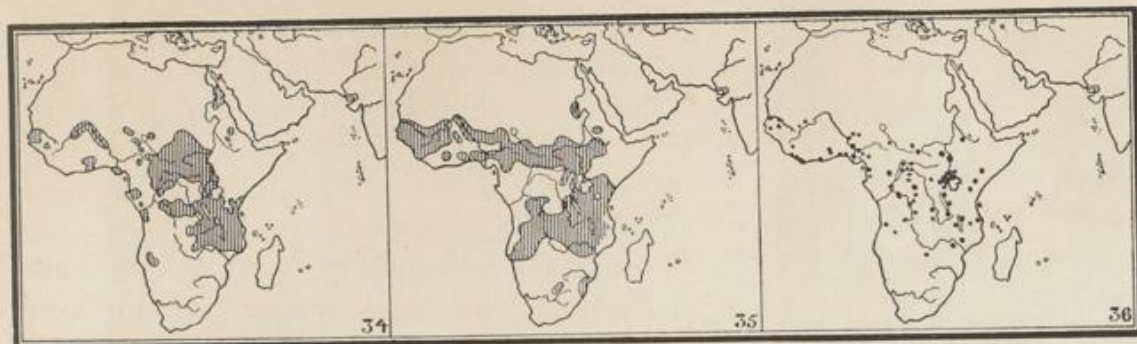
lechie ist es nicht angängig, von niederen oder höheren Kulturkräften zu sprechen.

Wohl aber ist es möglich, in ihrer Auswirkung einen Aufstieg sich immer komplizierter entwickelnder Formen zu erkennen. Hierin ist die Kultur, das Paideuma, homolog mit allen Erscheinungen der Umwelt verbunden, was aber in seiner Eigenart der Organität beruht. Es ist also sehr wohl angebracht, an dieser Stelle zur Gewinnung eines Urteils Beispiele aus der Umwelt zu wählen. Wir wissen heute den Zusammenhang von Keimblatt und Blütenstil, Geschlechtsorgan und Blattbildung überhaupt. — Nun frage ich: ist eine Blüte in der Natur denkbar oder schön ohne die zugehörigen Blatt-, Stengel- oder Wurzelteile? Wer will es wagen, von niederen und höheren Organen in diesem Sinne zu sprechen? Ich überlasse es jedem Einzelnen, diesen Gedankengang weiter fortzusetzen.

Aus der Vereinigung tellurischer und chthonischer Kulturen sind sogenannte höhere Formen hervorgegangen. Es hat eine Zeit gegeben, in der die Pflanze Paideuma, uns heute unendlich kostbar und herrlich erscheinende Knospen gezeitigt hat. Es ist die Periode, die ich seinerzeit als „Zeitalter des Sonnengottes“ bezeichnet habe. Oswald Spengler nennt acht dieser Blüten und bezeichnet sie mit Namen (Untergang des Abendlandes Bd. II S. 42—54). Das war die Periode einer herrlichen, wundervollen — nämlich wirklich von Wundern angefüllten ersten Blütezeit des Paideumas. Es ist hier nicht unsere Aufgabe, festzustellen, wann und wo die Herrlichkeit herstrahlte, auch nicht die, zu erklären, weshalb dies nur dort und nicht anderswo, nur in diesem Zeitpunkt und in keinem andern vor sich gehen konnte. — Wir werden im III. Teil nur an einem Beispiel das eine oder andere hierzu zu sagen haben, — an sich muß ich mich hier mit diesen Hinweisen begnügen, um das zu betonen, was für die hier in Frage stehenden Vorgänge im Kulturleben Afrikas von Bedeutung, ja von Entscheidung ist.

Von dem letzten Verblühen dieser uns heute so unendlich großartig erscheinenden Kultur wissen wir nichts. Wohl aber läßt sich — um bei unserem Bild der Pflanze zu bleiben — die Erscheinung nachweisen, daß die Wunderpflanze Hochkultur, als sie in breitem Gürtel über die Erde sich ausbreitete, auf diesem Boden in mehreren Blüten prangte, im übrigen aber die Gebiete seitwärts ihres Weges mit einem Netz von kriechenden Rhizomen überzog und so eine ganz bestimmt begrenzte Pflanzendecke schuf, die reich an Blattwerk war, aber unfähig zu fruchtschwangerer Blüte.

Dieses sind die Kulturschichten, die ich im I. Teil schon nannte (zwei erythräische, die syrtische und die atlantische, wozu noch die im letzten Teil zu erörternde alt-erythräische kommt). Die Frage, die sich hier vor allem aufdrängt und deren Beantwortung ganz allein nur einen Einblick in die mythischen Vorgänge afrikanischer Kulturbildung (wie, um Kleines mit Großem zu vergleichen, aller jüngeren Kulturbildungen überhaupt)



TELLURISCH-ÄTHIOPISCHE KULTURSYMPTOME IN DER ARCHITEKTUR

34. Das Pfahlbett — 35. Pfahlrostspeicher — 36. Pfahlbauten für Wohnung

gewährt, ist, welche Wefenszüge diese rhizomartig sich über Afrika ausdehnende Kulturdecke vor allem in den tellurisch-patriarchalischen Kulturgebieten zeigt. Um diese Angelegenheit in ihrer ganzen Tiefe zu erfassen, werden bestimmte, klar umschriebene Beispiele anzuführen sein. Der Stoff fordert deren drei.

1. BEISPIEL

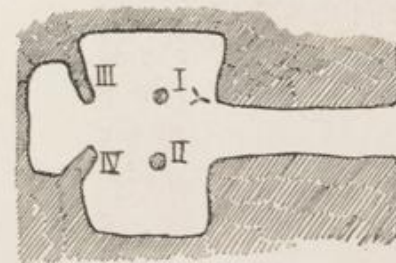
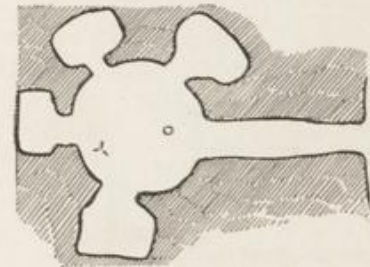
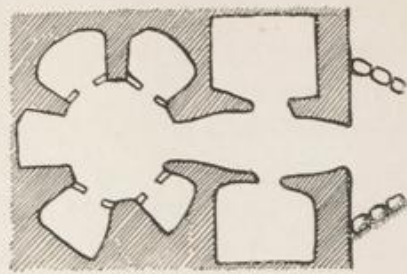
DIE HAMITISCH-CHTHONISCHE ARCHITEKTUR

(Hierzu besonders Tafeln 37 ff.)

Oben wurde schon darauf hingewiesen, daß der hamitische Wohnbau aus der Erde herauswächst. Die hamitische Kultur hat als ältestes nachweisbares Nachlager die einfache Mulde, die dem Körper im Erdboden angepaßt wird. Die Kochlitten führen zurück auf den Erdofen, d. h. in einer Höhlung des Erdbodens werden erst heiße Steine erhitzt, in die Steinglut kommt der Braten, das Ganze wird mit Erde geschlossen, bis das Gericht gar ist. Der hamitische Speicher ist die Erdgrube. Die Verbreitung der Silos zeigt das. Endlich ist aber auch die menschliche Behausung troglodytenhaftem Wesen durchaus nicht so sehr fern. Hierfür einige Beispiele.

Daß die Kanariern, die gemischten Nachkommen der alten Guanchen, heute noch in künstlichen Höhlen wohnen, weiß jeder Besucher von Las Palmas. Viel weniger bekannt ist die Tatsache, daß auch die meisten Berber- und Kabylentämme Marokkos, Algeriens und Tunesiens solche Höhlenwohnungen besitzen. Für die Verbreitung habe ich aber glücklicherweise noch Belege und architektonische Nachweise gewonnen, die das Verbreitungsgebiet dieses Baustils bis nach Barka (also an den Syrten entlang) im Osten und (allerdings nur mit prähistorischen Belegen) bis in die Gegend der alten Garamantenhauptstadt im Süden erweisen.

Die meisten Stadtbewohner dieser Länder und die heutigen Machthaber wissen von diesen Bauten nichts. Das liegt in der Natur und im Sinne der Einrichtung. Besonders der Kreuz-



HAMITISCHE KREUZKELLERANLAGEN

gewölbtebau, dessen Anfangs- und Endform ich mich im Nachfolgenden widmen werde, zeigt dies in klarster Weise. Auch ich und die mir befreundeten Herren haben nähere Auskunft und das Recht, solche Bauten zu besichtigen, nur entweder durch Zufall gewonnen oder durch ein sehr weitgehendes Vertrauen.

Dieses macht es mir natürlich unmöglich, Näheres über die Lage und Namen solcher, übrigens gar nicht seltenen Örtlichkeiten mitzuteilen, zumal, solange noch gewisse gespannte Verhältnisse herrschen. Die nebenstehenden Abbildungen geben Grundrisse und Querschnitte von drei solchen Bauten der Berberländer wieder. Die Reihe beginnt mit dem Grundriß einer Höhlenwohnung, die offenbar uralt ist. In die Wand eines lehmigen Berges führt ein Gang, der durch Buschwerk und eine sehr, harmlose, durch Steinsetzung als Fench für das Vieh gewonnene Umrahmung in eine ca. $6\frac{1}{2}$ m tiefe und ca. 2 m breite Ganghöhle mündet, in deren Mitte eine Feuerstelle (ohne Rauchabzug) ständig unterhalten wird. Nach drei Seiten ist die Ganghöhle geöffnet, nach rechts (auf dem Plan oben) mündet sie in einen ca. $2\frac{1}{2}$ m tiefen, 4 (!) m hohen und $3\frac{3}{4}$ m breiten Erdstall, nach links (auf dem Plan unten) in den ca. $2\frac{3}{4}$ m tiefen und etwas unter 4 m hohen und über 5 m breiten Lämmerstall, nach hinten (auf dem Plan nach links) mündet sie aber in einen ca. $3\frac{1}{2}$ m im Durchmesser fallenden und ca. 5 m hohen Wohnraum, von dem fünf Nischen ausgehen. Von diesen etwa $1\frac{3}{4}$ m tiefen Nischen dienen drei als Schlafnischen, eine als Speicher, während die in der Verlängerung des Höhlenganges durch den Wohnraum hindurchgehende einen Frauenwebstuhl barg.— Ein Luftabzug nach oben war in diesem Höhlenbau nicht vorhanden. Trotzdem war die Luft durchaus angenehm, oder lagen wir, für einen Europäer noch recht gut erträglich.

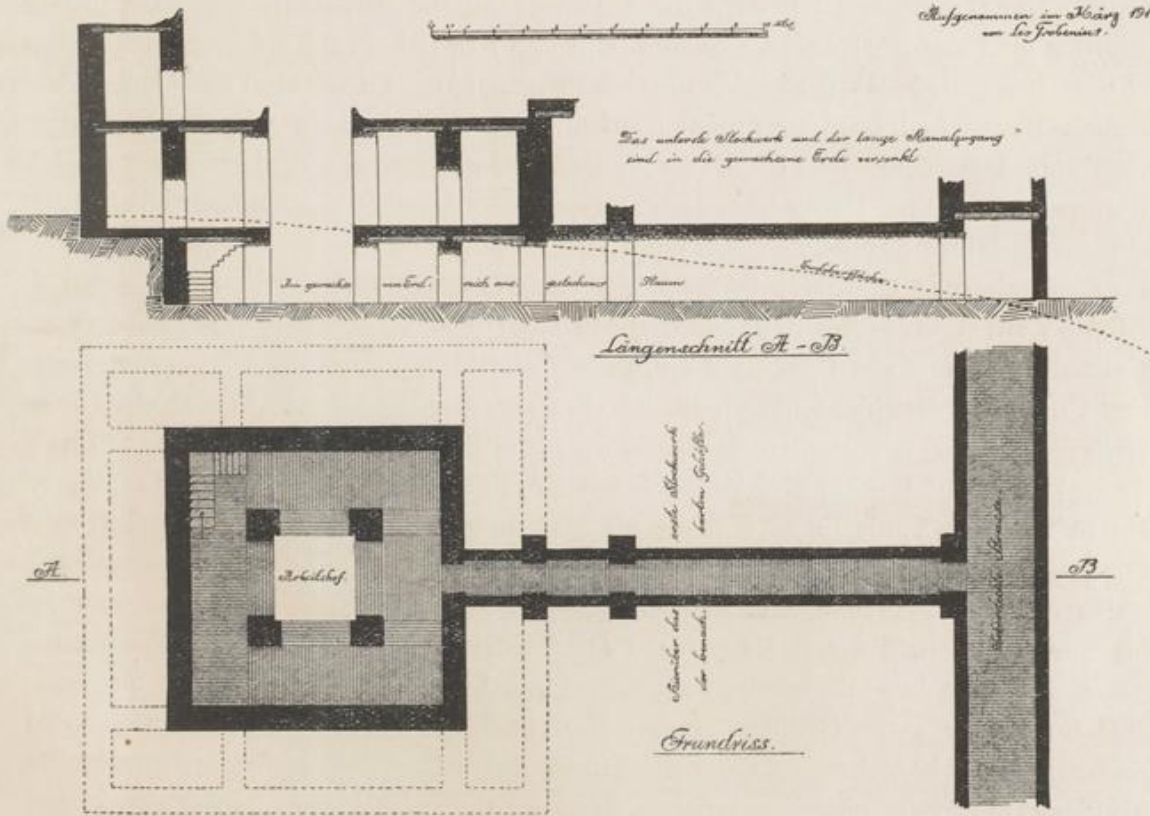
Die zwei folgenden Pläne wurden in einem weit abgelegenen Gebiete aufgenommen; der Bau zeichnet

sich durch unendlich viel einfachere und deutlichere Charakterzüge aus. Die einem Tal zu sich senkende Erdmasse wurde an zwei Stellen erbrochen: vom Tal her in das aufsteigende Gelände durch einen horizontalen Gang, von oben her in das wagrecht liegende Erdreich durch ein senkrecht geführtes Einsteigeloch. Beide bieten Zugänge zu einer ca. 3 m hohen und 4 1/2 m im Durchmesser fallenden Wohnkuppel, von der vier Nischen ausgehen, nämlich (im Sinne der Kaffeemühle betrachtet) für Ziegen und Schafe, für die Frauen speziell, für Speicher und wieder für Frauen. In der Halle steht erstens der Kletterbaum auf, dann findet sich die Feuerstelle, dann eine Gruppe von Hunden und endlich eine erkleckliche Anzahl von Wasserkrügen. Das sozial Interessanteste ist, daß in dem Kuppelbau über dem Einsteigeloch nur die Männer, im Höhlenbau aber nur Frauen und Kleinvieh (im Gang) schliefen.

Wieder ein anderer Typus, und nicht der uninteressanteste, ist in den zwei letzten Plänen (S. 82) wiedergegeben. Auch er stammt wieder aus anderer Gegend und ist abgestorbener

Höhle V zu Figuig. (Abidjad.)

*Aufgenommen im März 1914
von Leo Frobenius.*



Die gestrichelten Linien stellen den Grundriss des Obergeschosses (in der Höhe der alten Erdoberfläche) dar.

Natur. Ich fand diesen Bau in arg zerfallenem Zustande vor. Er diente nur noch den Versammlungen einer der berühmten berberischen Parteien. An sich stellte er lediglich eine Vereinfachung des vorigen Typus dar. An Stelle zweier die Kammern trennenden Wände waren nur noch Säulen übrig geblieben (a. d. Darstellung I u. II). Zwei der trennenden Wände waren noch vorhanden (III u. IV). Ein Eintieg bestand wohl früher, war aber zu einem toten Rauchabzug degeneriert.

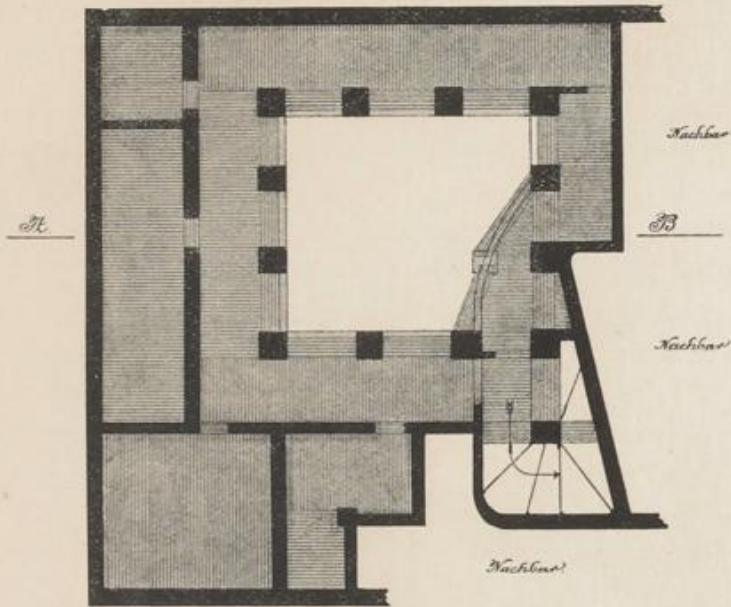
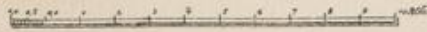
Ich habe zwischen den Syrten und den Kanarien eine ganz erkleckliche Anzahl solcher Bauten kennen gelernt und bin (auch nach den Traditionen der Eingeborenen) zu der Überzeugung gekommen, daß wir es in ihnen mit einem älteren Typus der Haufungsform und zwar einer besonders der Frau zukommenden Siedlungsform zu tun haben, aus deren Wesen wir ein gut Teil nordafrikanischer und besonders mediterraner Architektur abzuleiten wohl imstande sind.

Denn mit den oben charakterisierten Höhlenwohnungen, die ich ihrer Planlage gemäß als Kreuzkelleranlage bezeichne, vergleiche man nun die Aufnahme des Gehöftes V in Fig. 10. Der Längsschnitt zeigt, daß das Gebäude ursprünglich in die Böschung mit einem langen Gang, von oben her dazu mit einem „Eintieg“ hergestellt war. Aus diesem Eintieg ging der „Arbeitshof“ hervor. Um den Arbeitshof sind 4 feste Säulen. Diese entsprechen dem I—IV der beiden unteren Pläne auf S. 82. D. h. also: diese halb unterirdische Bauweise ist in ihrem Innenteil auf eine ursprüngliche Kreuzkelleranlage zurückzuführen. Die Säulen sind Reste der Mauern, die die vom Eintieglöcher abgezweigten Kammern trennten. Damit aber ist eine ungezwungene Entwicklungsgeschichte für den Impluvialbau gegeben.

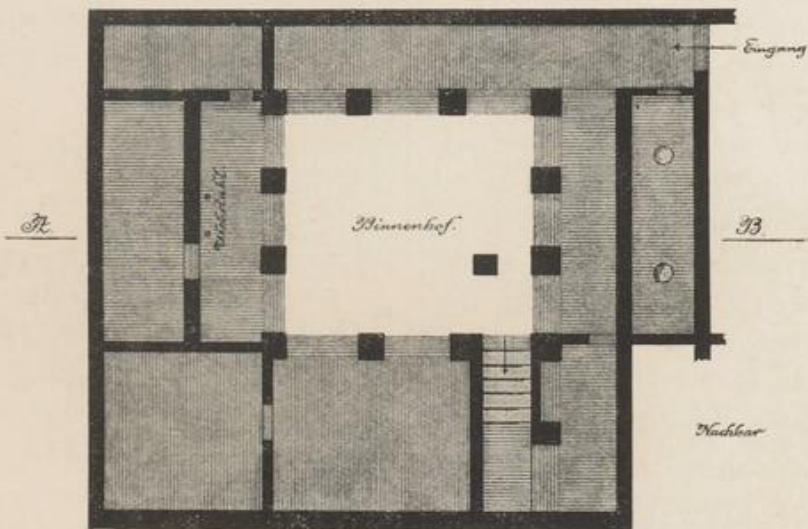
Daß die alternde Oasenarchitektur nur noch wenige so typische Beispiele wie Aufnahme V aus Fig. 10 aufweist, ist ganz natürlich und findet im Zusammenfließen der vielen Gebäude, im ständigen Über- und Durcheinanderschieben einzelner Räume, im Über- und Untereinanderschichten die natürliche Erklärung (z. B. Gehöft IV in Fig. 10). Dieser Ursprung aus den Kreuzkelleranlagen macht vor allem aber die dunklen Gänge (Tafeln 37, 39) verständlich. Aber noch viel packendere Architekturbeispiele werden nun lebendig.

Im südöstlichen Tunis findet sich die als Matamata bekannt gewordene Architektur. Dieselbe verwendet im allgemeinen das Tonnengewölbe, das aus dem Osten her Nordafrika eroberte. (Tonnengewölbe aus Luftziegeln sind in Ägypten rückwärts bekannt bis mindestens in die Zeit Ramfes II.) Die Textabbildungen S. 86 zeigen derartige Tonnengewölbe in einfacher und reihenmäßiger Lagerung. Dagegen zeigt die Textabbildung S. 87 ganze Gruppenformen, Hof- und Hochbauten. Der Grundriß macht nach allem Vorhergehenden die Erscheinung deutlich. Hier ist die Grundidee des Eintieglöcher (resp. einer natürlichen Spalte) das Entscheidende. Nach den Seiten zweigen die Kammern ab. Der so entstandene Wabenbau der Tiefe mit seinen Über-

Stehöft IV zu Fiquig. (Stammam.)



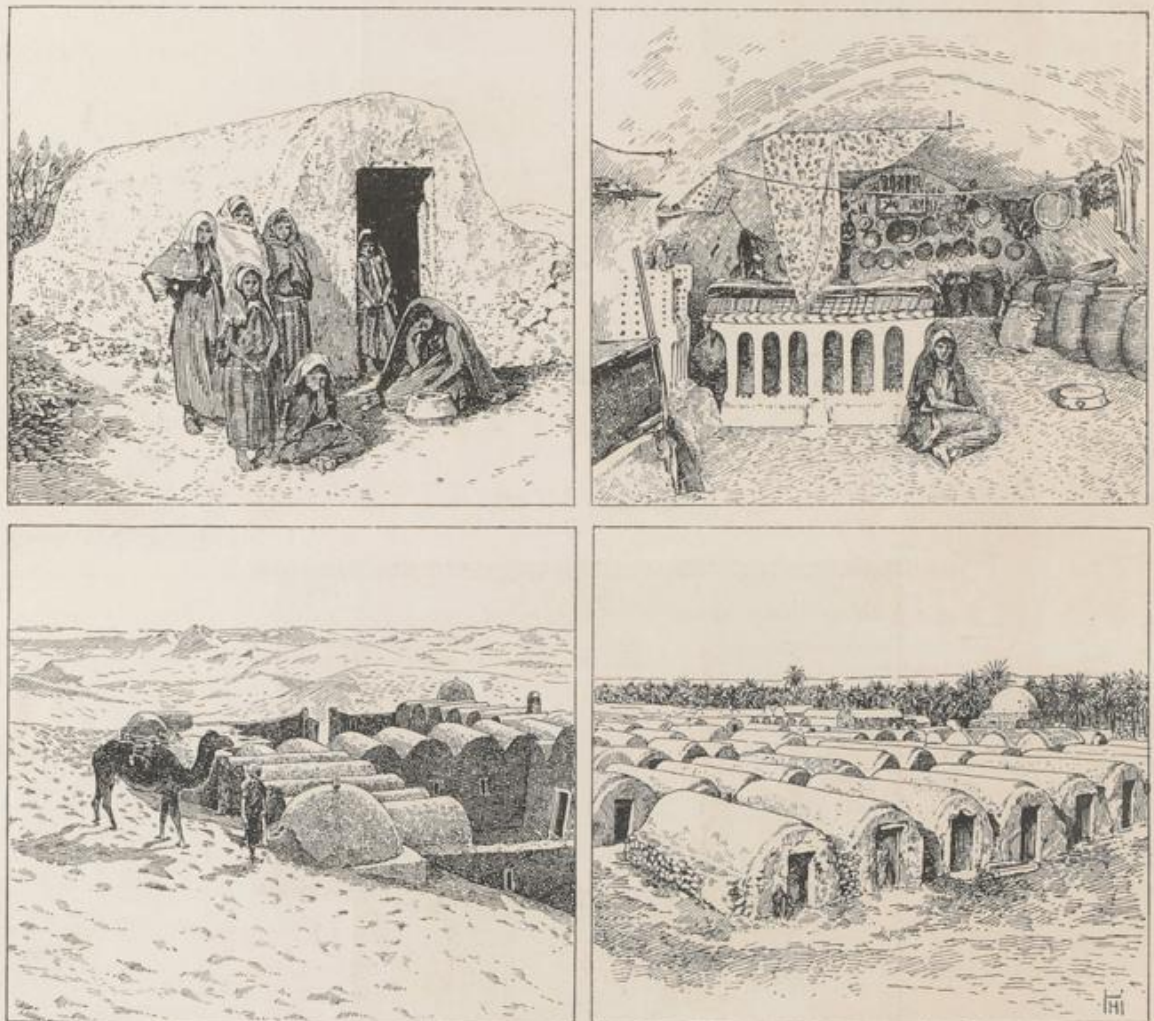
Grundriß des I. Stockes



Grundriß des Erdgeschosbes

schichtungen geht aus von dem chthonisch-hamitischen Höhlenleben, der Bildung der Horde, der Vergesellschaftung auf physischer Basis.

Und dieses die Geschlechtsformen bedingende Moment wirkt auch dann, wenn der Gedanke der Burg in die hamitische Kulturwelt geschleudert wird. Ich verweise hier vor allem auf Tafel 40. Auch hier wieder entsteht eine Wabe. Die Zellen schließen sich also nicht von der Tiefe aus um einen zentralen Hof, einen Innenhof, sondern von der Höhe aus einen Hügel herabzüngelnd aneinander an. Dieser Innenhof entspricht aber in jedem Falle dem Paideuma und ist entgegengesetzt der Natur der tellurisch-äthiopischen Räume.



WABENBAU DER MATAMATA (SÜDTUNIS) I

Oben ein einzelnes Tonnengewölbe von außen und innen. Unten Typen einfacher Aneinanderreihung.
Nach verschiedenen 1910 und 1914 erworbenen Photos gez. v. H. Hagler. Vgl. II S. 87



WABENBAU DER MATAMATA (SÜDTUNIS) II

Oben in die Felsen geschlagene Tonnengewölbe. Darunter Blick über ganz Medenine. Dann einzelne Waben. Unten Innenhof und Wabenfront. Nach verschiedenen 1910 und 1914 erworbenen Photos gez. v. H. Hagler. Vgl. I S. 86

DIE ÄTHIOPISCH-TELLURISCHE ARCHITEKTUR

(Vgl. auch Tafeln 124—127)

Ein erster Blick über die reichhaltige Architektur Afrikas läßt jedenfalls nicht erkennen, welche Eigenarten dieser unendlichen Fülle etwa der äthiopischen Kulturquelle entspringen. Es muß dem Laien überhaupt zunächst so gut wie ausgeschlossen scheinen, in die bunte Mannigfaltigkeit dieser Formen irgendeine Ordnung zu bringen — und zwar dies um so mehr, als alle diese kleinen und größeren Gebäulichkeiten zunächst unbedingt nur den Ausdruck „Hütte“ verdienen. Mit dem Wort „Hütte“ verbinden wir aber eine gewisse Geringschätzung. Der heutige Mensch Europas spricht zwar gern von dem „Raum in der kleinsten Hütte“, der für alles möglich Hochwertige genügen soll, er ist aber durchaus abgeneigt, dieser Hütte einen tieferen als nur einen „fehr“ platonischen Wert beizumessen. — Sehr mit Unrecht!

Die afrikanische Hütte ist eine Angelegenheit, die durchaus wert ist, eine vertiefte Betrachtung in Anspruch zu nehmen. Ich dürfte wohl dazu berufen sein, hierüber zu urteilen. Denn ehe ich meine erste Fahrt nach Afrika antrat, hatte ich schon die meisten afrikanischen „Bauftile“ durchgearbeitet und den größten Teil der in Frage kommenden Formen sorgfältig zu ordnen nach Konstruktion und Verbreitung, sie nach Systemen und Gegenätzen zu scheiden versucht, um dann nachher in Afrika selbst fehr häufig über diese mehr oder weniger gelungenen Versuche zu — lächeln. Denn der Form nach war an diesen Schematen wohl wenig auszusetzen, um so mehr aber dem Wesen nach. Vor allem (dieses habe ich erst, dann aber gründlich, eindringlich und häufig in Afrika erfahren): eine Hütte in Afrika ist etwas ganz anderes als eine Hütte in Europa, ebenso wie sich das ja mit dem Haus verhält. Dem Neger wie dem Europäer möchte ich heute für Afrika sagen: zeige mir, worin deine Wohnung besteht, und ich will dir sagen, wer du bist, — ein Satz, der für Europäer in Europa sicherlich nur ganz außerordentlich bedingt anzuwenden ist.

Für den Bewohner des zentralen Afrika ist die Behausung nicht wie für den Europäer der natürliche und entscheidende Aufenthaltsort. Der Europäer bringt den größten Teil des Tages und meist die ganze Nacht im Innern des künstlich geschaffenen Raumes zu. Es gibt Millionen von Europäern unserer Breiten, die das Haus nur verlassen, um den Weg zu einem andern einzuschlagen, in dem sie ihre Arbeit verrichten, — andere Millionen, die nur des Marktes, eines Besuches, eines Abendspazierganges oder zur Mahlzeiteinnahme das Haus verlassen. Ja, sogar der Bauer sitzt soviel wie möglich in seinem recht schwach ventilierten Hause, und sicherlich kennt eine unendliche Menge von Europäern den direkten Verkehr mit der Natur eigentlich nur aus einem jährlichen mehrwöchentlichen Ferienausflug, — wogegen der größte Teil der Zentralafrikaner



RESTE DES ÄTHIOPISCHEN PFAHLBAUES

1. Aus Sierra Leona (mit Grundriss, DIAFE 1905). 2. Von Falemeleuten in Kayes (DIAFE 1907). 3. In Bakel (DIAFE 1907). 4. Als Galla (Versammlungskammer) der Bamana in Beledugu (DIAFE 1907). 5. Von Sokotoleuten in Baro (DIAFE 1911). 6. Der Banzirisoldaten am Kongo (DIAFE 1905). 7. Als Männerplatz der Acholi am Nil (n. Kmunke). 8. Der Lufudibakete im südlichen Kassaigebiet (vgl. Tafel 124 ff. DIAFE 1906). 9. Der Babunda von Biembe im Kuilu-Kassaigebiet (Querschnitt DIAFE 1905). 10. Der Balori von Eiolo am Kassai (DIAFE 1905)

im Freien lebt und webt, kocht und haushält, tanzt und pokuliert. Von einem klimatischen Unterschied mag dies ausgehen, aber es endet in der verschiedenen Bedeutung des Wohnbaues. Ein großer Teil der Zentralafrikaner bewegt sich nicht aus der Wohnung in die Natur, sondern zieht sich gelegentlich aus der Natur in seine Wohnung zurück. Der Europäer unterwirft sich von diesem feinen Hause wie von einem Herrscherpalast aus die Naturgewalten, der Zentralafrikaner baut sein Häuschen direkt hinein in die majestätische Übermacht der natürlichen Umwelt.

Nun ahnen wir Europäer aber von der majestätischen Übermacht dieser natürlichen Umwelt Zentralafrikas meistens sehr wenig. Wir haben Sommer und Winter, und mit letzterer Zeit eine Periode, die der Mensch eben nur mit äußerster Anspannung seiner Kräfte zu überleben vermag, — der Europäer ebenso wie der Eskimo. — Der Zentralafrikaner hat keine äußerlich so schroffe Gegenfätzlichkeit. Was ihn bedrängt, sind zähe Widerstände bei äußerlich anscheinend verblüffender Regelmäßigkeit um so gefährlichere kleine Schwankungen. Das Ausbleiben einiger Regengüsse in der kleinen Regenzeit kann den Hungertod von Tausenden nach sich ziehen. Kein Bauernfleiß kommt dagegen auf. Im oberen Kaffaagebiet erlebte ich eine Hungersnot infolge Einbruchs eines Elefantenrudels. Krankheitsepidemien verheeren ganze Völker. Ein Tornado kann Haus und Feld dem Erdboden gleich machen. Je sicherer und zuverlässiger diese Natur dem Menschen erscheint und damit sein Mißtrauen einschläfert — und wie gern gibt der Zentralafrikaner sich dem hin! — desto gefährlicher ist sie.

Der Zentralafrikaner kommt gar nicht in Versuchung, den Kampf mit den Möglichkeiten der ausnahmsweisen und doch so häufigen herrischen Launen der Natur aufzunehmen, sich vor ihnen zu schützen! — Er schmiegte sich in die Regelmäßigkeit hinein, und somit bleibt seine Behausung wie seine Wirtschaft stets im engsten Anschluß an die Umwelt — gewachsen, stilrein, pflanzenhaft. Letzteres, weil ja Zentralafrika einen Länderblock darstellt, in welchem die Wesenheit der Pflanze, sei es nun in der Steppe oder sei es im Walde, vorherrscht.

Nicht nur als Material bedingt die Pflanzenwelt die Wohnbauweise der Zentralafrikaner (in der Zega Holz und Halm, in der Hyläa Palmblattrippe, Blattscheide, Liane), sondern auch dem ganzen Wesen nach. Alle diese Bauweisen zentralafrikanischer Kultur steigen aus dem Boden gleich dem Keim der Pflanze. Pflanzenhaft wachsen die Stilvarianten auf. Verfolgen wir nun aber diesen Zug, dieses typische Emporsteigen, Aufwachsen, Sichaufrecken über die Erde, so enthüllen sich uns die Grundzüge der tellurisch-äthiopischen Architektur.

Einige Beispiele sind S. 89 zu einer Abbildung vereinigt. Das Charakteristische an den hier skizzierten Bauten ist das Pfahlgerüst. Bald als Bett (1 und 2), bald als Nachtwächterhütte (5 und 6), bald als Wohnhütte (3, 7, 8 und 9), bald als Versammlungsplatz (4, 10, vgl. auch Taf. 69).

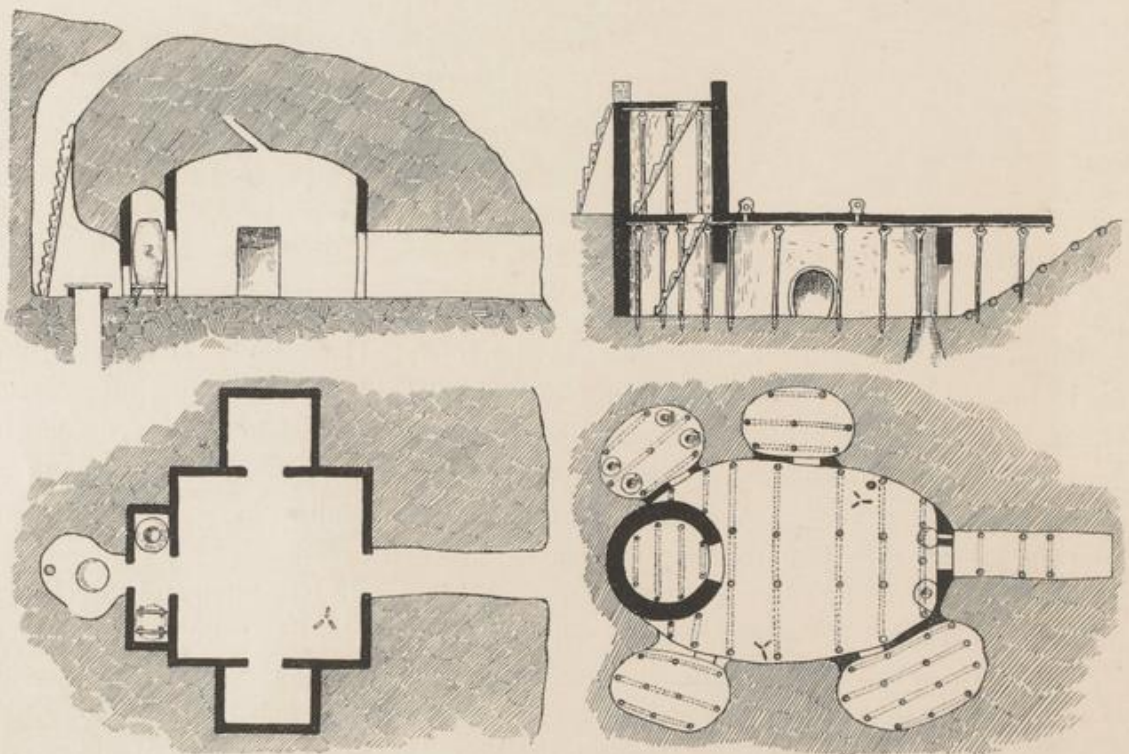


SCHILLUKWEILER

Nach Photographie unbekannter Herkunft gez. von C. Ariens.

Das Prinzip des Aufwachsens aus dem Boden ist hier nicht gebunden an die Rund- oder Rechteckhütte, wenn keine natürliche Ausbildung es auch fraglos zu letzterer Form drängt. Denn das Pfahlbett scheint in alledem als Architekturteil entscheidender, als die darum gebaute Hütte. Diesem Pfahlbett entsprechen aber eine ganze Reihe von Erscheinungen, die denen der hamitischen Kultur diametral entgegengesetzt sind, und zwar: den hamitischen Erdgrubenbauten (vgl. vorigen Abschnitt) die äthiopischen Pfahlbauten, den hamitischen Silos die äthiopischen Pfahlrostspeicher, den hamitischen Erdbacköfen die äthiopischen Bratpfahlroste usw. In alledem beobachten wir bei jenen ein Hinabsteigen in die Erde, unter die Erde, bei diesen ein Emporwachsen aus der Erde, über die Erde. Hat der Hamite sein jägerisches, viehzüchtendes oder kriegerisches Tagewerk vollendet, so kriecht er unter die Erde. Der Äthiope aber steigt nach bauerlichem Schaffen über die Erde empor. Das kulturelle Leben der Hamiten ist also ebenso wie das der Tiere, die er gezüchtet hat und die das A und O seines Wirtschaftslebens darstellen, schicksalsmäßig mit der Erdbodenfläche verbunden, von der aus für ihn nur ein Weg in die Tiefe führen kann, wogegen der Äthiope wie die sein Leben bedingende Pflanzenwelt im Keimspieß von der Erde aus aufsteigt.

Dieses diene als Grundlage, wenn es gilt, dem tieferen Wesen des religiösen Lebens der beiden Urkulturen näher zu kommen und zu zeigen, daß hier zwei große Linien in urnotwendiger Ergänzung und demnach Gegenfätzlichkeit urwesentliche Bedeutung gewinnen. Der so zutage tretende tiefere Sinn muß aber dazu führen, den „Hütten“ jener Äthiopen auch anderen Maßstab beizulegen, als nur den nach Umfang und Haltbarkeit, den wir unwillkürlich mit dem Worte verbinden. Dieser tiefere Sinn lehrt uns, die Hütte der Äthiopen als ein feiner Bauart entsprechend im einzelnen zwar wirklich oft sehr vergängliches Werkchen, in feiner Immerwiederkehr und (demnach) Unverwüftlichkeit als Typus dagegen als ehrwürdiges Dokument in der Geschichte der Kulturen anzusehen. Was nun seine Ausmaße anbelangt, so soll die Kleinheit sicherlich nicht bestritten werden, ihre Tatfache aber findet aus dem oben geschilderten Wesen der äthiopischen Kultur heraus ihre Erklärung. Und je kleiner diese Bauwerkchen, desto



KREUZKELLERBAUTEN IM SYRTISCHEN KULTURGEBIETE DES SUDAN

Links oben: Querschnitt eines Grottenbaues bei Mopti am Niger. Höhe vom Einstieg bis zum Boden ca. 6 m. Die schwarz gehaltenen Teile sind Luftziegel-Wandverkleidungen. Leo Frobenius (DIAFE 1908). — Links unten: Grundriß zu obigem Grottenbau bei Mopti. Der Innenraum mißt 4,20 m im Quadrat. Leo Frobenius (DIAFE 1908). — Rechts oben: Querschnitt einer Erdwohnung der Gurunsisklaven im Bussangsgebiet 8,25 m tief in den Boden versenkt. Leo Frobenius (DIAFE 1908). — Rechts unten: Grundriß zu obigem Querschnitt einer Erdwohnung im Bussangsgebiet. Größte Breite des ovalen Wohnraumes in der Mitte 4,60 m. Leo Frobenius (DIAFE 1908)



DER LEHM IN DER SYRTISCHEN KULTUR

37. Burgbau — 38. Speicherurnen — 39. Bestattung in Urnen (1. geschichtlich — 2. vorgeschichtlich)

erstaunlicher einerseits die Stillefestigkeit der einzelnen Typen, der Variantenreichtum der Formen andererseits. — Sie sind eben wie jene Pflanzen, denen der Äthiope seine Lebensarbeit widmet.

3. BEISPIEL

DIE SYRTISCHE ARCHITEKTUR

(Hierzu Tafeln 62 ff.)

Eine Unzahl jüngerer Architekturgedanken hat sich im äthiopischen Kulturgebiet eingefiedelt. Der verbreitetste ist heute fraglos der sogenannte Kegeldachstil. Man könnte in Verführung kommen, ihn als einen altäthiopischen in Anspruch zu nehmen, — so weit hat er sich ausgedehnt und so innig scheint er heute mit der äthiopischen Kultur auch verwachsen zu sein. Aber die Karte der Verbreitung ist genau die der mittel- und jungerythriischen Kulturen, deckt sich also genau mit der des in Afrika noch nicht so sehr alten Sorghum, der des Hasen als Fabelhelden, der hierher gehörigen Staats- und Wirtschaftsformen. (Vgl. Tafeln 62—68, dazu Textabbildung S. 91.) Aber auch ohne diese Analogie und Zugehörigkeiten muß das Wesen dieser Bauart skeptisch stimmen: denn das Urmotiv der altäthiopischen Architektur ist fraglos das Pfahlgerüst, das Pfahlbett, und das Pfahlbett muß ursprünglich zu einem rechteckigen Bau gehört haben. Der Rundbau ist angepaßt. Wenn dieser in der Zega ungemein geeignete Kegeldachbau sich auch weit und breit einnistete, dieses Rudiment des Pfahlbettes blieb unbeirrt und hat sogar den Rundbau in seinen Bann gezogen. (Vgl. Textfigur S. 91 Nr. 1—3 ff.)

Hochinteressant ist es, feststellen zu können, in welchen Gegenden und unter welchen Umständen der äthiopische Pfahlbau sich am wirkungsvollsten erhielt, resp. in welchen Verbindungen er am stilreinsten blieb. Da sind vor allem die eigentümlichen Barlabauten des Sudan, jene eigentümlichen Plattformen, auf denen die Mannschaft der Sippe oder der Altersgenossenschaft am Abend zusammenkommt. (Textabbildung S. 89 Nr. 4, am Niger Nr. 7, am Nil, Tafel 69 bei den Bamana.) Dann die eigentümlichen Pfahlbauten

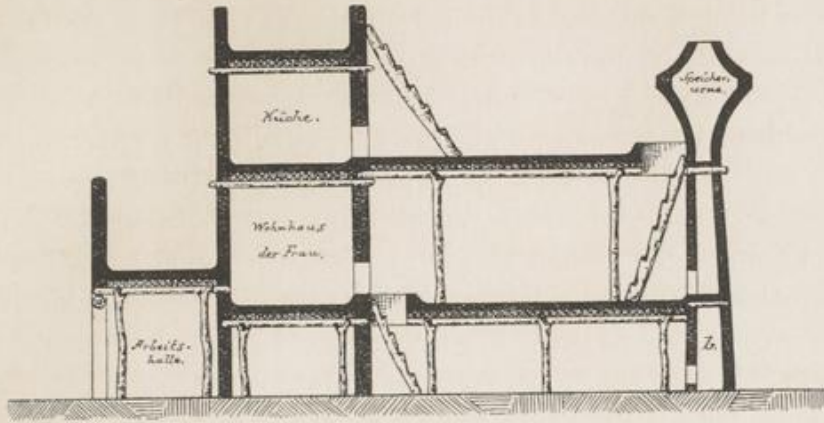
der Kaffaiden. (Textabbildung S. 89 Nr. 8—10 und Tafel 124 ff.) Im ersteren ist es das uräthiopische Sippen- und Altersklassendasein, das die Stilerhaltung verbürgt, im letzteren mehr eine formale Konsistenz und Unberührtheit, — wenn nicht dazu ein noch verwandter Baustil (der alterythräische) stilförmig herzutrat.

Ein drittes Gebiet, in dem der altäthiopische Pfahlbau neues Leben und neue Kraft gewann, muß ganz besonders fesseln, weil hier nicht von einer direkten Vererbung der Formen, sondern im Gegenteil von einer Anpassung der Formen im Sinne der Entelechie gesprochen werden muß. Dieses ist das Gebiet des westfudanischen Burgbaues. Weshalb gerade bei der Betrachtung dieser wohl eigenartigsten unter den afrikanischen Architekturen das erwähnte Symptom so verblüffend klar zum Durchbruch kommt? — Weil dieser Baustil in dem Westfudan einst als ein Lehmbaustil, als ein Ausdruck jubelhafter Verwendung eines neu entdeckten Materials Einzug hielt, — weil dieser Baustil den Gedanken des äthiopischen Pfahlbaues zunächst gar nicht mitbrachte, — weil dieser Stil also unter fast diametral entgegengesetzten Bedingungen zuletzt doch der sieghaften Kraft des äthiopischen Baufinnes anheimfiel und hierdurch in eine neue kleine Formwelt mündete. Diesen Wandel möchte ich hier vorführen. Nicht nur der Lehmwandbau war der äthiopischen Bauweise neu, sondern auch der Ausgang.

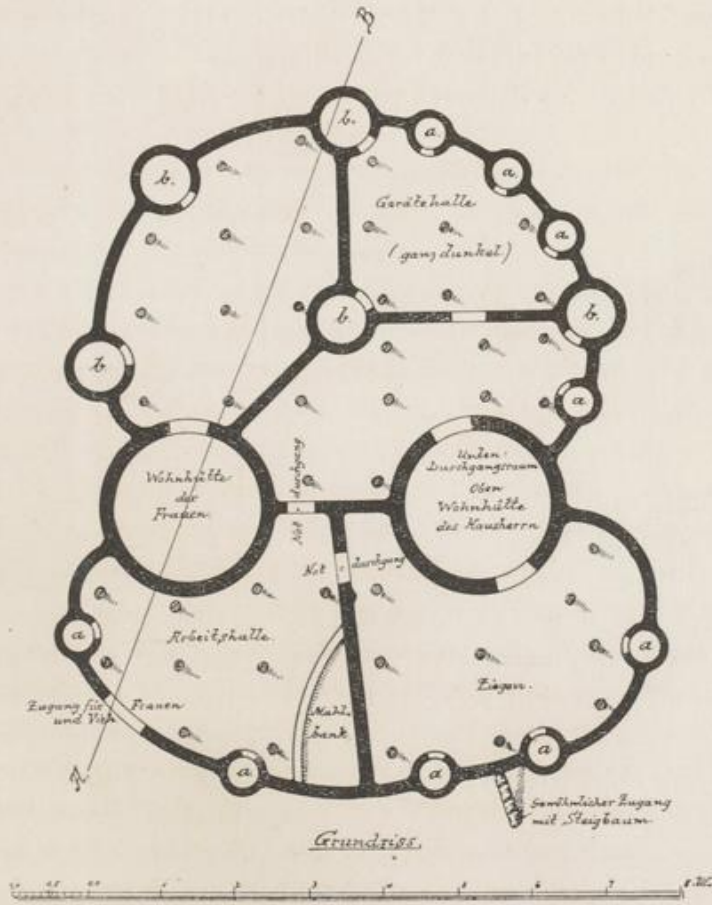
Wenn ich meine Architekturaufnahmen durchblättere, um die ältesten Formen des Burgbaues herauszufinden, stoße ich auf die beiden S. 92 abgebildeten Bauten aus Mopti am Niger und aus dem Buffanggebiet. Vergleichen wir diese miteinander.

Die erste der beiden Anlagen war eine Grottenanlage. Sie galt als die letzte ihrer Art (ursprünglich wollen — der Sage nach — alle Ahnen dieser Leute in solchen unterirdischen Künstkellern gewohnt haben), und es war den Eingeborenen unangenehm, daß ich sie bei Gelegenheit meiner Gräberstudien entdeckte. Dieser Grottenbau hatte zwei Eingänge und zwar entsprechend seiner Einführung in die Böschung einen Einstieg von oben und einen Eingang von der Seite. Durch einen 5,05 m langen Raum von 1,10 m Breite gelangte man in ein viereckiges Gemach von 4,35 m im Quadrat. Der Eingangsraum hatte 1,50 m, der quadratische Mittelraum 3,40 m Höhe. Von diesem Mittelraum führten Türöffnungen in je eine Schlafkammer von 1,65 bis 1,80 m Tiefe und 2,15 bzw. 1,80 m Breite. Den quadratischen Mittelraum vom Eingang her durchmessend gelangte man in ein bandförmiges Quer- und Durchgangsgemach, das auf jeder Seite je eine Speicherurne von ca. 1,60 m Höhe barg. Den Querraum durchmessend betrat man eine unregelmäßige nach oben geöffnete Höhle, den eigentlichen Einstieg, von dem aus ein Kletterbaum nach oben führte, während nach unten eine ca. 5 m tiefe Zisterne einerseits das von oben einlaufende Wasser auffing und andererseits Grundwasser zeigte. Das Einschlüpfen und Herausklettern vom Kletterbaum auf die böschige Erd-

Burg der Ssola.



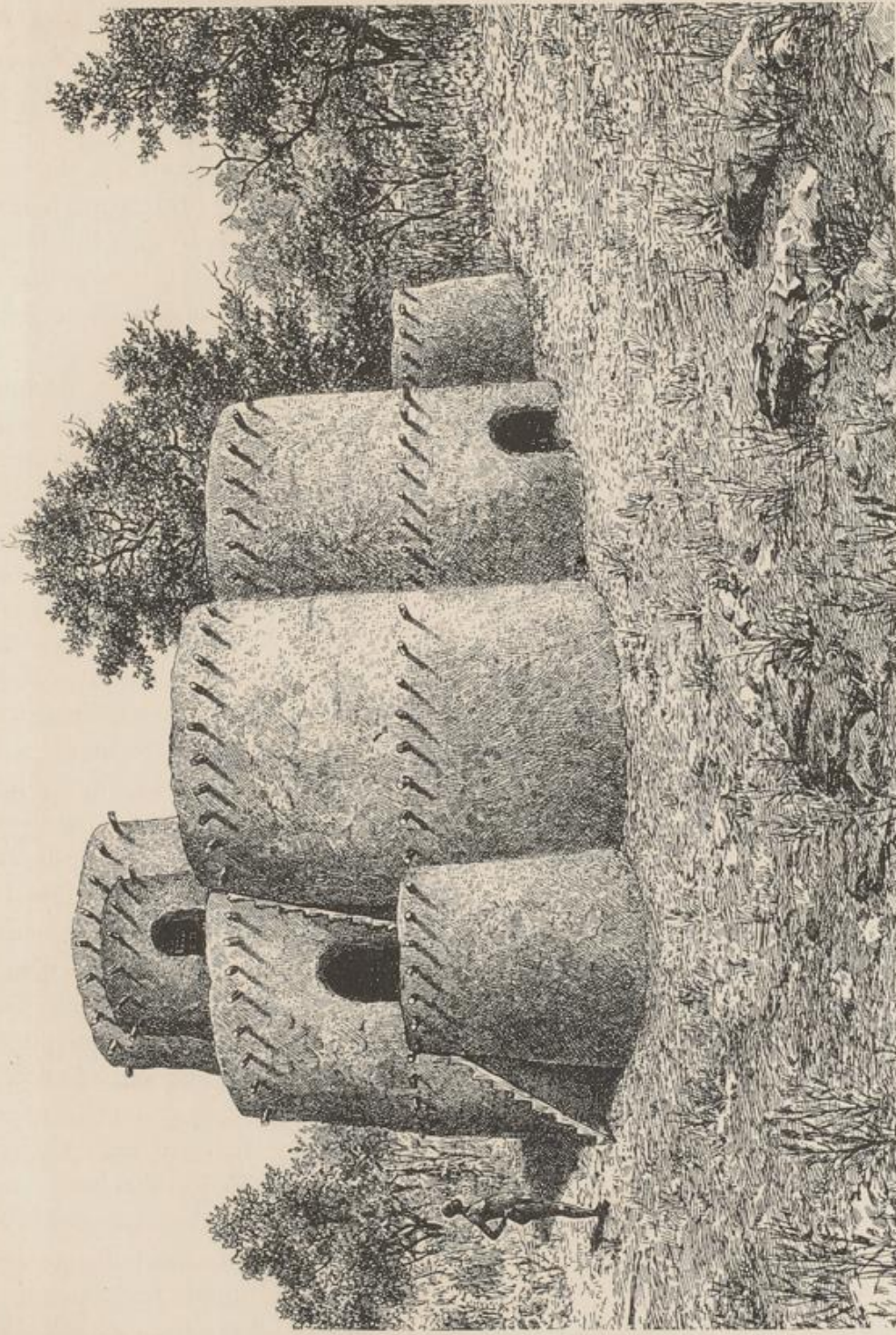
Vertikalschnitt A-B



oberfläche war ein Kunststück, das mir persönlich nicht gelang, den Bewohnern aber nicht die geringste Schwierigkeit bereitete.

Bemerkenswert ist nun, daß dieses Einftiegloch mit der Höhle und auch der 5 m lange Eingang durchaus einfach ohne alle Kunstfertigkeit in den Lehm Boden gegrabene Räume darstellen, während die anderen Gemächer eine ganz außerordentlich sorgfältige Wandverkleidung zeigten. Diese war aus Luftziegeln hergestellt, die nachher mit von Ochsenblut durchtränktem Lehm verfrischen, „beschlagen“ und bemalt waren. Hier traf ich im Sudan zum erstenmal jene elegante Wandbehandlung, die im Gurunfi-Buffanggebiet einerseits und bei den Splitterstämmen des oberen Benue und Adamauas andererseits ihre Höchsentwicklung erfahren hat. Durch die Vermischung mit Ochsenblut und darauf folgendes „Schlagen“ mit einem angefeuchteten Holz, durch Bemalung und endlich sehr mühsames Polieren nehmen die Wände eine unendlich delikate Tönung und Glätte an, die zur Folge hat, daß jedes im Raume angezündete Feuer sich ganz eigenartig spiegelt. — Im übrigen brannte in dem Raume ein Feuer, dessen Rauch durch einen in der gewölbt ausgefrachten Decke abmündenden, schrägen Kanal abzog und dessen Ausgang ins Freie ich nicht festzustellen vermochte.

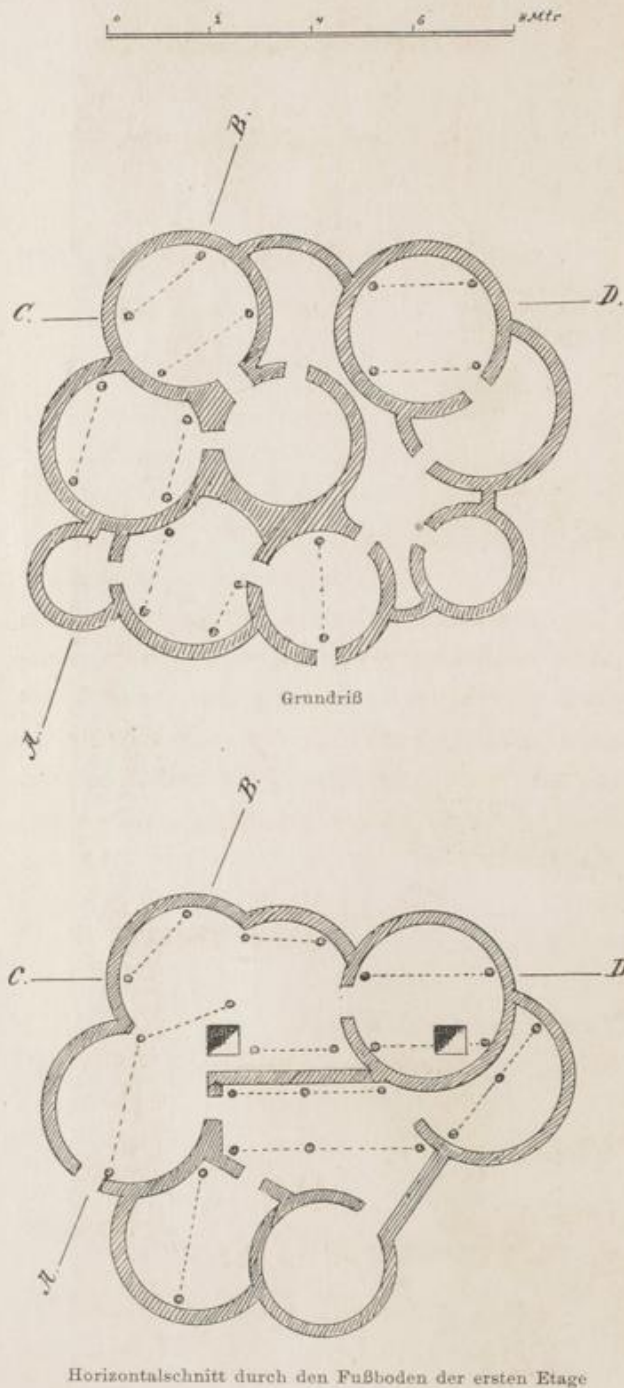
Es ist ganz klar, daß dieses Bauwerk den oben beschriebenen und auf S. 82 wiedergegebenen Kreuzkelleranlagen alter afrikanischer Bauweise entspricht und seiner ganzen Natur nach mit dieser in Verbindung zu bringen ist. Da die Wandbemalung ihm zudem das Gepräge einer Entwicklung in höhere Formen verleiht, so ist es der Gruppe der fyrtilichen Kulturgüter zuzuschreiben, wozu, wie nachher zu zeigen sein wird, eine ganze Reihe von Momenten Berechtigung gibt. — Den Bau bei Mopti wollen wir nunmehr mit einer Anlage vergleichen, die ich im Buffanggebiet nahe der Nordgrenze Togos in einem versteckten Winkel entdeckte und die von Gurunfileuten, von einigen den Mossi entflohenen Sklaven, angeblich nach der Weise ihrer Väter errichtet worden war. Dieses ebenfalls S. 92 im Grundriß und Querschnitt abgebildete Bauwerk ist nicht wie die Kreuzkelleranlagen Kleinafrikas und wie das Bauwerk von Mopti in eine Böschung hineingegraben, sondern in einen aus dem Erdboden herausgehobenen Grubenkomplex versenkt. Man geht also nicht zu ebener Erde hinein, sondern steigt auf einer durch Schwellhölzer befestigten Treppe hinab. Charakteristischweise ist denn auch die das Regenwasser auffangende Zisterne gleich rechts vom Eingang. Auf der entgegengesetzten Seite ist nun nicht ein gewöhnliches Einftiegloch vorhanden, sondern ein über dem Erdboden aufragender Turm, auf dessen flaches Dach die Männer (nur für solche ist dieser Aufgang) mit Hilfe eines Kletterbaumes gelangen. Dieser Turm, der einzige über die Erdoberfläche emporragende Teil des Bauwerkes, ist das eigentliche Männerhaus, oben die Männerchlafkammer, unten das Hauptgemach des Haus- oder Sippenherrn bergend. Die Frauenkammern liegen seitlich der großen Mittelhalle. Die Anlage ist also in der



BURGENARCHITEKTUR IM VOLTABECKEN

Burg der Somolo im Gebiet der schwarzen Volta. Risse S. 98. Schmitte S. 99. Nach Skizze von R. Hegershoff (DIAFE 1908) gez. von H. Hagler

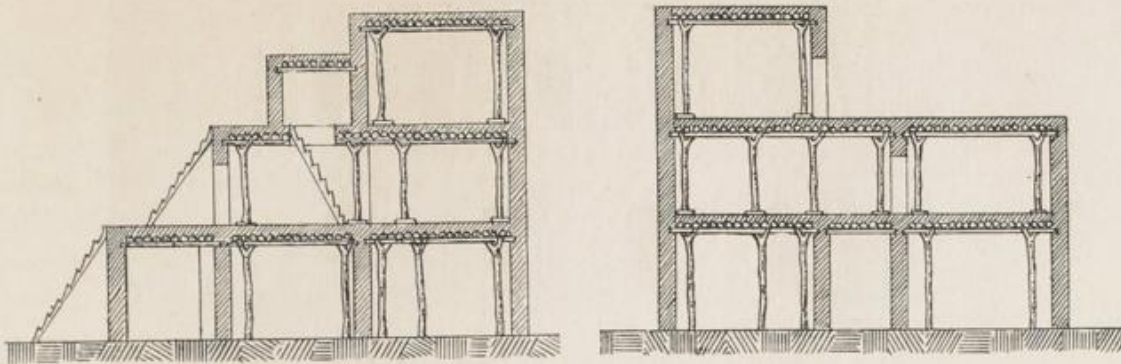
BURG DER SOMOLO IM GEBIET DER SCHWARZEN VOLTA
Vgl. die Ansicht S. 97 und die Schnitte S. 99.



Verteilung der Männer- und Frauen-
wohnung genau, wie im Randgebiet
der Syrten (Abbildung S. 82, Zeich-
nung Nr. 2).

Kehren wir aber zurück und betreten
wir das große Mittelgemach, über die
3,95 m lange Treppe hinabsteigend.
Vor uns eröffnet sich ein großer ovaler
Raum von (inklusive dem eingebauten
Turm) 7,25 m größter Tiefe und
4,70 m größter Breite. Rechts vom
Eingang ist, wie schon gesagt, die
Zisterne, hinter ihr ein Winkel mit
heiligem Holz und durch Federn usw.
als Gebetswinkel charakterisiert, links
dagegen der hochgelegene Reibstein.
Eine zweite Feuerstelle befindet sich
weiter weg auf der linken Seite an
der Stelle der größten Breite des Rau-
mes. Der Rauchabzug erfolgt durch
Öffnungen in der Decke, die mit seit-
lich durchlöcherten Töpfen bedeckt
sind. — Von dieser zentralen Mittel-
halle zweigen sich (abgesehen von dem
hineingebauten Männerturm) vier
ebenfalls ovale Seitenkammern ab.
Rechts die erste und links die zweite
sind Frauenkammern. Links die erste
und größte, die 3,45 m größte Länge
und 2,90 m größte Breite mißt, dient
dem Kleinvieh, rechts die zweite ist
mit vier hohen Urnen ausgestattet
und dient als Kornkammer.

Nun aber vor allem dasjenige Moment,
was diesen Gurunfi-Buffangi- von dem
Moptibau unterscheidet: es ist nicht
nur die Tatfache, daß diese Anlage



Schnitt A-B

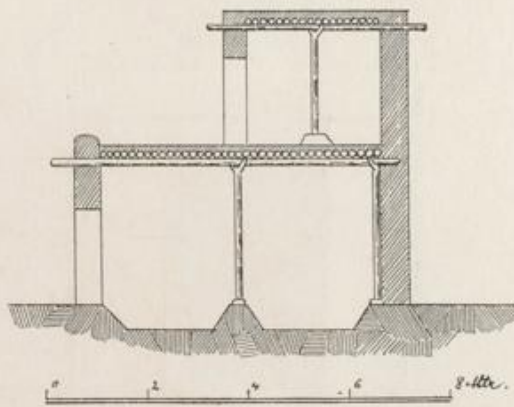
BURG DER SOMOLO

Schnitt C-D

vgl. die Ansicht S. 97 und die Grundrisse S. 98

nicht horizontal in eine Böschung hineingegraben, sondern die Grundform vertikal in eine ebene Fläche hineinverfenkt ist, sondern vor allem die andere (allerdings mit der ersten in einer Verbindung stehende), daß der ganze Bau vor allem durch stehende und liegende Balken, also durch ein Holzgerüst charakterisiert ist. Mit den klein-afrikanischen Kreuzkelleranlagen und dem Moptibau hat diese Bauweise den Plan gemeinsam, mit dem Moptibau zudem die Verwendung von Luftziegeln zum Wandbau. Für sich ganz allein aber hat er die künstliche Herstellung der Decke durch ein tragendes Stangengerüst und die Ausbildung eines Turmes an Stelle des Einfliegloches. Damit bin ich in der Darlegung so weit gekommen, daß ich den entscheidenden Unterschied, der den Bau von Mopti in Gegensatz setzt zu dem des Buffanggebietes, verständlich machen kann: der Bau von Mopti steht mit seiner eleganten Verwendung von Lehm-luftziegelwänden am Ende der Entwicklung der kleinafrikanischen Kreuzkelleranlagen nach Süden zu, der entsprechende Bau der Gurunfi Buffangi aber am Anfang einer neuen Entwicklung dieser Formwelt, ja, im Wurzelreich einer neuen Formwelt des westlichen Sudan, die eben der äthiopischen Pfahlbauweise ihre Neubefruchtung verdankt.

Mit folchem Verfolgen zusammenfließender hamitischer und äthiopischer Kultureigenschaften kommen wir also in das Gebiet der überraschend selbständigen Formwelt des Westfudan.



SIPPENGEBÄUDE DER BOBO BEI DIULASSU
Schnitt nach Hegershoff, vgl. die Ansicht S. 100



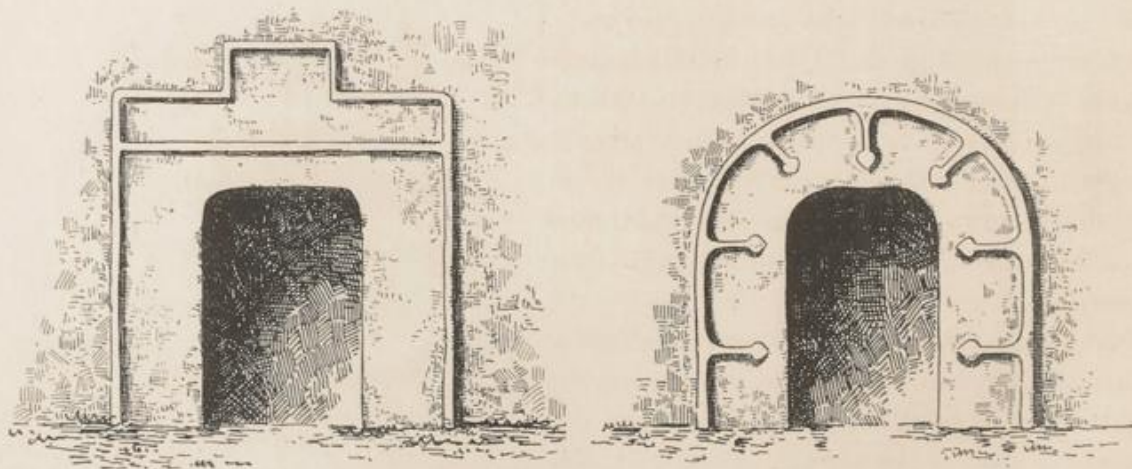
BURGENARCHITEKTUR IM VOLTABECKEN

Sippengebäude der Bobo bei Diulassu. Vgl. den Schnitt S. 99. Nach Skizzen von H. Hegershoff
(DIAFE 1908) gez. von H. Hagler

DER REICHTUM
DER SYRTISCHEN BURGARCHITEKTUR

(Hierzu Tafel 77—95)

Diese neue Formenwelt des Westfudan! Ich habe mich bemüht, in der Zusammenstellung der Tafeln von 77—95 dem Leser eine Vorstellung von dem Reichtum zu erwecken, der hier zum Ausdruck gekommen ist; — diese unglaubliche Fülle von Verschiedenartigkeit in der Gesamtanlage wie in der Einzeldurchführung. Und ich bin mir sehr wohl bewußt, daß ich der ganzen Großartigkeit des Formenpieles nicht auch nur annähernd habe gerecht werden können. Denn das wolle man nicht vergessen: be-

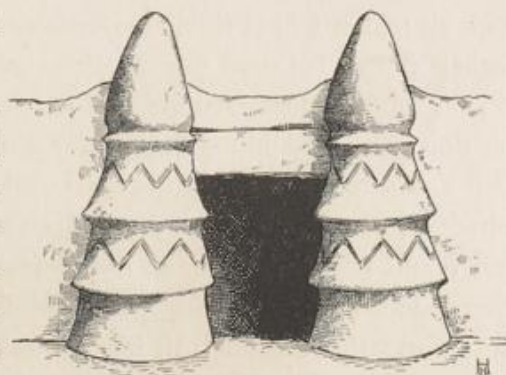
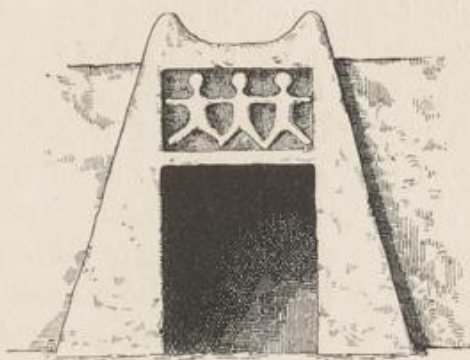
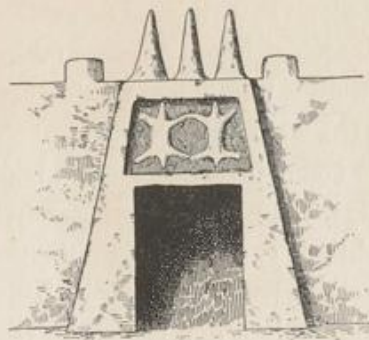


Sippengebäude der Bobo bei Diulassu. Portale

fonders im Voltabecken kann man auf einem Tagesmarfche fehr wohl durch das Gebiet dreier Stämme mit verſchiedenem Dialekt kommen. Jeder Stamm hat aber ſeine eigene Bauweiſe, feinen eigenen Stil. Noch ungläublicher aber iſt es im Gurunſgebiet, in dem wohl jede Sippengruppe ihre eigene Art zu bauen hat und wo es an manchen Stellen überhaupt nicht zwei gleiche Bauten gibt. In dieſem Gebiet der fyrtiſchen Kultur iſt die letzte Möglichkeit architektoniſchen Formenreichtums erreicht.

Aber wehe! wehe! Dieſes Zauberreich iſt heute ſchon ſo gut wie untergegangen. Die ſozialen Umbildungen, nicht zum wenigſten der Eingriff europäiſcher Kulturwirtſchaft, laſſen alles Alte zerfallen. Das Einfache und Bequeme, das Schematiſche, das Modellhafte tritt ſeine Herrſchaft an. Die Sippenverbände löſen ſich; der Einzelne fließt als perſönliche Arbeitskraft aus dem geſchloſſenen Gemeinweſen heraus. Ein gewaltiges Stück Vergangenheit ſchmilzt vor unfern Augen hinweg! In wie verſchiedener Weiſe ſich hier Sonderteile entwickeln und abzweigen, mag an einigen beſonders prägnanten Beiſpielen mit Ausgang vom Grundriß und Querſchnitt gezeigt werden.

Als erſtes iſt da eine Burg der Sfola im nördlichen Deutſch-Togo (vgl. Tafeln 80—83 und Textfigur S. 95). Das Bauwerk iſt dreigeſchoſſig. Das Leben ſpielt ſich zum größten Teil auf dem Dach ab. Küche und Speicher thronen zuoberſt. Der Eingang der Männer erfolgt auf dem Kletterbaum, über das Dach des unterſten ausladenden Stockwerkes. Frauen und Vieh erreichen das Innere durch einen Zugang zu ebener Erde. Alſo haben ſich Eintieg und Eintritt gefondert erhalten wie in der kleinafrikanischen Kreuzkelleranlage. Tektoniſch zeigt dieſe Bauweiſe zwei



LEHMPLASTIK ALS FASSADENSCHMUCK DES SYRTISCHEN KULTURKREISES

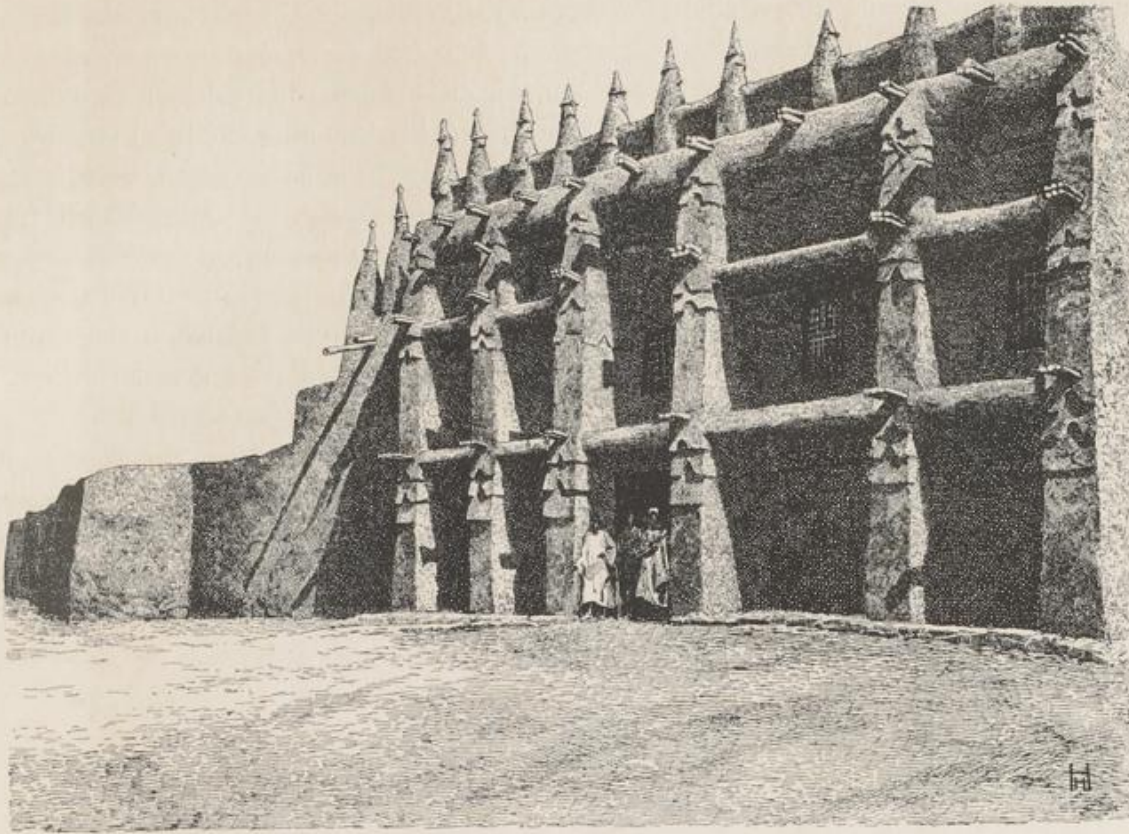
Portale von Burgbauten im Gurunſgebiet. Nach Originalskizzen von Fr. Nansen und R. Hugerhoff (DIAFE 1908) gez. v. H. Hagler

verschiedene Prinzipien. Die größeren Räume haben das äthiopische Pfahlgerüst. Mit der Übereinanderschichtung der Pfahlroste steigt die Burg empor. Nur im Kreisbau tragen die Lehmwände, nämlich einmal in der Gestalt der hineingebauten Türme und dann als hohle Säulen (b), welche den Speicherurnen als Unterbau dienen. Alles übrige Wandwerk ist, man möchte sagen „darumgeklebt“. Die Türmchen a, die als Schränke benutzt werden, haben die Aufgabe, die rundherum geführte Außenwand zusammenzuhalten. Es kommt vor, daß ein tüchtiger Tornado einige a-Säulen umwirft und damit die rechts und links angehafteten Wandteile. Damit wird der Zusammenhang des Ganzen aber gar nicht gefährdet. Die Pfahlroste halten und tragen ja. Die guten Eingeborenen werden dadurch auch nicht besonders berührt. Die Wand wird neu zusammengeklebt und der Schaden ist geheilt. Gerade aus letzterem charakteristischem Merkmal erfieht man so recht die Wucht des äthiopischen Kultureinflusses, d. h. des Pfahlrostes, der nicht nur das Bauwerk in die Höhe getrieben hat, sondern ihm auch Festigkeit und Halt gewährt, wogegen das andere Element, die Lehmwand, nur als Säule oder Turm formerhaltend wirkt.

Fast entgegengesetzt ist die Ausgestaltung der S. 97 bis S. 99 wiedergegebenen Burg der Somolo. Auch hier sind allerdings noch zwei Eingangsarten erhalten, der Eintritt zu ebener Erde und der Einstieg über Kerbbäume. Das Bezeichnende des Bauwerkes beruht aber einerseits schon in dem rein äußerlich gebotenen Anblick einer Reihe aneinander gruppiertes Rundtürme, aus denen in der Höhe der Stockwerkdecken Kränze von Tragbalkenenden herausragen, und zweitens in der Tatsache, daß zwar noch einige Gabelstützen im Innern vorhanden sind, daß die Enden der Balken aber zum großen Teil und mit wuchtiger Last auf den Lehmmassen ruhen. Wenn also auch noch mehrere Pfahlroste übereinander stehen und damit die Idee des Emporfrens bestätigen, so ist doch als tektonisches Prinzip die Kreismauer des Rundturmes entscheidender. Und ebenso verhält es sich bei dem nur zweistöckigen Bau der Tufia (Abbildung S. 67).

Wieder eine andere Gruppe von Erscheinungen wird repräsentiert durch die Häuser der Bobo-fing (Abbildung S. 99/100). Ein neuer Architekturgedanke ist hinzugekommen. Den Volta hinauf hat sich bis hierher das Prinzip des ursprünglich mit Satteldach versehenen rechteckigen Hauses mit Korridorwohnungen eingestellt. In diesen Bauten teilt sich Wand und Holzstütze in das Geschäft des Tragens der Deckenbalken und der darüber geschichteten Holzlager und Lehmverstreichungen.

Außerordentlich originell ist hier schon die Behandlung des Türrahmens im Lehmrelief. Monumentale Formen nehmen diese Bildungen der Torbetonung im Gurunfilande an (Textfigur S. 101). Hier wird der Beschauer an ägyptische Formen erinnert. Hier äußert sich eine Geschicklichkeit in der Verwendung des Lehms und der ihm entsprechenden Formen, die es nahelegen, die Verwendung des Lehms zu künstlicher Ausschmückung überhaupt ins Auge zu fassen.



LEHMPLASTIK ALS FASSADENSCHMUCK DES SYRTISCHEN KULTURKREISES
 Fassade des Schlosses der Massinafürsten in Badiangara. Nach Photographie von L. Frobenius (DIAFE 1908) gez. von H. Hagler

DIE FORMWELT DES TONES UND LEHMES

(Vgl. Tafeln 69—95)

Im zweiten Teile dieses Buches gingen wir aus von der Frage, welche Bedeutung der Stein als folcher im Kulturaufwachen gehabt habe und wir zeichneten in großen Zügen die Linie, die mit dem ersten kaum merklich umgebildeten Steinwerkzeug einsetzt und im gewaltigen Steinbau endet. Wir verfolgten den Werdegang durch zwei Gruppen einer älteren Steinzeit (Alt- und Jung-Paläolithikum). Jetzt, wo Lehm und Ton im Bereich unserer Studien Beachtung heischen, gelangen wir unmerklich in die jüngere Steinzeit, in das Neolithikum. Die beiden größten Merkmale, die das Neolithikum vom Paläolithikum als klar sich abhebende Neuzeit charakterisieren, sind erstens das Auftreten des

geschliffenen Steinwerkzeuges und zweitens das Erscheinen der Töpferei als bedeutame Vermehrung des Kulturgutes.

Und nun ist es sehr interessant, zu beobachten, wie diese neue Errungenschaft, die künstliche Ausgestaltung des Tones, aufblüht, um sich greift, sich stilbestimmend auswirkt. Von jenen ersten Formen, die noch Nachbildungen des Lederfackes und Ledergefäßes sind, über die feinen Varianten Mitteleuropas wächst hier eine ganz eigenartige Kunst bis zu klassischer Bedeutung.

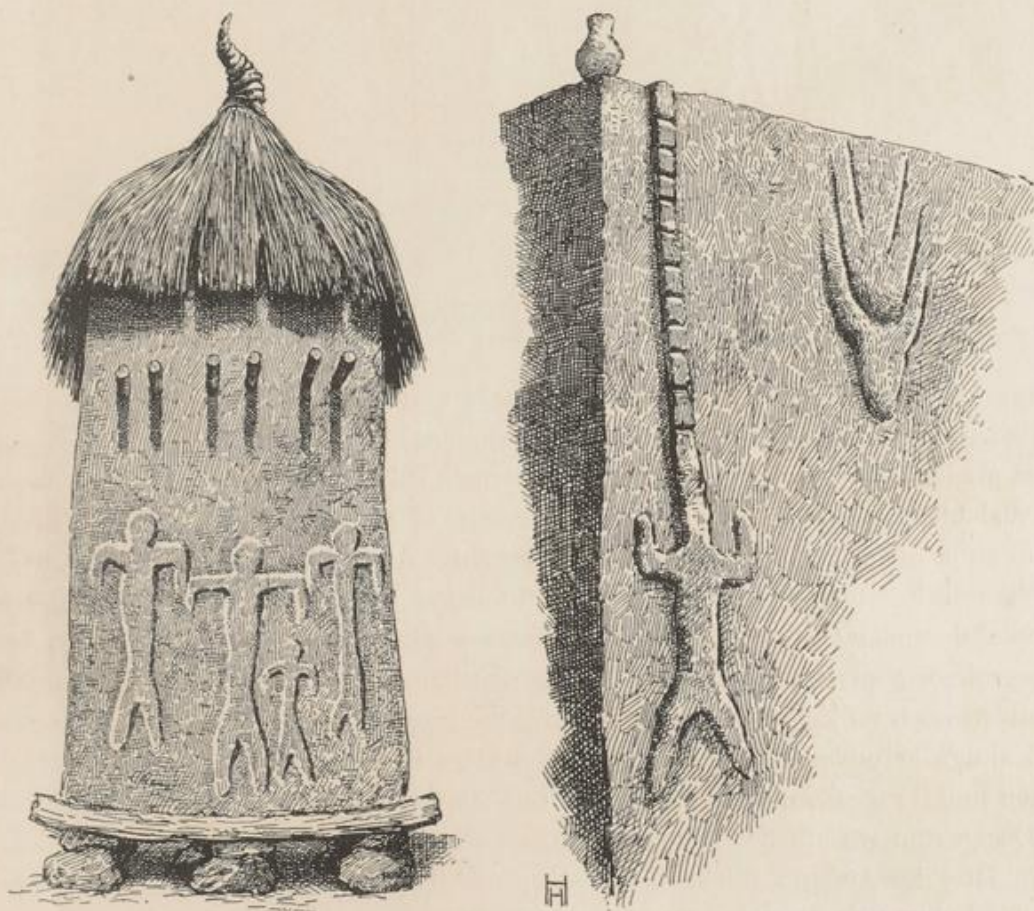
Es ist ganz natürlich, daß sich im Erdboden seit jenen alten Zeiten im großen und ganzen nur gebrannte Scherben erhielten. Aber auch diese Formenfülle sagt schon vieles und läßt noch mehr ahnen. Diese Ahnungen aber finden Bestätigung, wenn dort Umchau gehalten wird, wo die alte Formwelt noch lebt, wo neben der Keramik „neolithischen“



LEHMPLASTIK ALS MAUERSCHMUCK DES SYRTISCHEN KULTURKREISES
Speicher der Tombo-Habe im Niger-Bogen. Nach Skizzen von Fr. Nansen (DIAFE 1908) gez. von H. Hagler

Typs noch die Lehmplastik ohne Brand weiterbefehzt. Dort tritt eine wahre Schwelgerei in Lehmform zutage, die etwas unendlich Verblüffendes hat. Vor allem sind es zwei afrikanische Gebiete, die in diesem Zusammenhang Aufmerksamkeit verdienen, einmal das nordöstliche und dann das syrtische Gebiet.

Der norderythrische Kulturkreis hat eine großartige Geschichte der Lehm- und Tonverwendung hinter sich. Ich verweise auf Beispiele wie Tafeln 72 und 73. In Nubien ist ein Höhepunkt erhalten. Kleine Koffer aus Lehm, Speicher, Betten usw. Das syrtische Gebiet (Tafeln 74—76) zeigt schon in seinem Nabelgebiet alle möglichen Ansatzpunkte und Reste einer größeren Vergangenheit auf diesem Gebiete. Die großen Speicher des Südens sind hier durchgegangen. Die Ornamente in Hochrelief sind noch nachweisbar (Tafel 76). Hier umfaßt das weiche Material schon alle Architektur und umhüllt das



LEHMPLASTIK ALS MAUERSCHMUCK DES SYRTISCHEN KULTURKREISES

Speicher und Mauerecke der Tombo-Habe im Nigerbogen. Nach Skizzen von Fr. Nansen (DIAFE 1908) gez. v. H. Hagler



LEHMPLASTIK ALS STILBILDENDE VORBEDINGUNG DES KUPPELBAUES
Kuppelbau im Jukumgebiet (Benue) mit Strohkappe. Nach Phot. v. L. Frobenius (DIAFE 1911) gez. v. H. Hagler

Holzgerüft mit modellierendem Schmeicheln. Mit letzterem Worte ist das Stichwort für die Bedeutung des Lehms und des Tons gewonnen.

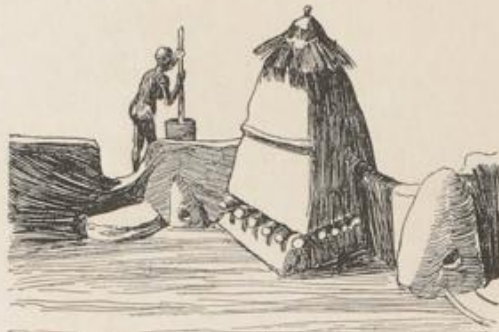
Mehr als irgendein anderes Material schmeichelt sich der Lehm über und in alle nur zur Weichheit geeigneten Formen. Es ist gleich, ob er als Außendecke oder als Innenschale zunächst den Kürbis oder den Lederbeutel oder den Korb dichtend hüllt; der Ton hält die Formen fest in einer sowohl tektonischen Formenform wie die Materialeigenart reflektierenden Ornamentik. Und wie der Ton zum kleinen Gefäß, so steht der Lehm zum großen, zum Haufe, zur Architektur überhaupt. Einige Beispiele: In Timbuktu bestanden noch zu Zeiten des Leo Afrikanus die Häuser aus Holz mit Matten. Ich habe noch einige gefunden (Tafel 96 links). Das Haus ist einfaches Pfahlgerüst aus Gabelstützen und Tragbalken. Darum herum sind Matten aufgebunden und aufgenäht. Um die Decke nun regenficher zu machen, ist Lehm darauf gebracht. Aber nur auf das Dach. Dies der Anfang. Blickt man nun auf die Tafeln 69, 70, 71, 98, so sieht man, wie der Lehm sich über das ganze Gebäude hinweggezogen und es vollkommen umfaßt hat.



LEHMPLASTIK ALS STILBILDENDE VORBEDINGUNG DES KUPPELBAUES
Kuppelbau im Jukumgebiet (Benue) ohne Strohkappe. Nach Phot. v. L. Frobenius (DIAFE 1911) gez. v. H. Hagler

Oder aber eine Form geht aus von dem althamitischen Bienenkorbhaus (Textabbildung S. 82 oberer Querschnitt, dann Tafel 96 rechts, Tafel 122). Dazu nun die Textabbildung S. 106/7 ein Gebäude der Jukum. Das linke Bild zeigt dies Haus mit der Strohkappe, das rechte nach Entfernung derselben. — So haben Lehmeinführung, Kuppelbau und Tonnengewölbe ihren Einmarsch in Afrika gehalten. Bis zu welchen eigenartigen Bildungen dies geführt hat, zeigt die Tafel 102. Diese beiden Baustile: Lehmkuppel und Lehmtonnengewölbe haben große Gebiete erobert. Ganze Ortshaften im Süden von Tunis und Algier sind mit Kuppeln gebaut. Tonnengewölbe aus Lehm reichen vom oberen Ägypten (Assuan) bis zur Matmata (Textabbildung S. 86 und 87). Beide Elemente sind von entscheidender Bedeutung in der Stilbildung geworden.

Aber wie gesagt, nicht nur neue Formen wurden gebracht, auch alte fanden neue Ausgestaltung. Wo der schmeichlerische Lehm hinkam, modellierte er eine bestimmte Behaglichkeit hinein. Man beachte nur wie die so formarme Welt der Kegeldachhütten neues Leben und Intimität gewinnt (Tafeln 63, 64). Besonders bezeichnend aber ist das Innere einer Hütte des Farotales (Textabbildung 111). Hier machen den Haupteindruck



Auf dem Dach einer Burg im Guruniland.



Tambermaburgen (nördl. Togo)
Originalskizzen von Fr. Nansen (DIAFE 1908)

der Topf, das bunte Gemäuer, die Fußbodenbehandlung, der heilige Saatgetreideleuchter«. Und hier kommt auch eine zweite Erscheinung der Lehmarchitektur zum besonderen Ausdruck: die Farbe.

Zwei verschiedene Arten des Schmuckes sind in der Lehmarchitektur geboten. Relief und Farbe. Die Reliefformatik erhellt aus Textabbildungen S. 104/5 aus der Plastik des Hogontempels (Tafel 77), auf die wir später zurückkommen werden, die schon erwähnte kleinafrikanische Schmuckgabe (Tafel 76) und zuletzt die Falladenbehandlung (Textabbildung S. 103, Tafeln 99, 100).

Als Belege der Farbgebung mögen vor allen Dingen Tafeln 94 und 95 aus dem Farotale, dann aber das Haus in Djenn (Tafel 93) dienen. Die Ornamentik des Farotales wird sich eines Tages ohne Schwierigkeit mit anderen Kultursymptomen in genetischen Zusammenhang bringen lassen und mag so lange auf sich beruhen bleiben. Das Haus in Djenn ist der vollendetste Ausdruck schmeichlerischliebenswürdiger Ausgestaltung in Form wie in Farbe, die ich in Afrika überhaupt gefunden habe.

Schon oben wurde von der farbigen Lehmbehandlung gesprochen. In diesem Zusammenhang verweise ich nochmals besonders auf die Tafel 89.

Fassen wir alles das zusammen, was als viele packende Einzelheiten doch wieder nur prachtvolle Formfülle, sich ergießend aus einer Quelle, nämlich die Fähigkeit vieles Verschiedene in ein Buntschillerndes zu verarbeiten, dann haben wir das Wesen Westafrikanischer Kultur. — Soweit das Formale.

ARCHITEKTUR IN SCHICHTUNG UND WESEN DER KULTUR

Demgegenüber nun kurz das Sinngemäße. Da gilt es zunächst zu betonen, daß im Vorigen allerhand Ausflüsse einer starken Kulturbewegung betont wurden, der fyrtifchen Kultur, die mit einer älteren Schicht das Neue der Lehmverwendung gen Süden in den Westfudan trug, und daß sich diesem Novum mancherlei Altes zugefellte. Diefes allerhand Ausflüsse machen sich im kleinen Gehöft und Landfädtchen ebenso bemerkbar wie in größeren Städten, im Kegeldachstil wie im Pfahlroftfyftem. Dies ganz allgemein zu faffen und feltzuteilen, galt es zuförderft. Nunmehr aber heißt es, eine große wesentliche Unterscheidung aufzudecken. Hierbei wird es am einfachften fein, von den eigentlichen Siedlungsverhältniffen der Lehmbau übenden Gebiete und von den mit ihnen verbundenen Eigenarten auszugehen.

Das bedeutfamfte Gebiet der originellen und formenreichen Lehmbaufteile ift der Sudan zwischen Schari und Senegal. Hier lagern zwei Kulturarten nebeneinander, eine „höhere“, als deren Erfüllung die Städte zu bezeichnen find, und eine „tiefere“, die nur Siedlungen im kleinen Sinne des Bauernvolkes kennt. Die Städte find heute groß bis zur Bevölkerung von etwa 200 000 Einwohnern — heute! — vordem gab es deren noch weit volkreichere. Die Bauernvölker find kleine Stämme, fippenweife gegliedert, ohne staatlichen Zusammenhang. Die „Hochkulturen“ find lärmend, prunkhaft, anspruchsvoll. Die „Tiefkulturen“ find äußerungsarm, verfchwiegen, vereinfamt. Die „Hochkulturen“ des Sudan tragen die Symptome kosmopolitifchen „Geiftes“ orientalifchen Typus, find mächtig, herrfchen. Die „Tiefkulturen“ des Sudan find lebendig in Sippen, ifoliert, politifch machtlos.

Und dennoch bedingen diefe Schwachen, Ifolierten, Zerfplitterten die Gefchichte der Völker des Sudan. Ohne ihre Bauernfchaft würde keine Stadt sich erhalten, würde kein Reich befehen können. Diefes fippenhaft gegliederte, vaterlandslofe, aber heimatftarke Bauerntum bedeutet die Kraft, bedeutet alle hinter orientalifizierendem Prunken lebendige aufbauende Kraft, bedeutet das Rückgrat fudanifchen Volkstums. — Dazu nun die entfprechenden architektonifchen Äquivalente:

Nur die Städte kennen den ausgereiften Lehmkuppelbau, die Lehmpaläfte, das fchwere Wand- und Mauerwerk. Nur fie haben die großen Umfassungsmauern und Tore, die wuchtige Wirkung vorherrfchender Lehmtekonik — und zwar gleichgültig, ob folche architektonifchen Erfcheinungen von Norden nach Süden oder von Often nach Westen vordrangen. Genau ebenso verhält es sich mit der Verwendung des Lehms im Kegeldach. Hier ift die Verbreitung im norderythraifchen Kulturkreis klar erfichtlich. Stadtkultur resp. „Hochkultur“ fcheidet sich hier fcharf von Landkultur, resp. „Tiefkultur“. Groß

und wuchtig, qualitativ bedeutfam und machtvoll erscheint das eine, das „Großtädliche“, das Staatliche.

Und im Gegensatz dazu tritt das Intime, Formreiche, das Feingliedrige und Sinnvolle auf in der Kunst der sippenhaft lebenden Bauern, — das aber heißt der äthiopischen Kultur, die überall die stärkere, das Ganze bedingende, schickfalentcheidende scheint, ist, bleibt, wo das Pfahlgerüst, das alte Pfahlbauystem durch jüngere Formen hindurchlebt.

Hier nun ist es am Platze, einen scharfen Gegensatz aus dem Wesen der Architektur abzulesen und zu betonen. Auch der Hamite hat Burgen. Vgl. Tafeln 43—45. Das sind Hochburgen einer harten Aristokratie, der Ausdruck einer Kastengliederung, wie sie in der Artung aller chthonischen Kultur liegt. Hier herrscht eine in der Horizontal-schichtung ausgebildete Herrenkaste. Die starre Felsburg, die Steinarchitektur ist ihr Ausdruck. Die Felsburgen der hamitischen Aristokraten erheben sich über den Behauungen der dienenden Bauern. Diese Anlagen mögen in irgendeinem historischen Zusammenhang mit den Lehm- und Pfahlwerkburgen der Bauern des Sudan stehen. Trotzdem sind sie etwas anderes, etwas diesem Wesen diametral Entgegengesetztes. In den Burgen der äthiopischen Kultur leben Sippen. Diese Sippen leben in vertikaler Gliederung nebeneinander, — wie ihre Burgen. Die tellurische Kultur kennt nicht die Kaste; kommt die Kaste zu ihr, nimmt sie neue Formen an. Die beiden Bauteile der Burg sind also Ausdrücke verschiedener Paideumata.

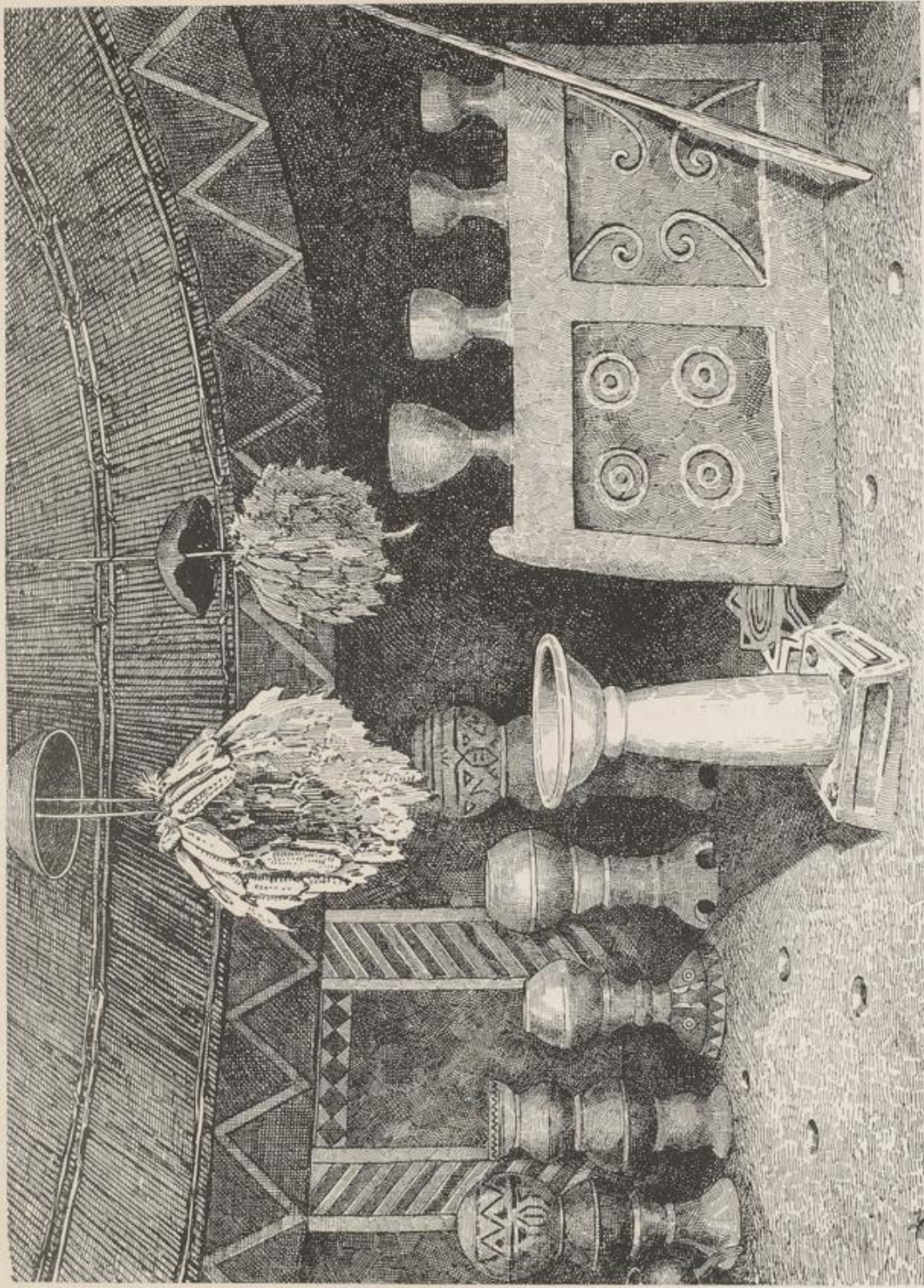
Wenn demnach einerseits auch ein historischer Zusammenhang besteht, so ist doch andererseits ein Gegensatz herausgewachsen. Und damit ist wieder betont: es kommt nicht nur darauf an festzustellen, was eine Kultur hervorbringt; wesentlich ist es zu erfassen, was sie aufnimmt und in welcher Weise sie das Aufgenommene ihrem Geiste entsprechend im Eigenleben ausdrückt.

TEMPEL ALS BAUWERKE

(Hierzu Tafeln 105—116)

Im ersten Teil sprach ich von der Natur als Tempel, im letzten habe ich von der Welt als Tempel zu handeln, und hier soll dem Tempel als Bauwesen ein Wort gewidmet werden. Es handelt sich hier also um eine Formfrage und um die Vorbereitung dessen, was sich dann später über die Bedeutung und den Sinn dieser Zeugnisse ergeben muß.

Zwei unter den Weltreligionen gaben Afrika auch im Bauwerk ausgedrückte Umformungen: der Islam und das Christentum. Beide rangen miteinander auch in Afrika, und bislang trug der erstere den Sieg von dannen. Rein äußerlich kommt dies dadurch zum Ausdruck, daß außerhalb Ägyptens nur noch Abessynien einen eingeborenen, „christ-



LEHMPLASTIK IN DER ARCHITEKTUR DES SYRTISCHEN KULTURKREISES
Inneres einer Hütte im Farotal in Adamaana. Nach Östudie von C. Arriens (DIAFE 1911) gez. v. H. Hagler

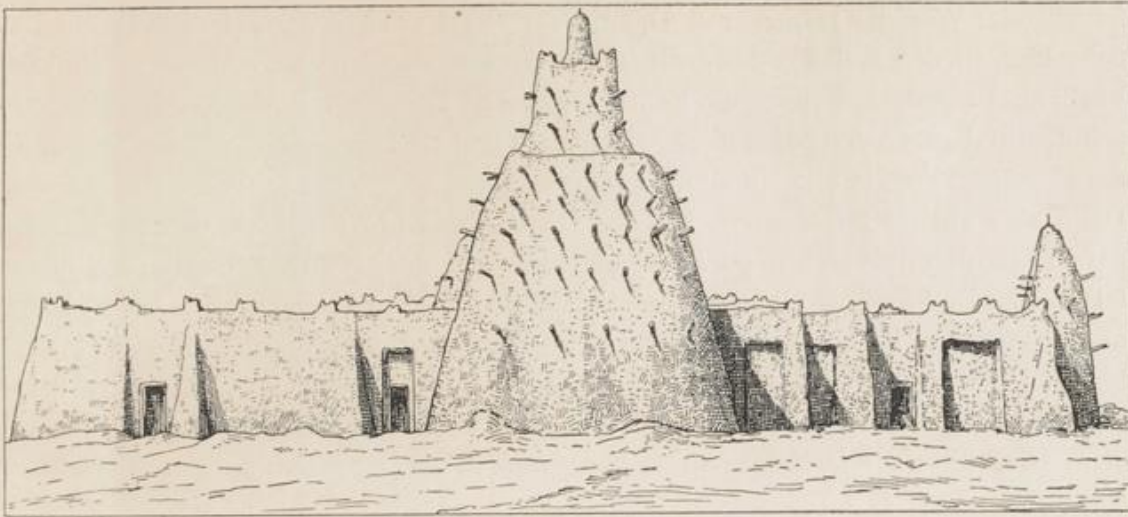


TEMPELBAU IM SUDAN

Die Moschee Sankore in Timbuktu von Süden (vgl. Abb. S. 114). Aufgenommen von L. Frobenius (DIAFE 1908)

lichen Baustil“ hat, daß er auch in Ägypten so gut wie der Vergangenheit angehört und daß er in Kleinafrika, dem Heimatland so manchen Kirchenvaters, längst verdrängt wurde. Weit breitete sich demgegenüber die islamische Macht aus. Von zwei Seiten drang sie in den Sudan ein. (Im Südosten vermochte sie dagegen nicht breitere Bahn zu gewinnen.) Einmal von Osten her in der Richtung Nil—Tfadgee und einmal von Norden her, aus Kleinafrika nach Süden vorstoßend. Die eine Bewegung zog also auf der norderythrischen, die andere auf der fyrthischen Straße. — Nun ist es hochinteressant, daß sich (außerhalb Ägyptens) auf dem ersteren Gebiete ein eigentlicher Moscheebau nicht entwickelt hat. Zwischen dem Roten Meer und dem Tfadgee fehlt ein eigentlich islamisches Gotteshaus eigenen Charakters.

Dagegen bietet das zweite Gebiet, die Zone der fyrthischen Kultur eine außerordentliche Fülle von Bauwerken, die der Lehre des Propheten dienen, unter ihnen hochberühmte. Als Beispiele mögen dienen: die Dingiray Ber in Timbuktu (Tafeln 115/16), deren Bogenwölbungen aus saharischem Steinfalz hergestellt sind (schon Herodot kennt Steinfalzbau in der Wüste) und die Sankore, von der ich Ansichten und Grundriß beifüge. Ist in diesen beiden die Hand der arabischen Architekten deutlich wahrnehmbar, so gibt es doch eine ganze Reihe von Formen, deren Urbilder die eigentlich „arabische Kultur“ nicht mitgebracht hat. Auf Tafel 115 ist eine kleine Auslese dieser fremdartigen Gebilde vereinigt; Tafel 112 zeigt einen ganz typischen Bau. Man kann sagen, daß der islamische Propagandist im Sudan bei der Wahl seines Betplatzes wie seines Gotteshauses durchaus nicht an einen Stil gebunden ist. Das Beispiel Tafel 111 mag hierfür ein Beleg



TEMPELBAU IM SUDAN

Die Moschee in Sankore in Timbuktu von Norden (vgl. Abb. S. 114). Aufgenommen von L. Frobenius (DIAFE 1908)

fein. Eine ganz übliche Hausform ist zum Tempel umgebildet. Eine Dachluke genügt dem Muezin zum Ruf an die Gläubigen. In solcher Weise sind allerhand Bauformen dem islamischen Gottesdienst dienstbar gemacht worden. Vor allem eine solche, deren Herkunft aus dem vorislamischen „Palastbau“ den Eingeborenen gut erinnerlich ist. Vgl. z. B. Tafel 114.

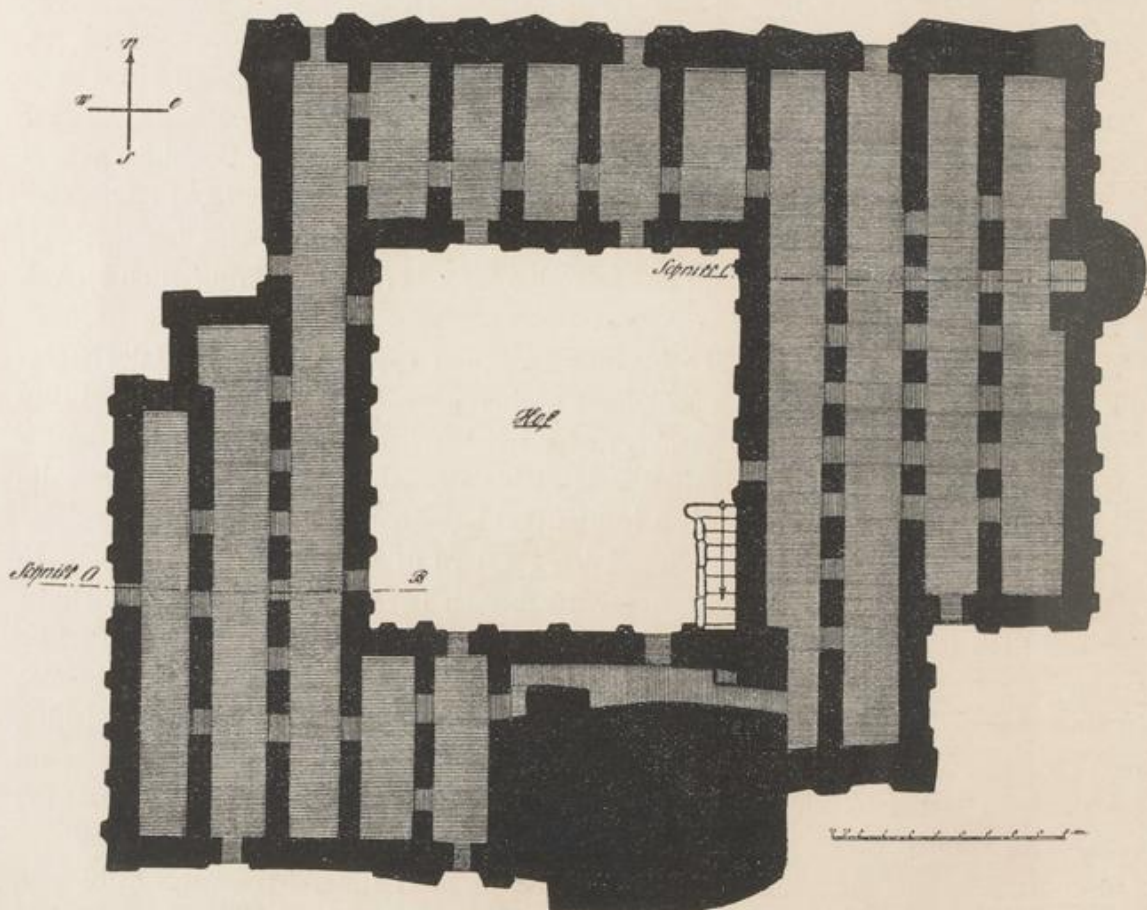
Diesem aus verschiedensten Quellen hervorgegangenen Typenreichtum steht der Nigertempel, auf Tafel 113 abgebildet, als geschlossene Einheit gegenüber. Das Markante an ihm sind die Igeltürme und die Mauerzacken, oder wie man die kegelförmigen Kantenaufsätze nennen will. Diesen Kegelaufsätzen bin ich aber nicht nur an den Moscheen des Westsudan, sondern auch im Hausbau Nordafrikas begegnet.

Mehrere solche Kantenkegel fand ich auf den Häusern in Assuan, dann in Kairuan. In Assuan sagten die Eingeborenen einfach: es wird über der Tür so gemacht, damit nicht Böses durch die Tür hineinblicken kann. In Kairuan antwortete ein Mann, das sei „Schlechtes gegen das Schlechte“. Endlich sagte mir 1914 ein Berber aus dem Süden: „In El Golea ist eine Moschee, die ist gesichert gegen den bösen Blick. Als sie erbaut wurde, schlug man fünfzehn Negern die männlichen Glieder ab, hüllte sie in Lehm und brachte sie auf der Mauer an.“ Ich freue mich, ein Bild der Moschee von El Golea hier (Textabbildung S. 117) bringen zu können, wenn ich auch die fünfzehn Phalli selbst nicht erkennen kann.

Damit ist jedenfalls ein Moment dieses von Nord- nach Innerafrika vorgedrungenen Moscheestiles erklärt aus dem mittelländischen chthonisch hamitischen Geistesleben heraus. Am Niger findet sich entsprechende Ergänzung und das Entgegengesetzte. Für das Ent-

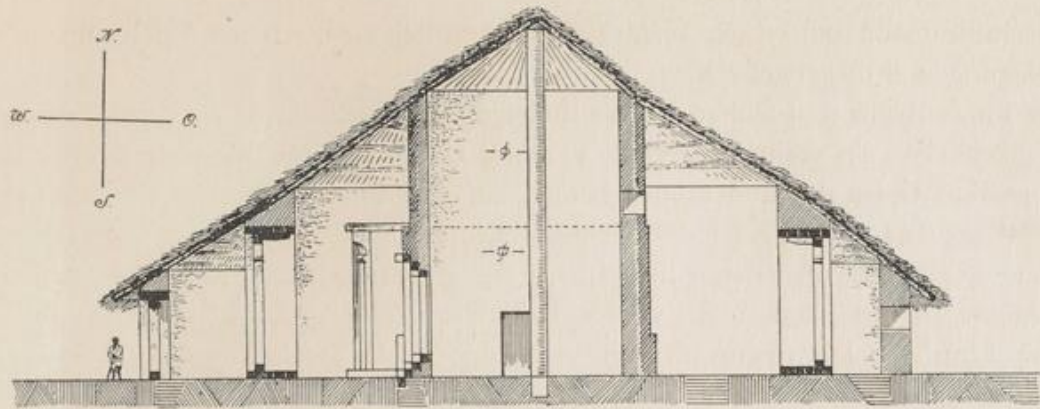
sprechende: Wer die Häuser von Djenne am Nigér (Tafeln 99 und 100) betrachtet, sieht hier an den Fassaden über der Tür erstens in den Nischen deutlich erkennbare Phalli und zweitens darüber die Kantenkegel. Die Djennileute erklären die Phalli als Schutzmittel gegen den bösen Blick. „Vielleicht sind die Lehmspitzen auf den Moscheen das gleiche“ — sagte mir ein alter Bamanadenker.

Dann aber auch der Gegensatz: Die den Djenne benachbarten Bobo erklärten mir die auf den Kanten sitzenden Kegel in Djenne als Nachahmung ihrer Bauweise. Bei ihnen sei dies das Bild des männlichen Gliedes, das Fruchtbarkeit bringen solle. Auf Tafel 91 oben rechts sind gleicherweise erklärte Lehmkegel über dem Portal. Auf dem Hogontempel Tafel 77 desgleichen. Die Lehmkegel finden sich in den Feldern aller heidnischen Mande und endlich vor den Burgen der Tamberma (Tafel 79) als großes Heiligtum. Hier überall sind Form, Anwendung und Erklärung gleichförmig, entsprechend



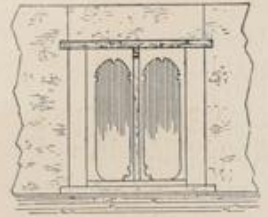
TEMPELBAU IM SUDAN

Grundriß der Sankore in Timbuktu. Vgl. Abb. S. 115. Aufgenommen von L. Frobenius (DIAFE 1908)



Schnitt A-B

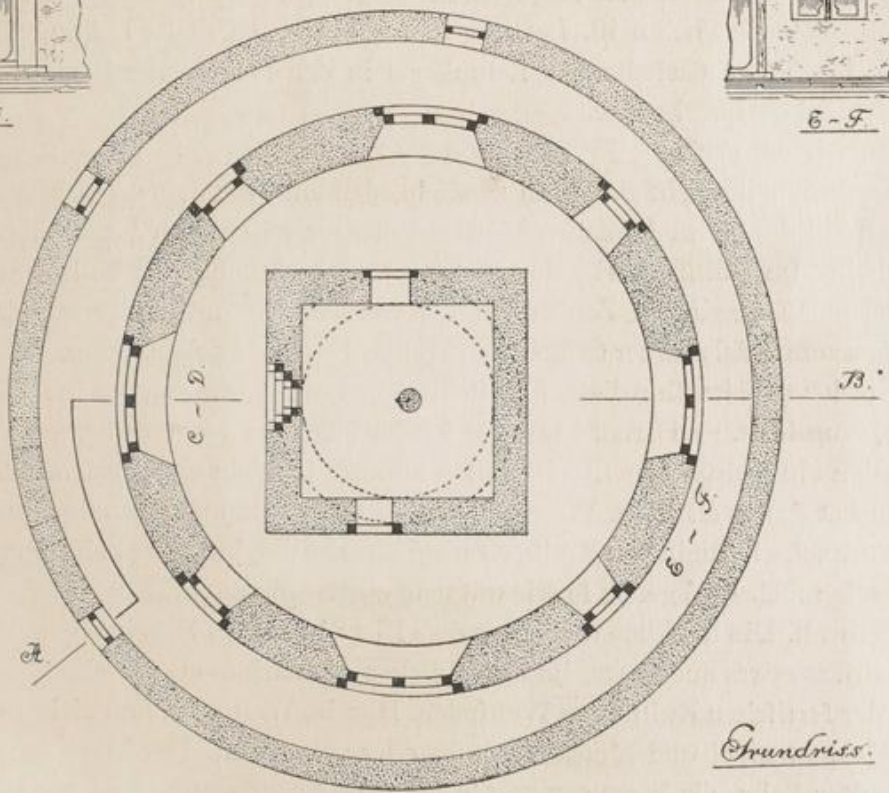
*Fenster zwischen je 2 Türnen,
also im ganzen 8 Fenster*



C-D



E-F



Grundriss

TEMPELBAU IM SUDAN

Die christliche Kirche von Zazega in Abessinien. Vgl. Tafel 107. Aufgenommen von A. Martius (DIAFE 1915)

übereinstimmend und — wie gesagt — den hamitisch mediterranen Anschauungen und Auslegungen entgegengesetzt.

Hier im Zentrum und Süden des Westfudan ist der Phalluskegel ein segenspendendes, ein glückliches, ein verheißungsvolles Symbol. Die junge Frau, die nicht Mutter wird, bringt ihm Opfer dar und nimmt betend auf ihm Platz. Körnerfrüchte der Felder, fruchtbare Regen, Mehrung des Viehbestandes erhofft der Burgbauer vom Opfer an diesem Kegelaltar. Aber damit ist die ganze Reihe entsprechender Analogien noch nicht erschöpft. In den Ländern des oberen Bani waren eine große Menge altheidnischer Tempel noch im Jahre 1909 im Kultus lebendig. (Siehe Tafeln 105—106.) In das Innere gelangte man durch einen eigenartigen, pylonenartigen Vorbau aus massivem Lehm. Besonders die Form der Tafel 106 ist bezeichnend. In den Aufzeichnungen meiner Mitarbeiter finde ich über die Bedeutung dieser Formen nichts mitgeteilt. Einige Eingeborene vom oberen Niger und einige Minianka sagten mir aber, daß diese Bauweise uralte sei, (woran nicht zu zweifeln ist) und daß der oben beknapfte Pylonenpfeiler das Symbol des segenspendenden Phallus ist. Letztere fügten hinzu, daß dieser Lehmphallus dem einen weiblichen Busen darstellenden Lehmkegel in den Feldern der Bamana als Fruchtbarkeitsymbol entspreche usw.

Ziehen wir das Fazit.

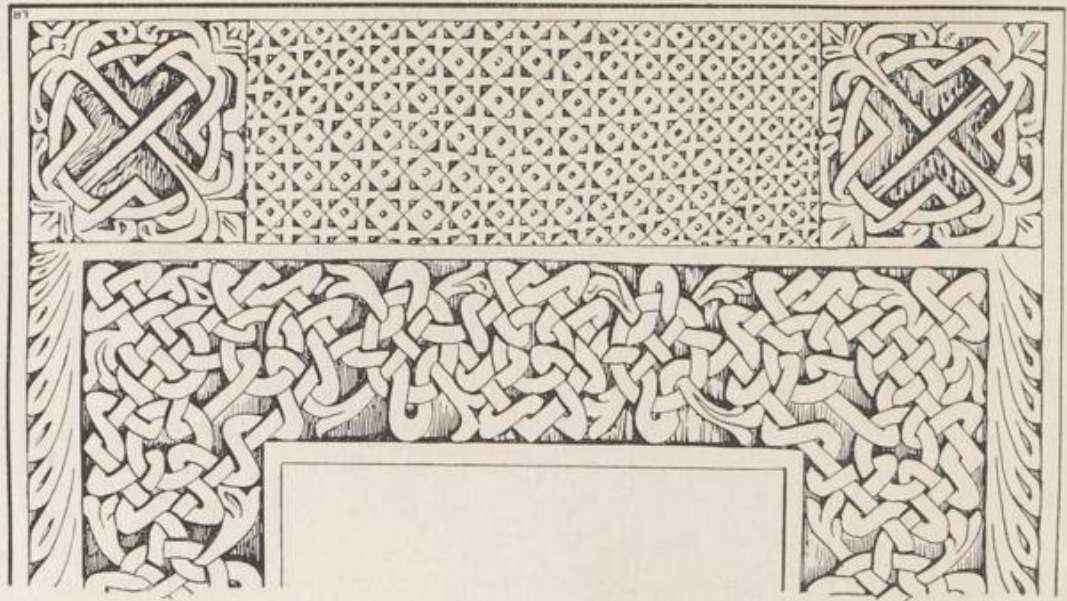
Nach alledem ist nicht daran zu zweifeln, daß zum mindesten ein Moment im eigenartigen Stil des westfudanischen Moscheebaus älter ist als der Islam selbst und zwar das phallische. Im Kulturbezirke der matriarchalisch-chthonischen Kultur ist er zum abschreckenden magischen Zaubermittel geworden. Im Gebiet der äthiopischen Kultur dagegen zum Symbol einer tellurischen Mystik. Da erhebt sich nun die naheliegende Frage, mit welchem Wesenssinn dieses Architekturglied gewordene Zeichen in Afrika von Norden her Einzug hielt. — Darauf kann nur wieder folgendes geantwortet werden: in welcher Funktion ein Kulturelement von außen kommt, ist nicht entscheidend; Bedeutung und Leben hat es nur als freier Wesensausdruck; bedeutend und lebendig wurde der Phallus im hamitisch-chthonischen Kreise als magisches Mittel, im äthiopisch-tellurischen als mythisches Symbol. Und genau so wie mit dem einen Moment verhält es sich mit der ganzen Formenwelt. Die Moschee und der ganze Islam bilden im Durchgangsgebiet Klein- und Nordafrikas etwas anderes als im afrikanischen Aestuarium aller hochwertigen und damit auch der syrtischen Kultur: im Westfudan. Hier im Westfudan sind nicht nur rein formaler Heidentempel und Moschee miteinander verbunden. Der Islam wanderte hier ein auf uralter Bahn, die begangen wurde seit dem Neolithikum. Und wie jeder Wanderer dieser Straße gewann er hier im Sudan, in der Zega anlangend, nur dadurch Lebenskraft und Stilmöglichkeit, daß er einen dem Wesen der äthiopischen Kultur adäquaten Sinn annahm, soweit er ihn nicht etwa schon mitbrachte.



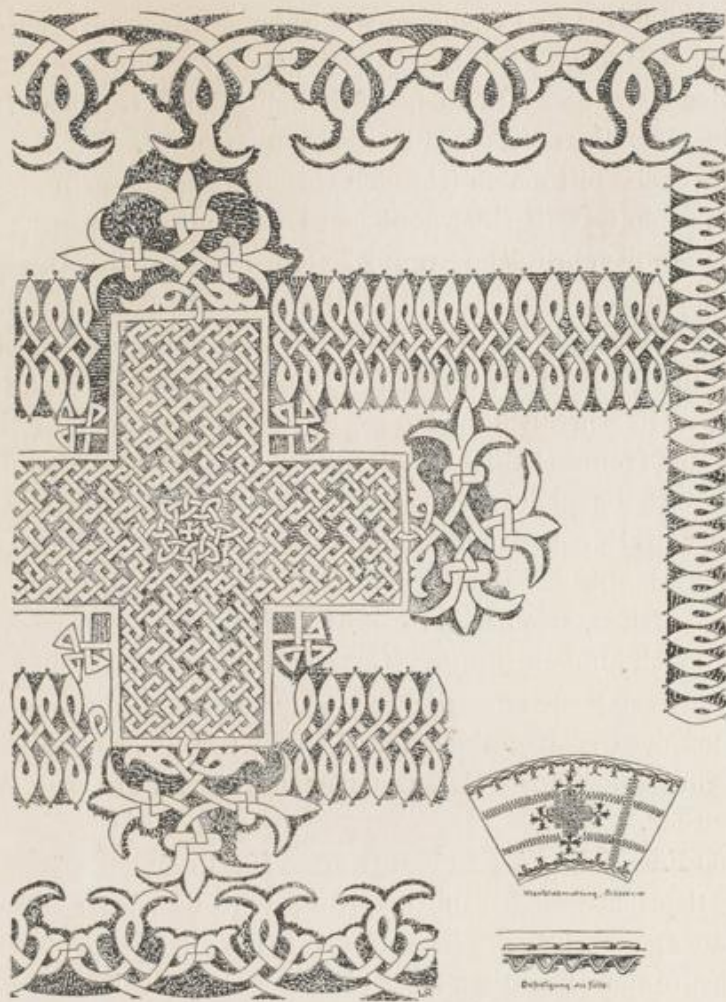
TEMPELBAU IM SYRTISCHEN KULTURKREIS

Moschee in El Golea (südl. Kleinafrika). Nach Phot. unbekannter Herkunft gez. v. H. Hagler

Und das Ergänzende hierzu kann aus den Bauwerken und dem Tempelbaufstile der zweiten Weltreligion, der christlichen Kirche, die auf dem Wege der norderythrischen Kultur Einzug hielt, erkannt werden. Von außen betrachtet ist die christliche Kirche Abessyniens in den meisten Fällen ein Rundbau (Tafel 107). Ihrem Innern nach herrscht noch das historische Umbildungsmerkmal dieser Kirchen, die ursprünglich jüdisch waren und demnach erst ein Allerheiligstes, ein Heiliges und einen Volksplatz als äußersten Umgang hatten, vor. Als wesentliche Zutat soll, nach abessynischer Erzählung, die christliche Kirche ihren Einzug gehalten haben mit plastischen Heiligenbildern. Ich weiß nicht, was an dieser mir aus Tigremund zuteil gewordenen Legende Wahres ist. An sich schon ist sie aber interessant, allein deshalb, weil ich von keinem einzigen plastischen Heiligenbilde in Abessynien gehört habe, und weil die gleiche Erzählung entsprechend fortfuhr: „die gegoffenen und geschnitzten Heiligenbilder wurden dann aber gemalt, und heute schnitzt und gießt die abessynische Kunst für die Kirche nicht mehr. Alle Heiligen werden gemalt.“



BYZANTINISCHE KUNST IN AFRIKA
 Die Ornamentik des auf Tafel 108 abgebildeten Tabot
 oder Allerheiligsten aus einer abessynischen Kirche.
 Im Stuttgarter Museum für Völkerkunde (vgl. Tafel 108)



BYZANTINISCHE KUNST IN AFRIKA

Abgewickelte Ornamente der christlichen Kirchentrommel aus Abessynien.
Im Stuttgarter Museum für Völkerkunde (vgl. Tafel 109)

Wie gefagt, es ist mir nicht möglich gewesen, die historische Wahrheit dieser Erzählung festzustellen. Nur das ist wahr: Diese Kunst scheint heute nur — Reliefschnitzerei und zwar zumeist ornamentale (dazwischen hier und da einen Engelkopf) und Malerei zu kennen. Die Malerei repräsentiert die Kulmination. Dazu beachte man, was im zweiten Teile über die Verbreitung der Zeichnung und Malerei in Fels usw. gefagt wurde, und stelle nun fest, daß hier auf der hamitischen Ostbahn der bodenständig gebundenen Kultur in der Tat nicht die Plastik, sondern die Flächenkunst adäquat und somit eingängig war.

Wenden wir uns von solcher Erkenntnis aus dem Innenwesen und Sinn der christ-

lichen Baukunst Abessyniens zu, so nehmen wir wahr, daß auch die Architektur charakteristische Züge des hamitischen Paideuma hat. Vor allem: die christliche Baukunst wußte sich hier nicht wieder von dem altjüdischen Allerheiligsten zu trennen. Das große Welt-rätzel verfinstert in einer dem Volk unzugänglichen „Höhle“. Die abessynische Kirche wäre — um diese Sache mit einem schroffen Gegensatz zu beleuchten — nie fähig gewesen, die auftretende Gewalt eines gotischen Domes zu verstehen.

Dazu aber noch eines: die christliche Kunst Abessyniens besitzt eine Ornamentik, die mit den sonstigen schlichten Zeugnissen des Vordringens christlicher Glaubenssymbolik in das Innere Afrikas (Tafel 110) nichts gemeinsam hat. Diese abessynische Ornamentik sah ich geschnitten in die Pfeiler der Kirchen, sie umfaßt das Allerheiligste (Tafel 108 und Textfigur S. 115), sie ist ersichtlich an den gegossenen Kreuzen und Kirchenymbolen, sie tritt geschnitten auf (Trommel Tafel 109, Textfigur S. 119) und sie umrahmt oder durchzieht die gemalten Heiligenbilder in bandförmiger Malerei. Das Wesen dieser Ornamentik ist ganz klar. Es ist eine Bandornamentik, die aus feinem Riemengeflecht besteht, genau wie die Ornamentik der atlantischen Kultur in Westafrika, wie die der Langobarden im späteren Italien, wie das normannische und irische Schmuckwerk. Gleiches Riemenmuster fand ich an dem Mimbar (Gebetstuhl) der großen Moschee von Kairuan (Tafel 53); es soll auch an Resten maurischer Moscheeschnitzerei in Spanien vorkommen. Es liegt wohl schon der Ornamentik altetruskischer Keramik zugrunde. Alles das führt ja vielleicht auf ein gemeinsames Herausquellen aus dem westlichen Asien, vielleicht aus Innerasien, zurück.

Aber das ist keine Frage, die hier zu beantworten ist. In einem späteren Teil und bei Behandlung der atlantisch-westafrikanischen Kunst wird sie wieder an uns herantreten, dann aber wohl unser ganzes Interesse in Anspruch nehmen. Hier genügt dieser Hinweis. Wichtig ist, daß heute dieser hamitisch-chthonischen Kultur Nordafrikas eine solche Ornamentik näher liegt als figurale Plastik. — Und wie ist es mit der arabischen Kunst?

DAS HOHE LIED VOM HELDEN

Noch einmal und zum Abschluß dieses Teiles möchte ich zurückkehren zu jener tyrischen Kultur, die sich von Norden her durch hamitisches Land hindurch bis auf äthiopischen Kulturboden hindurchrang und hier dem Einheimischen adäquat aufsprießen konnte — und sich herrlich entfaltete — und abblühte ohne eine merkliche Beziehung zur europäischen und westasiatischen Welt. Erst unserer Zeit war es beschieden, dieses zu sehen, dieses nachzuleben, dieses zu durchschauen. Das gewonnene Bild einer schatten-



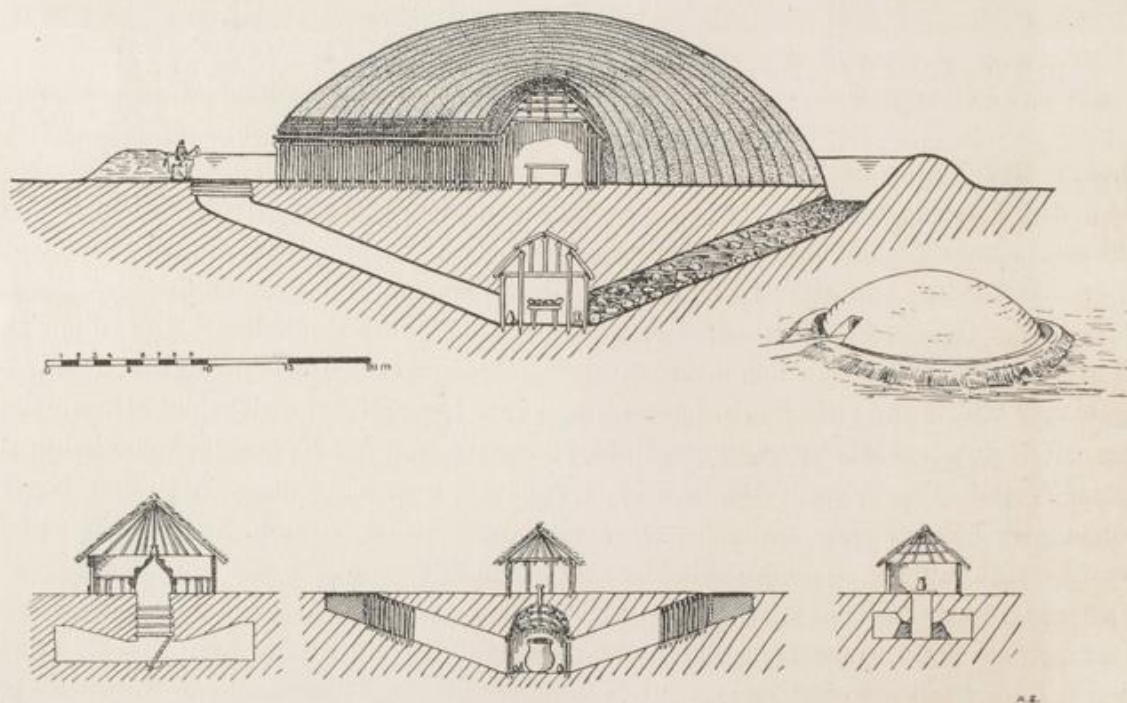
DIE MONUMENTALEN GRABBAUTEN DES SYRTISCHEN KULTURKREISES
 Blick auf einen kleinen Tumulus am Niger; El Ualedji. Nach Photogr. von L. Frobenius (DIAFE 1908) gez. v. H. Hagler

haft in den Nebel unhistorischer Vergangenheit zurückgetretenen Gestalt ist aber deshalb so eigenartig, weil hier nicht Zeugnisse von Stein und Erz, nicht Inschrift und Aufzeichnungen zeitgenössischer Kulturverwandter und gar nicht eine Chronologie sprechen, sondern nur eigene Erinnerung, Bardenfang und die Erde selbst! Das ist das Gewaltige! Die Kultur rang sich von der mittelländischen Küste hindurch durch die Sahara bis in den Sudan, an den Niger, faßte hier Fuß, und dann lag die Sahara als schwerer Riegel für viele Jahrhunderte hinter ihr. Das Schwergewicht der historischen Kultur verschob sich mittlerweile nach Norden; als es mit den Kreuzzügen noch einmal nach Westafrika zurückpendelte, war die syrtische Kultur schon lange nach dem Niger und hinter die trennende, klaffende, gähnende Sahara zurückgetreten. Nur ganz leise und hauchartig raunt durch die Vorzeit hier und da ein Flüsterton von alledem. Perseus, der spätere Gründer Mykenäs, kämpfte in Kleinafrika gegen die Amazonen (Gorgonen usw.) und befreite dann Andromeda, die Tochter des äthiopischen Königs Kepheus. Er führt jenen Kampf mit dem Seedracken durch, von dem die Nachkommen jener Kulturträger heute noch zu berichten wissen (Atlantisausgabe Bd. VI S. 64 ff., 237; bis Kordofan vordringend vgl. Bd. IV). So die griechische Sage. Herodot hörte nur dumpf von der Pracht

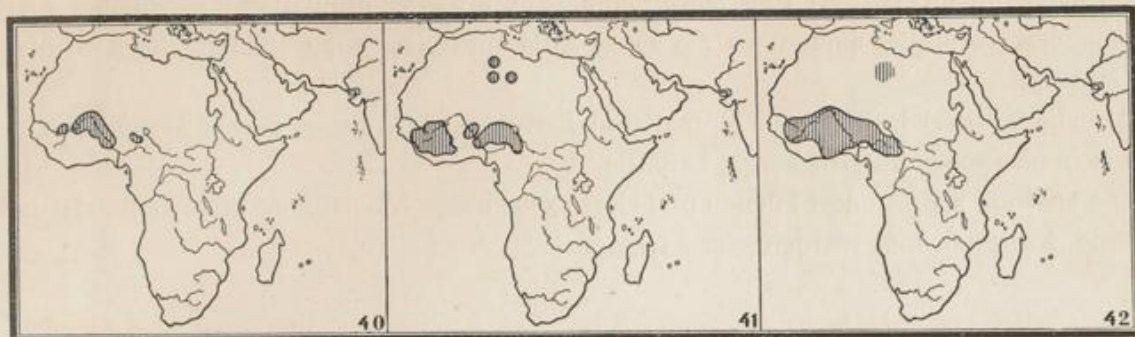
der Garamanten. Sie selbst aber wissen von alledem heute noch zu fingen und zu fagen. Der Sang von Gaffires Laute (Atlantisausgabe Bd. VI S. 53—60) ist allein schon in diesem Sinne weltgeschichtliches Dokument.

Aus dem Jahrhunderte hindurch waltenden Schweigen dringt dann die erste Nachricht aus arabischem Munde zu uns. Um 1050 erreichte der islamische Reisende El Bekri den Niger, trifft auf allerhand Königreiche, merkwürdige Gefittung und riesenhafte Grabdenkmäler, deren Bauart er schildert. Diese Grabmäler fanden dann die europäischen Forschungsreisenden in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wieder (Textabbildung S. 121). Und seitdem hat noch jeder Reisende des Nigertales gestaunt ob der gewaltigen rotbraunen Köpfe, die über dem gelben Sand des Stromufers auftauchen, deren jeder die Leichen eines oder mehrerer Helden oder Könige birgt.

Bis weit zum Tfadsee auf der einen, bis zum mittleren Senegal nach der zweiten und in den Nigerbogen hinein als nach der dritten Richtung reicht das Gebiet dieser bald gewaltigen und monumentalen, bald kleinen und mehr interessanten Grabanlagen. Dem Wesen nach sind sie alle eng verwandt. Um die in die Tiefe gelegte eigentliche Leichengruft vier Gänge nach den vier Himmelsrichtungen. Über der Gruft eine Opferkapelle. Die



DIE MONUMENTALEN GRABBAUTEN DES SYRTISCHEN KULTURKREISES
 Oben Rekonstruktionsschnitt der Bauten am Niger. — Unten links Grab eines Gurmafürsten, in der Mitte ein Binigrab, rechts Fürstengrab Bussa. (DIAFE 1908 und 1911)



DIE 4 IN DER SYRTISCHEN KULTUR

40. Gräber mit 4 Gängen — 41. Städte mit 4 Toren — 42. Die 4 als Ausdruck des Weiblichen (Die 3 als der des Männlichen)

am Rande der Sahel gelegenen sind die Monumentalen, die Riefenhaften. Ein von mir gemessener Bau dieser Art hatte 221,50 m Durchmesser am Boden und eine Höhe von 23,25 m. Er war nicht der größte. Dabei hat der Regen schon große Massen der aus hellgebranntem Lehm bestehenden Riefen abgeschwemmt. Man bedenke, daß die Seitenbreite der großen Pyramide von Gizeh feinerzeit auch nur 230,35 m betrug! Der Grabbau von El Ualedji, den ich hier abbilde, ist einer der kleinsten (vgl. auch *Und Afrika sprach* I. S. 23 ff., S. 377/78).

Diese Monumente mögen uns Sinnbild des Wesens alter syrtischer, einer hohen rhizomartig vom Mittelmeer in den Sudan vorgedrungenen Kultur sein. In ihrer Eigenart vereinigen sich viele Symptome. Die vier Gänge entsprechen den vier Toren der alten Burgstädte, der mythisch mit allem weiblichen verbundenen Vier. (Siehe Karte 40—42.) Im Gang unter die Erde wiederholt sich das Gesetz des Lebens. Und das Leben steigt tellurisch aus der Tiefe wieder in die Höhe, zur Oberfläche empor. Über dem Grab erhebt sich die Kapelle.

Gewaltig und herrlich sind die Gefänge, die um diese Totenhallen einst erklangen und deren mancher noch in letzter Stunde vor ewiger Vergessenheit gerettet werden konnte. Nicht nur historischer Tiefe nach, nein, ganz anders noch wegen der Wucht dramatischen Stoffes gehören sie unter die herrlichsten Schöpfungen der Weltichtung. Hier brandet Weitengefühl am Leben und zerbricht die Schranken von allem engen Tierhaften. Wie Riefen des Urwaldes ragen die Schicksale dieser Helden empor und — vergehen nicht im hamitisch-chthonischen Sinne, sondern werfen den Körper ab und leben wie ein himmelhoch loderndes Feuermeer über den Tod hinweg in die Herrlichkeit tellurischer Seelenweite.

Als Samba Gannas Grabbau vollendet ist und der Blick von den Spitzen des Riefenbaues bis nach Wagana reicht (*Paideuma* S. 38, *Atlantisausgabe* VI, S. 72 ff.), da lacht

endlich Annalja Tu-Bari und sagt: „Nun geht ihr alle, ihr Ritter und Fürsten auseinander, verbreitet euch über die ganze Erde und werdet zu Helden gleich Samba Ganna.

Annalja Tu-Bari lachte noch einmal und starb. Sie ward neben Samba Ganna in der Leichenkammer des Grabberges bestattet.

Die achtmal achthundert Fürsten und Horro zogen aber von dannen, jeder in eine Richtung, kämpften und wurden große Helden.“

Z E G A
TAFELN



TAFEL 59

Landschaftsbilder aus der Zega. Buschsteppe mit Lateritgeröll in Beledugu zwischen Senegal und Niger. L. Frobenius phot. DIAFE 1908



TAFEL 60

Landschaftsbilder aus der Zega. Freie Steppe bei Sansannu Mangu in Nordtogo.
L. Frobenius phot. DIAFE 1908

TAFEL 61

Landschaftsbilder aus der Zega. Der Nigerstrom, die Steppe nördlich Bamakos
durchziehend. L. Frobenius phot. DIAFE 1908



TAFEL 62

Baustile der Zega. Die Tukul (eigentlich Toqul) bei den Mandé im Gebiet des oberen Niger. L. Frobenius phot. DIAFE 1908





TAFEL 63

Baustile der Zega. Der Tukul und die durch ihn gebotenen Architekturbilder. Winkel
in Dörfern der Losso, Nordtogo. Fr. Nansen des. DIAFE 1909

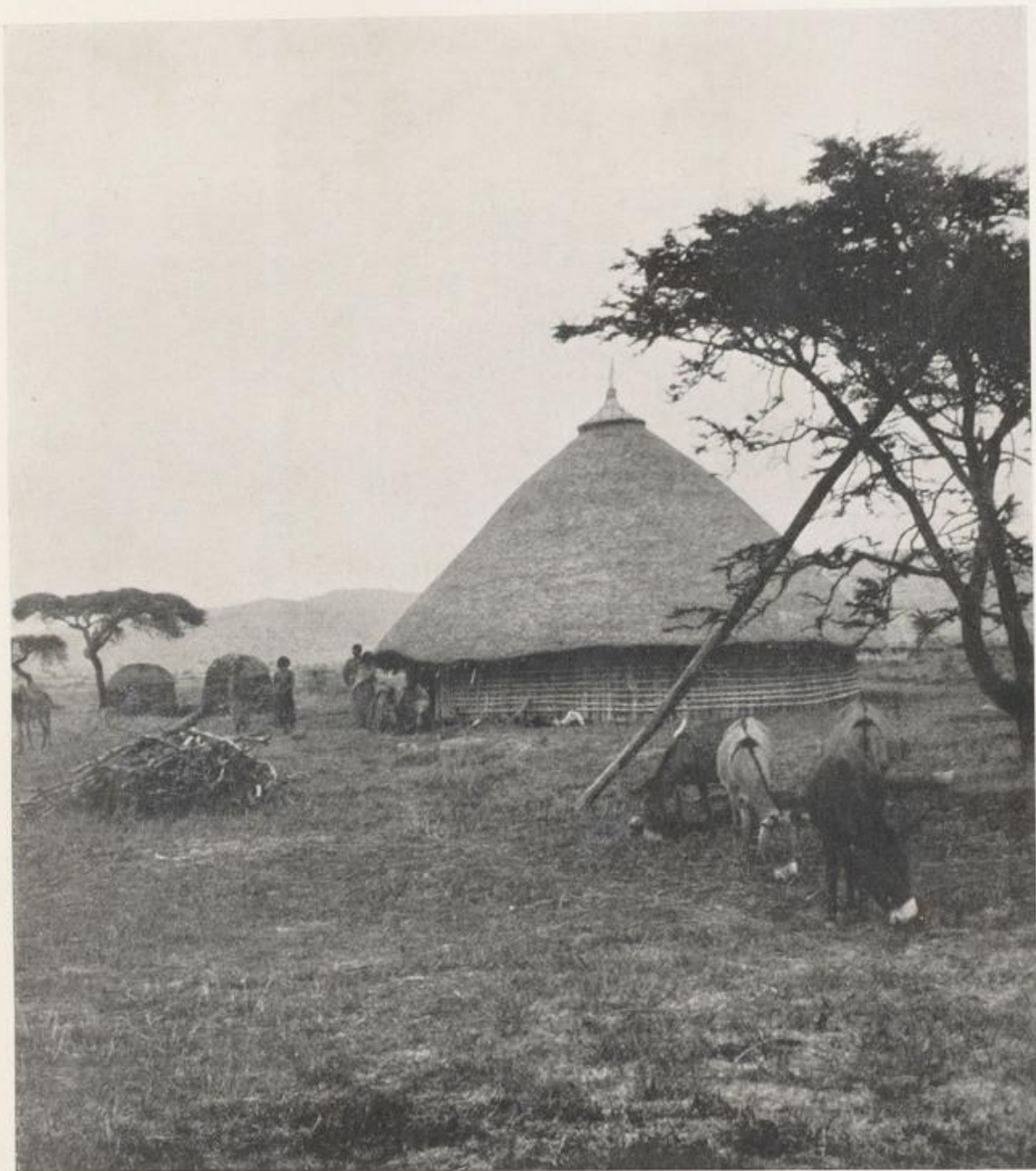


TAFEL 64

Baustile der Zega. Der Tukul und die durch ihn gebotenen Architekturbilder. Winkel
in Dörfern der Losso, Nordtogo, Fr. Nansen des. DIAFE 1909

TAFEL 65

Baustile der Zega. Der Tukul bei den Galla im nordwestlichen Afrika. Nach Original-
photo von Friedrich J. Bieber.





TAFEL 66

Baustile der Zega. Der Tukul im fürstlichen Gehöft der Bimbila in Nordtogo.

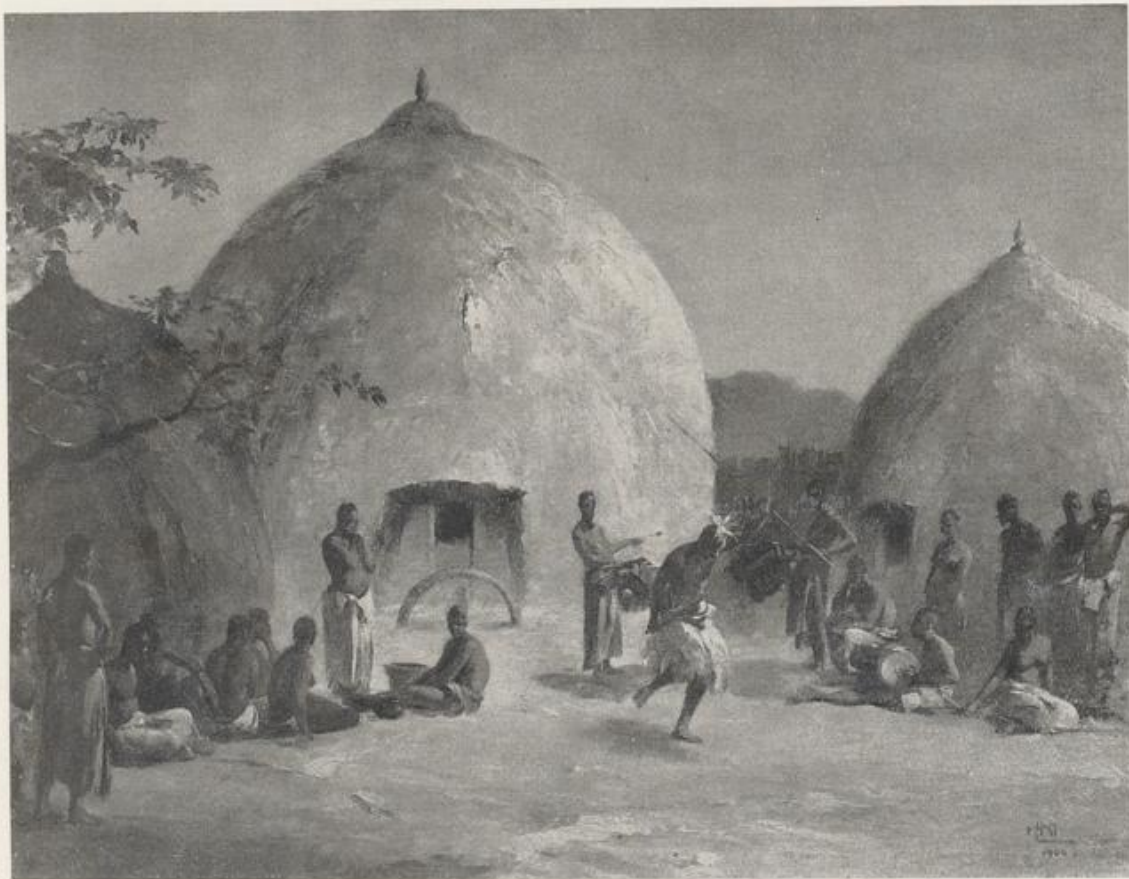


TAFEL 67

Baustile der Zega. Der Tukul als fürstlicher Bau in Kaffa, Nordostafrika. Innenhof zu Dschirren und Torhaus des Königs Abba Dschiffar. Friedrich J. Bieber phot.

TAFEL 68

Baustile der Zega. Der Tukul als fürstliches Gebäude bei den Kanioka im südlichen
Kongo-Sankurrubecken. H. M. Lemme pinx. DIAFE 1906



TAFEL 69

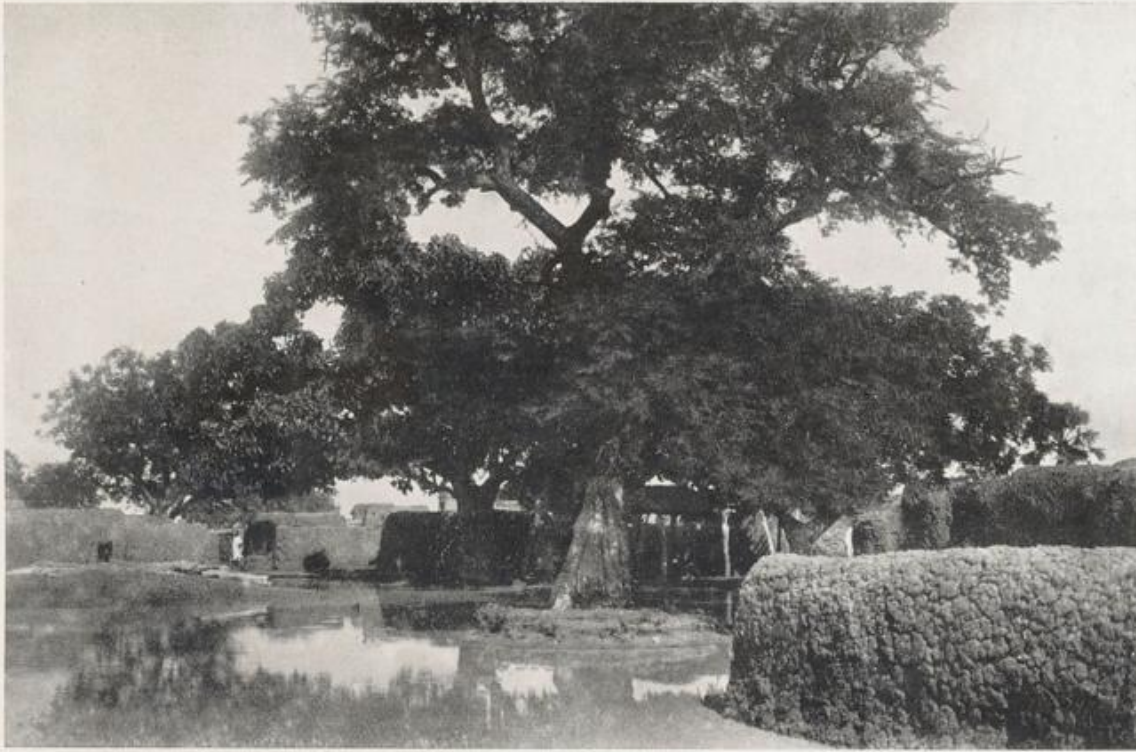
Baustile der Zega. Flachbauten der Bamana in Kumi (Beledugu). Rechts eine Galla,
d. h. ein Pfahlrost als Aufenthaltsort und Versammlungsstätte der alten Leute.
(Vergl. Textabbildung S. 89 Nr. 4.) L. Frobenius phot. DIAFE 1907



TAFEL 70

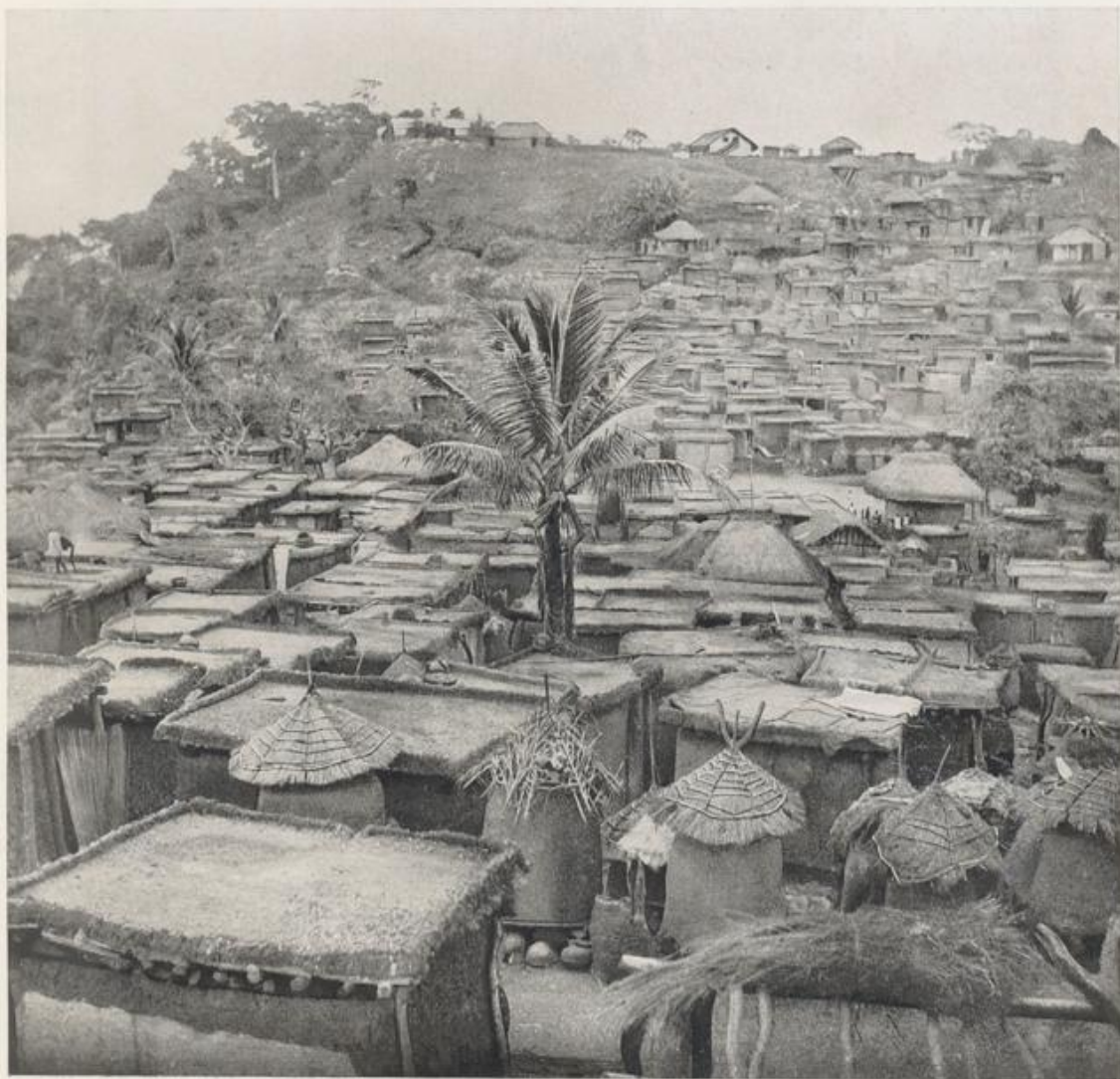
Baustile der Zega. Flachbauten der Bamana bei Segu am Niger. L. Frobenius phot.

DIAFE 1907



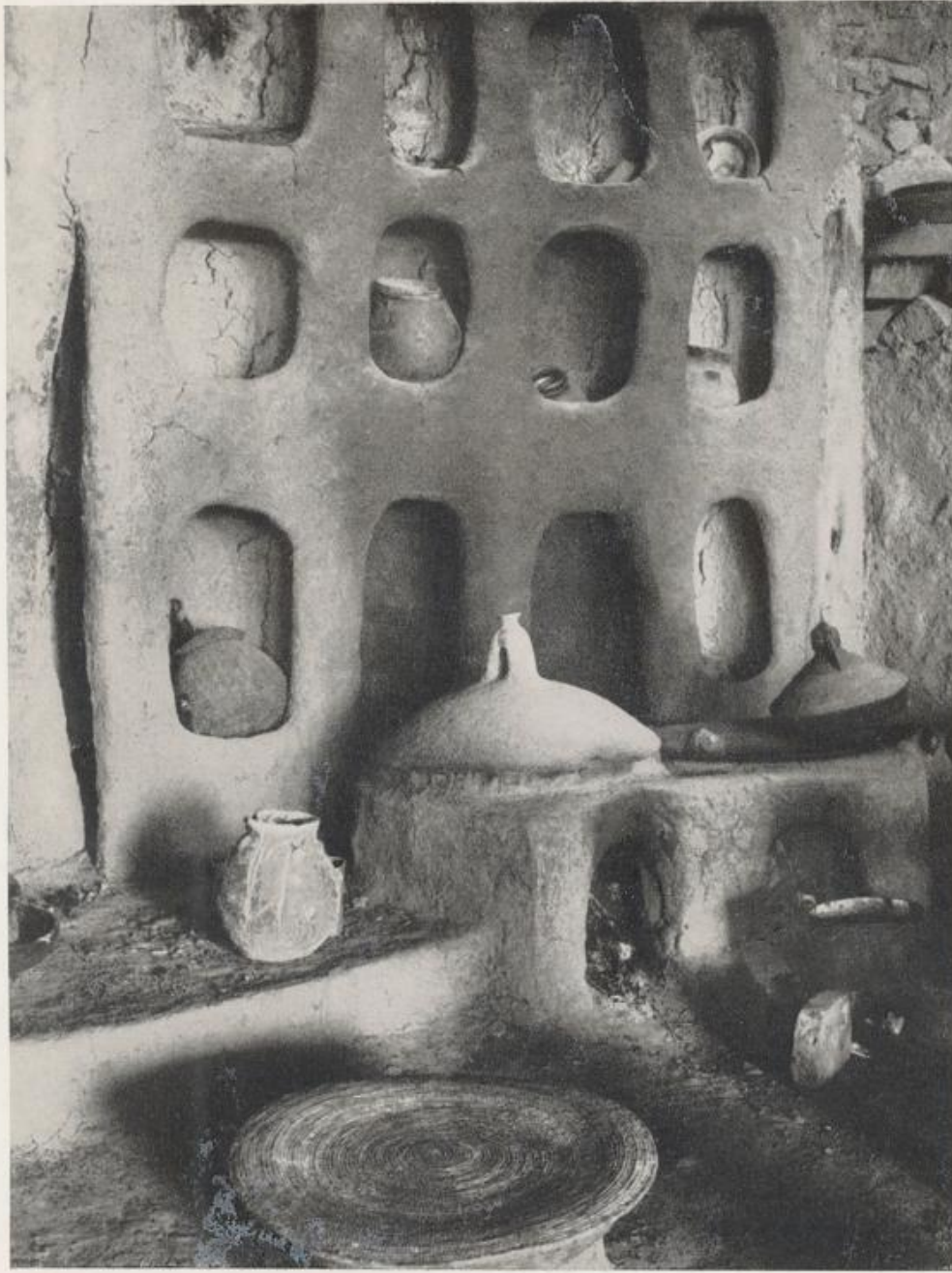
TAFEL 71

Baustile der Zega. Flachbauten in Agbafo im südlichen Togo



TAFEL 72

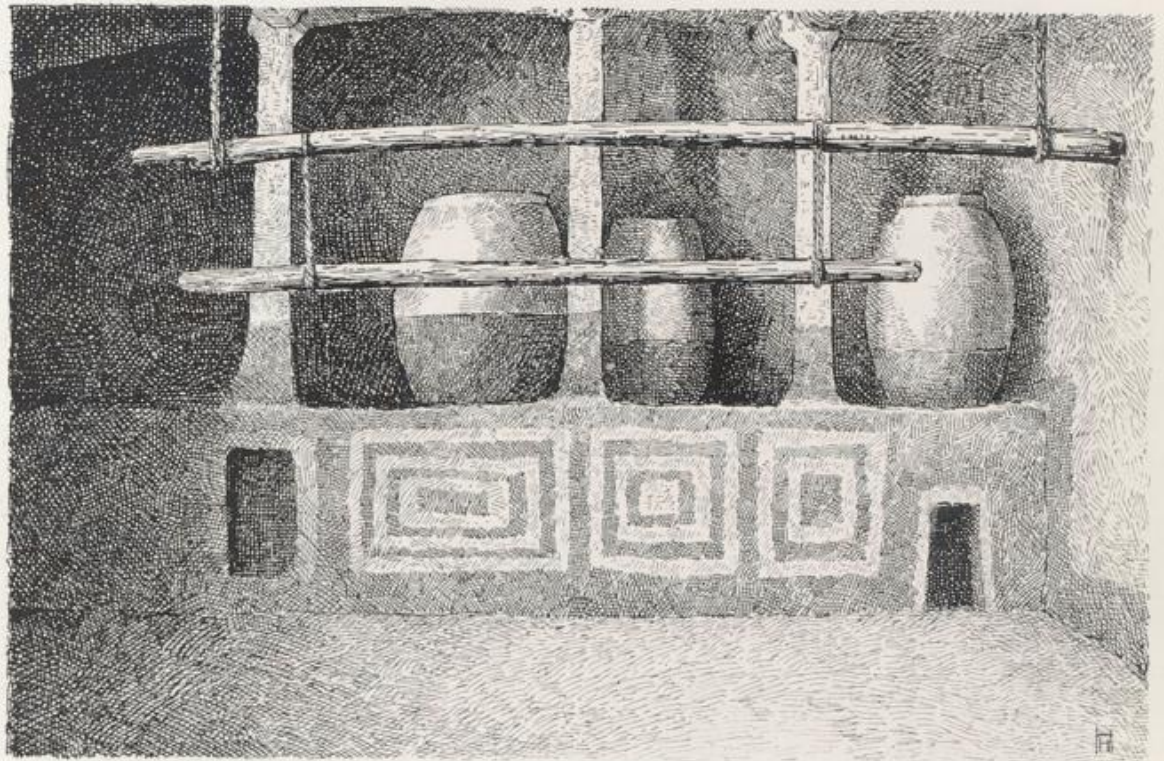
Der Lehm in der Architektur der Nordafrikaner. Ofen mit Lehmschrank der Tigreleute
in Hamassen, Nordabessynien. Mario Passarge phot. DIAFE 1915



TAFEL 73

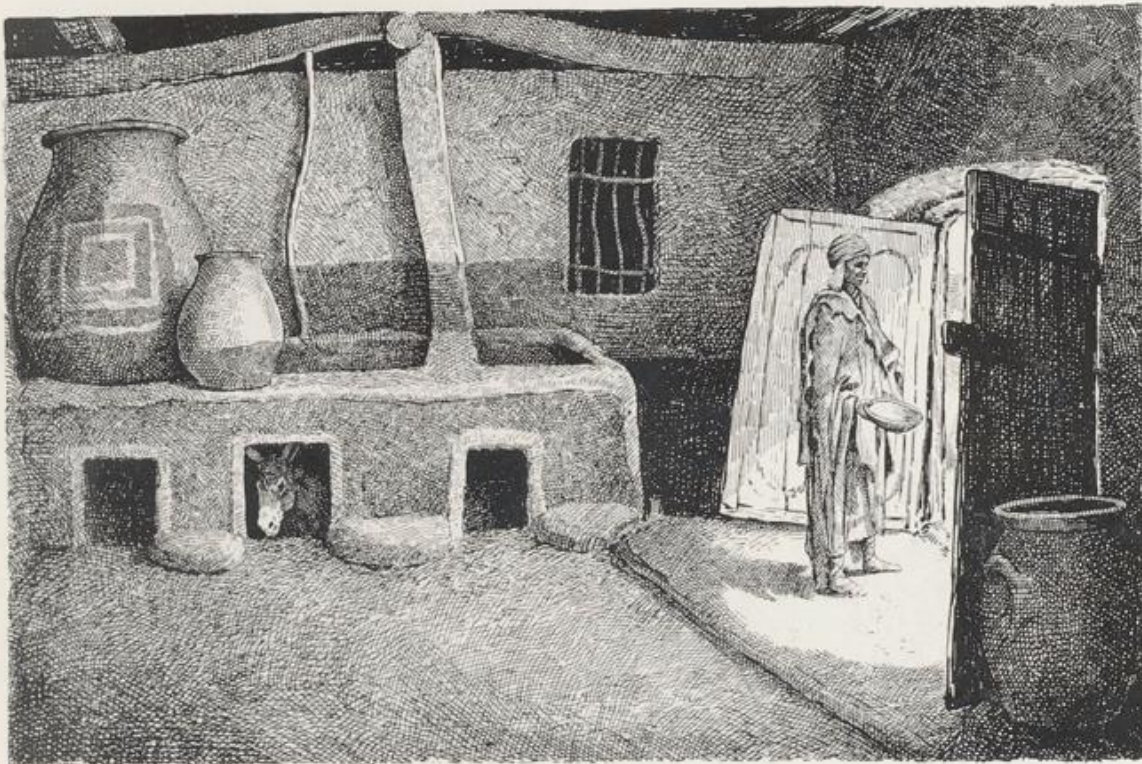
Der Lehm in der Architektur der Nordafrikaner. Schlafbecken der Fellachen von
Theben in Ägypten. L. Frobenius phot. DIAFE 1912





TAFEL 74

Der Lehm in der Architektur der Nordafrikaner. Krugbank in einem Hause der Kabysten im algerischen Gebirge. Nach Aquarellskizze N. v. Stettens DIAFE 1914 gez. v. H. Hagler.



TAFEL 75

Der Lehm in der Architektur der Nordafrikaner. Urnenbank über dem Viehstall
in einem Hause der Kabysten im algerischen Gebirge. Nach Aquarell N. v. Stettens
DIAFE 1914 gez. v. H. Hagler.

TAFEL 76

Der Lehm in der Architektur der Nordafrikaner. In Relief verzierter Lehmspeicher
und links sowie im Hintergrunde Lehmregale in einem Haus der Schauja zwischen
Kabylie und Aures. Carl Arriens pinx. DIAFE 1914



TAFEL 77

Der Lehm in der Architektur des syrtischen Kulturkreises (Westsudan). Mit Relief (vergl. Textabbildung S. 163) geschmückte Fassade des Priesterhauses in Kani Kombole des Tombo-Habegebietes. Südlich Homburiberge im Nigerbogen. L. Frobenius phot. DIAFE 1908



TAFEL 78

Architektur des syrtischen Kulturkreises im Sudan. Burg der Tamberma im nördlichen
Togo: L. Frobenius. DIAFE 1909



TAFEL 79

Architektur des syrtischen Kulturkreises im Sudan. Burg der Tamberna im nördlichen
Togo. Vor dem Portal die heiligen Phallusaltäre. L. Frobenius phot. DIAFE 1909



TAFEL 80

Architektur des syrtischen Kulturkreises im Sudan. Burg der Ssola im nördlichen Togo.
L. Frobenius phot. DIAFE 1909



TAFEL 81

Architektur des syrtischen Kulturkreises im Sudan. Burg der Ssola im nördlichen Togo.

L. Frobenius phot. DIAFE 1909



TAFEL 82

Architektur des syrtischen Kulturkreises im Sudan. Burgen der Ssola im nördlichen
Togo. L. Frobenius phot. DIAFE 1909



TAFEL 83

Architektur des syrtischen Kulturkreises im Sudan. Burgen der Ssola im nördlichen
Togo. Fr. Nansen des. DIAFE 1909



Fritz Nanson
Sola Togo 1.09

TAFEL 84

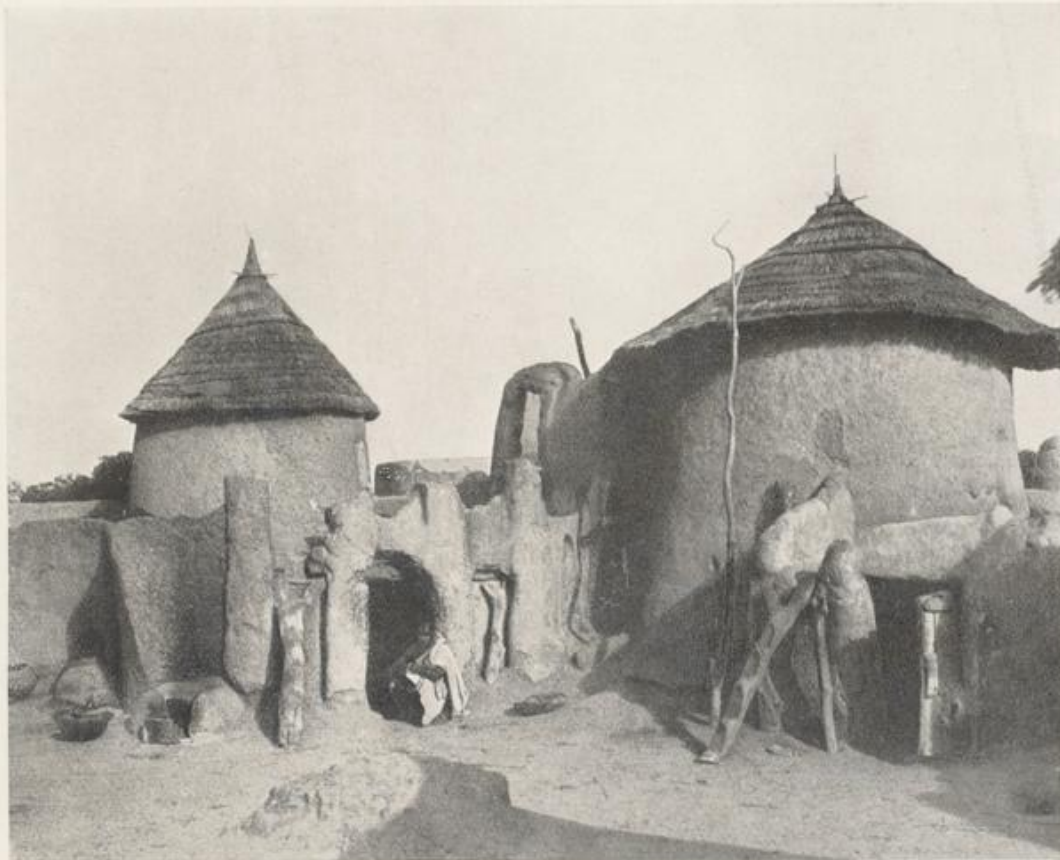
Architektur des syrtischen Kulturkreises im Sudan. Burg der Gurunsi im zentralen
Volta Becken. Man beachte den hohen Küchenabfallhaufen im Hintergrunde.

Fr. Nansen phot. DIAFE 1908



. TAFEL 85

Architektur des syrtischen Kulturkreises im Sudan. Eingang in eine Burg der Gurunsi.
Zentrales Voltabecken. Fr. Nansen phot. DIAFE 1908



TAFEL 86

Architektur des syrtischen Kulturkreises im Sudan. Auf den Dächern einer umfangreichen Burg der Gurunsi. Man beachte die Wandmalerei in der linken Ecke des Vordergrundes. Fr. Nansen phot. DIAFE 1908



TAFEL 87

Architektur des syrtischen Kulturkreises im Sudan. Burg der Gurunsi im zentralen
Voltabecken. Fr. Nansen phot. DIAFE 1908



TAFEL 88

Architektur des syrtischen Kulturkreises im Sudan. Burg der Gurunsi im zentralen
Voltabecken mit bemalten Hauswänden. Fr. Nansen phot. DIAFE 1908



TAFEL 89

Architektur des syrtischen Kulturkreises im Sudan. Burg der Gurunsi im zentralen
Voltabecken. Monumental bemalte Fassade mit gerundetem Einschlußportal.
Fr. Nansen phot. DIAFE 1908



TAFEL 90

Architektur des syrtischen Kulturkreises im Sudan. Burg der Gurunsi im zentralen Voltabecken. Inneres. Man beachte die Holzkonstruktion, die Verwendung des schmiegsamen Lehms und die gerundete, niedere Durchschlupftür. Nach Zeichnung von Fr. Nansen, DIAFE 1908 gez. v. H. Hagler.



TAFEL 91

Architektur des syrtischen Kulturkreises im Sudan. Bilder aus dem Formreichtum des
Burgbaues der Gurunsi (zentrales Voltabecken). Fr. Nansen des. DIAFE 1908



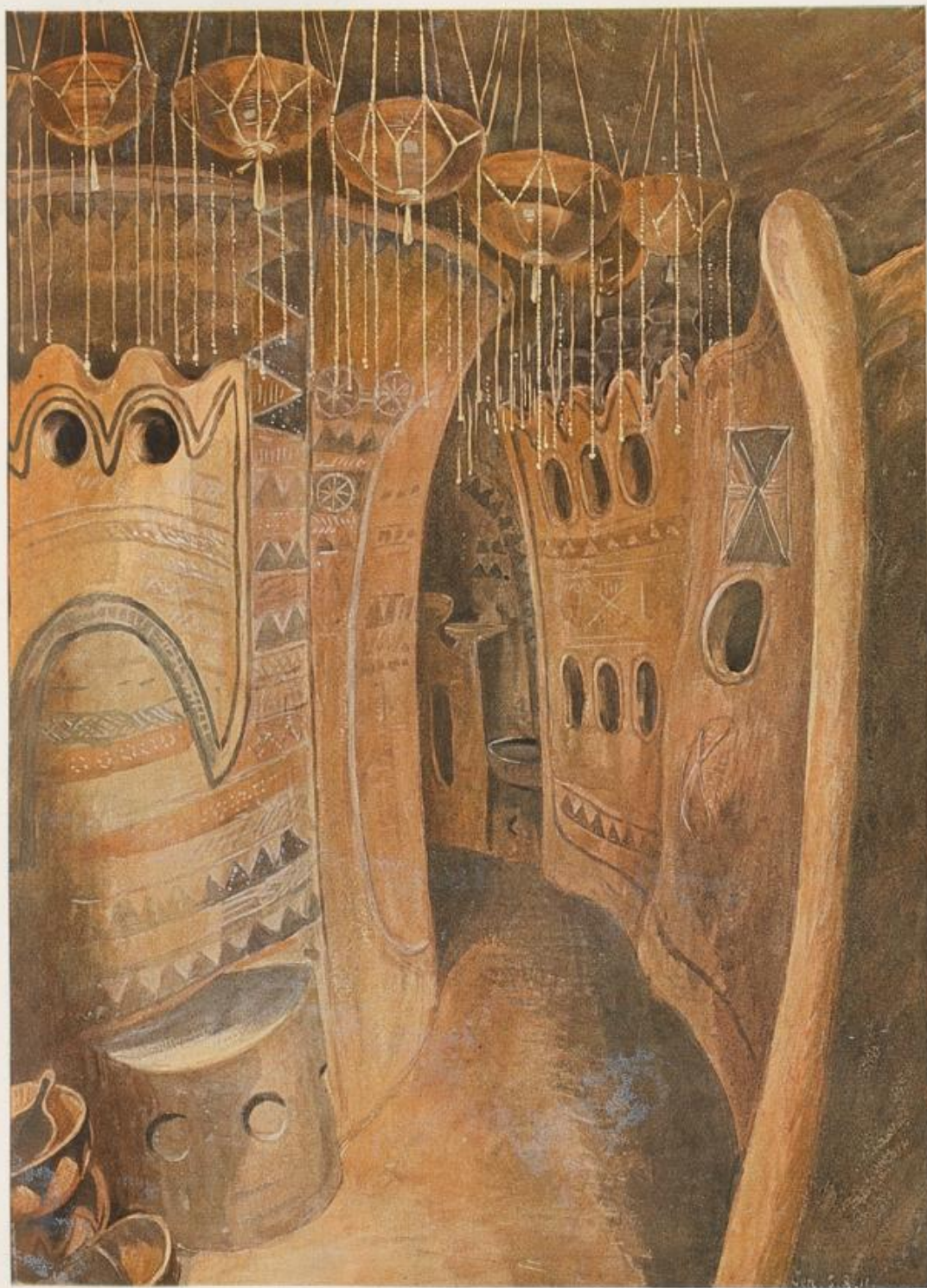
TAFEL 92

Architektur des syrtischen Kulturkreises im Sudan. Burg der Gurunsi im zentralen
Voltabecken. Fr. Nansen pinx. DIAFE 1908



TAFEL 93

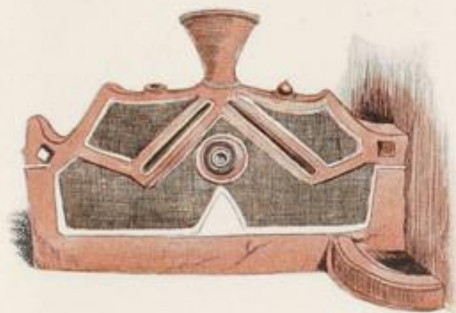
Architektur des syrtischen Kulturkreises im Sudan. Inneres eines Hauses in Djenn am englischen Benue. Höhe der Verwendung des schmiegsamen Lehms zu Doppelwänden und „Wandtaschen“. Bemalung der fast polierten Wände. Von der Decke hängen Kürbisschalen herab zum Schmuck. C. Arriens pinx. DIAFE 1911





TAFEL 94

Architektur des syrtischen Kulturkreises im Sudan. Lehmplastik und Wandbemalung im Farotale des nördlichen Kamerun. Oben: Bodenrelief und Saatbecken, unten Wandbemalung. C. Arriens des. DIAFE 1911



TAFEL 95

Architektur des syrtischen Kulturkreises im Sudan. In Lehm aufgeführte und bemalte Zwischenwände (zwischen Tür und Bett mit oben angesetzten Schalen. Farotal im nördlichen Kamerun. C. Arriens des. DIAFE 1911

TAFEL 96

Architektur der Städte des Sudan. Die ursprünglichen Hausformen der Stadt Timbuktu. Links das äthiopische Holzgerüstgebäude zur Wandbildung benäht mit Matten, zur Deckenbildung geschlagener Lehm. Rechts das hamitische Bienenkorbhaus mit Mattendeckung. L. Frobenius phot. DIAFE 1908



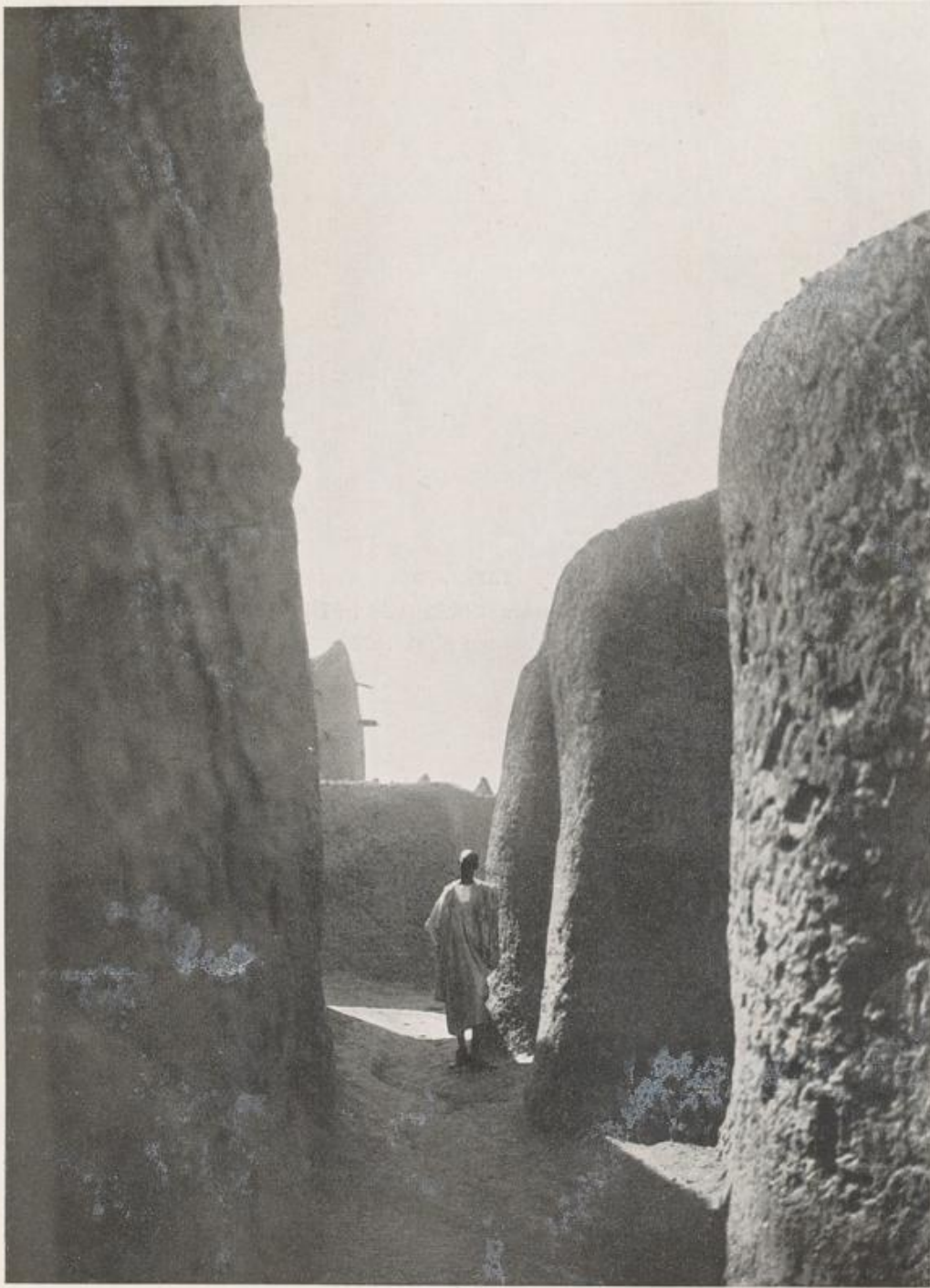
TAFEL 97

Architektur der Städte des Sudan. Die junge Luftziegelbauweise in Timbuktu. Das Haus,
in dem 1854 der deutsche Forschungsreisende Dr. Heinrich Barth, der wissenschaftliche
Entdecker Timbuktus, wohnte.



TAFEL 98

Architektur der Städte des Sudan. Straßenbild in Bamako am Niger. Im Hintergrunde
die Moschee. L. Frobenius phot. DIAFE 1907



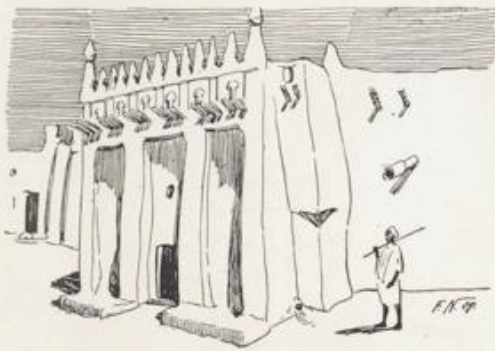
TAFEL 99

Architektur der Städte des Sudan. Straßenbild in Djenne am Niger-Bani
Fr. Nansen phot. 1908



TAFEL 100

Architektur der Städte des Sudan. Häuser in Djenne am Niger-Bani.
Fr. Nansen des. DIAFE 1908



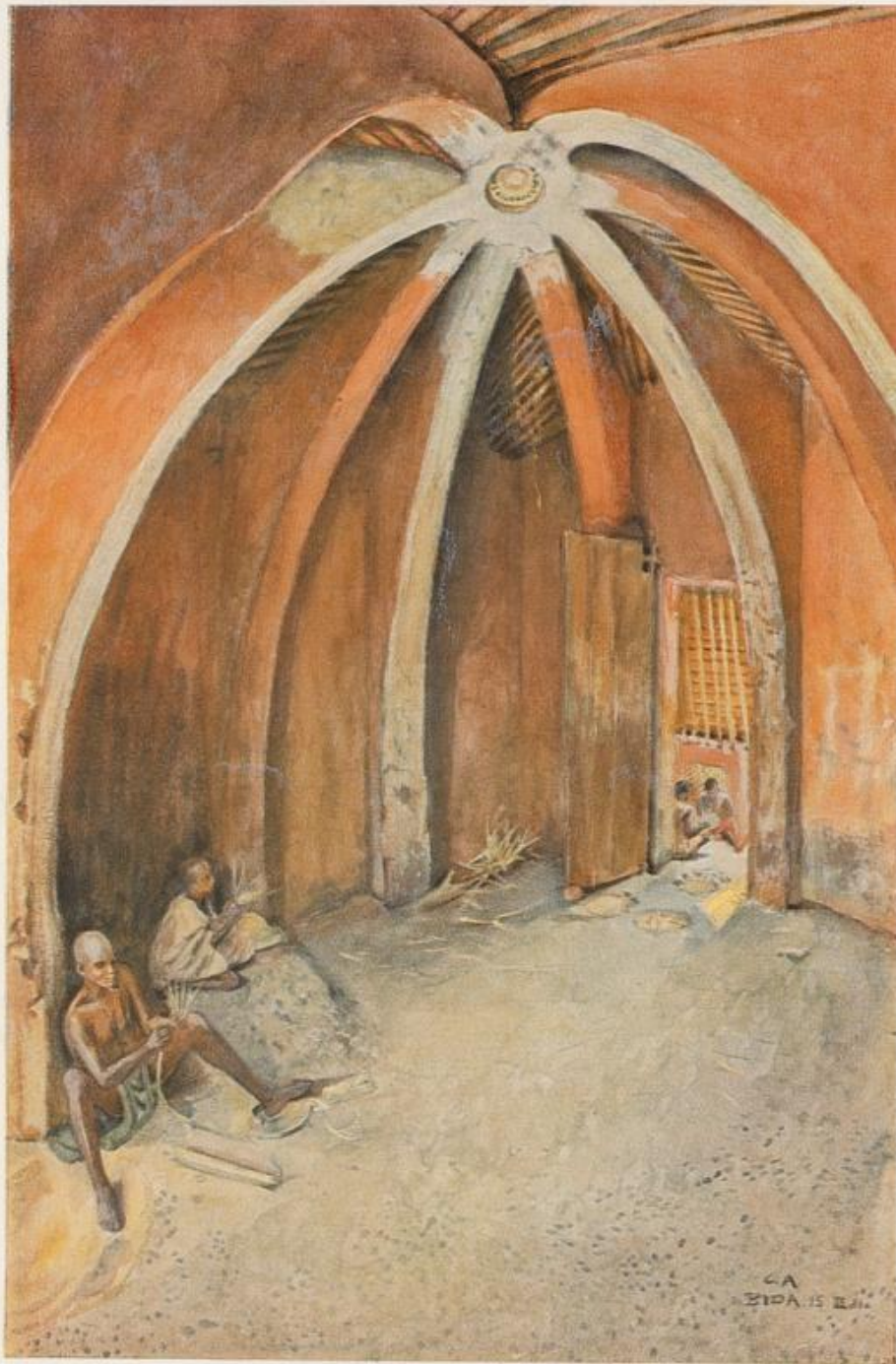
TAFEL 101

Architektur der Städte des Sudan. Der Tukul als Fürsten- und Torhalle. Katamba in Bida, Nupereich, Zentralsudan. Inneres siehe Tafel 102. L. Frobenius phot. DIAFE 1911



TAFEL 102

Architektur der Städte des Sudan. Inneres einer Katamba in Bida, Nupereich.
Äußeres siehe Tafel 101. C. Arriens pinx. DIAFE 1910





TAFEL 103

Tempelbau im Sudan. Alte Formen des syrtischen Kulturkreises. Tempel des Warabundes in Sangaradugu, Banigebiet. Nach Originalskizze von Hugerishoff. DIAFE 1908
gez. v. H. Hagler



TAFEL 104

Tempelbau im Sudan. Alte Formen des syrtischen Kulturkreises. Tempel des Konebundes in Tumana, Banigebiet. Nach Originalzeichnung von Hugerhoff. DIAFE 1908 gezeichnet von H. Hagler.



TAFEL 105

Tempelbau im Sudan. Alte Formen des syrtischen Kulturkreises. Tempel des Konebundes in Sangaradugu, Banigebiet. Nach Originalskizze von Hegershoff. DIAFE 1908 gezeichnet von H. Hagler.



TAFEL 106

Tempelbau im Sudan. Alte Formen des syrtischen Kulturkreises. Tempel des Djarra-
bundes der Pomporo in Fugula, Banigebiet. Nach Originalskizze von Hegershoff.
DIAFE 1908 gezeichnet von H. Hagler.

TAFEL 107

Tempelbau im Sudan. Die christliche Kirche von Zazega im nördlichen Abessynien.
Vergl. Grundriß und Schnitt Textabbildung S. 115. M. Passarge phot. DIAFE 1915



TAFEL 108

Altes Christentum in Afrika. Das Tabot oder Allerheiligste aus einer Kirche Abessyniens.
Vergl. Textabbildung S. 118. Stuttgarter Museum für Völkerkunde.





TAFEL 109

Altes Christentum in Afrika. Silberne Trommel aus einer abessynischen Kirche. Das abgerollte Muster siehe Textabbildung S. 119. Stuttgarter Museum für Völkerkunde.



TAFEL 110

Altes Christentum in Afrika. Das christliche Kreuz als Symbol alter Dynastien in Nupe,
Zentralsudan. Alte Schale mit dem Sarra oder Starra genannten Kreuz. Sammlung der
DIAFE 1912

TAFEL 111

Tempelbau im Sudan. Islamische Moschee in Kete Kratschi, westlich Zentraltogo.
Man beachte den Muezin, der aus einer Dachluke zum Gebet ruft.



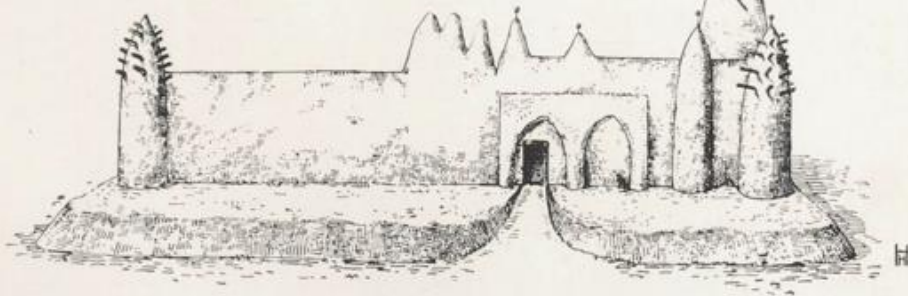
TAFEL 112

Tempelbau im Sudan. Islamische Moschee in Sansannu Mangu, Nordtogo.



TAFEL 113

Tempelbau im Sudan. Islamische Moscheen im Westen des Sudan. Von oben nach unten :
1. Moschee von Sansanding am Niger (von zwei Seiten), 2. Moschee von Dengekorro
im Banigebiet (von zwei Seiten), 3. Moschee von Arakay in Gurunsi, 4. Moschee
von Segu Korro am Niger (von zwei Seiten) und 5. Moschee von Nyenyeke im Bobo-
Mossiübergangsgebiet. Nach Photos und Skizzen von L. Frobenius, R. Hugerhoff und
Fr. Nansen. DIAFE 1906 gezeichnet von H. Hagler.



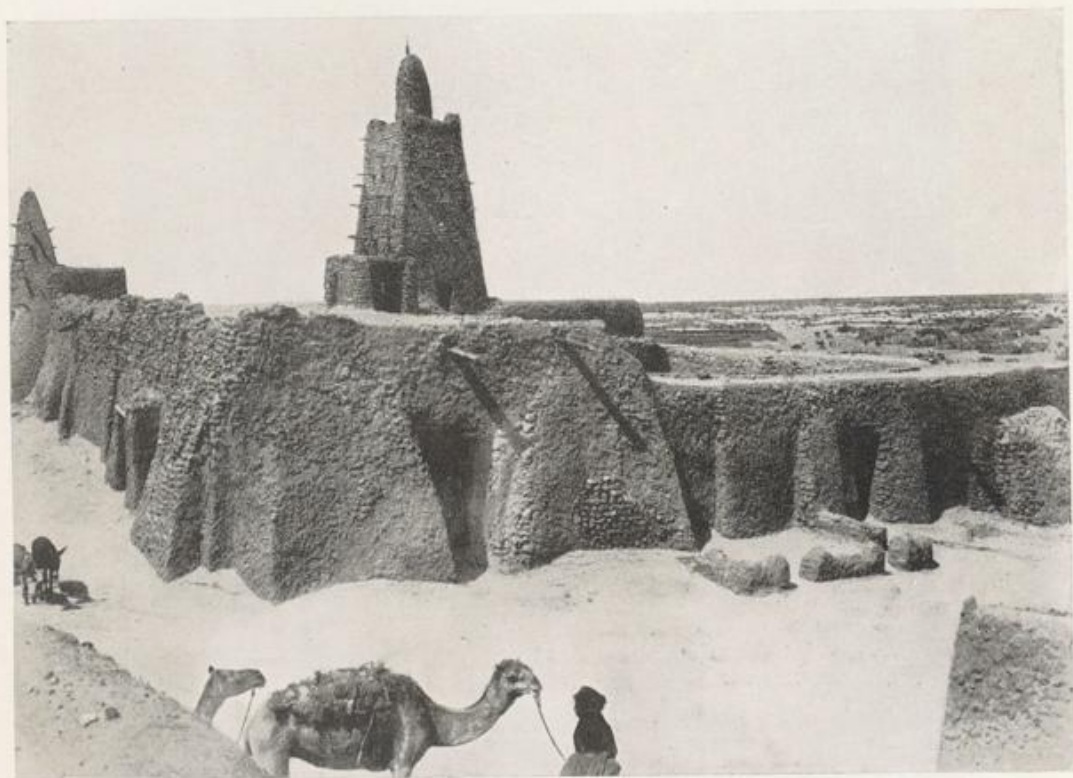
TAFEL 114

Tempelbau im Sudan. Moscheen am oberen Niger. Fassade der Moschee von Nyamina.
L. Frobenius phot. DIAFE 1908



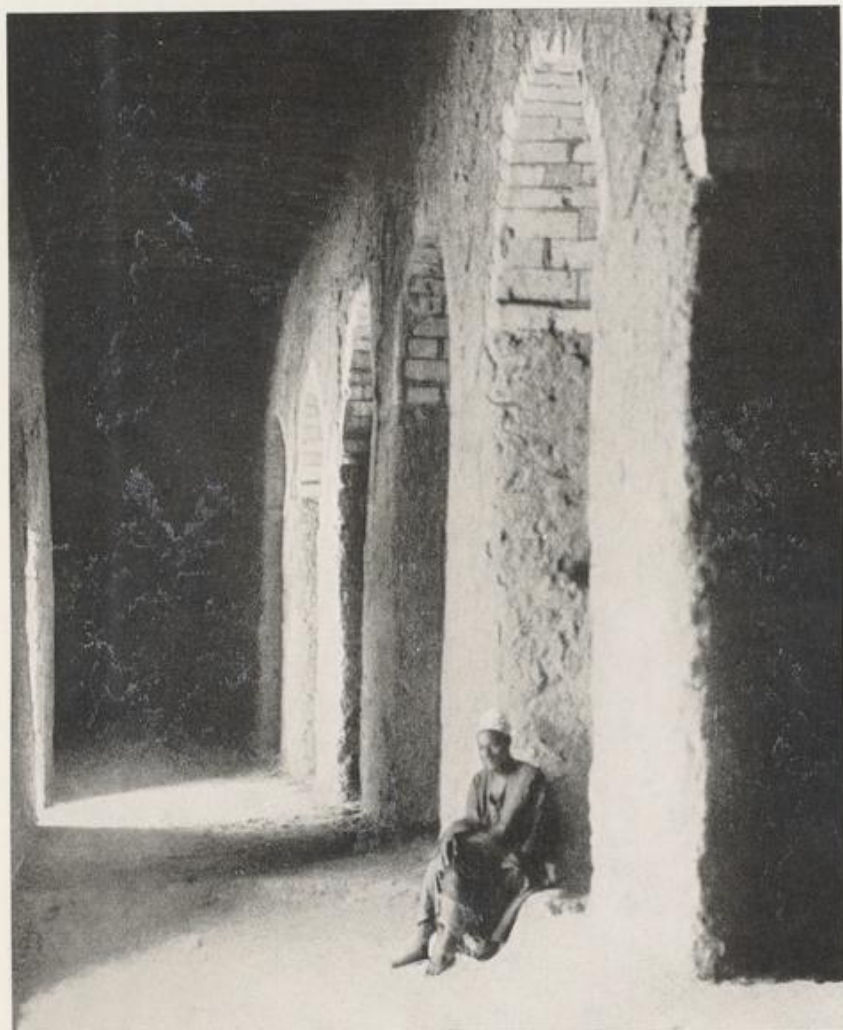
TAFEL 115

Tempelbau im Sudan. Die größte unter den Moscheen jener Länder in Timbuktu,
erbaut 1355 nach Chr. Das Innere siehe Tafel 116. L. Frobenius phot. DIAFE 1908



TAFEL 116

Tempelbau im Sudan. Inneres der Dingiray Beer in Timbuktu. Vergl. Tafel 115. Die
Bogen sind aus Steinsalz. L. Frobenius phot. DIAFE 1903





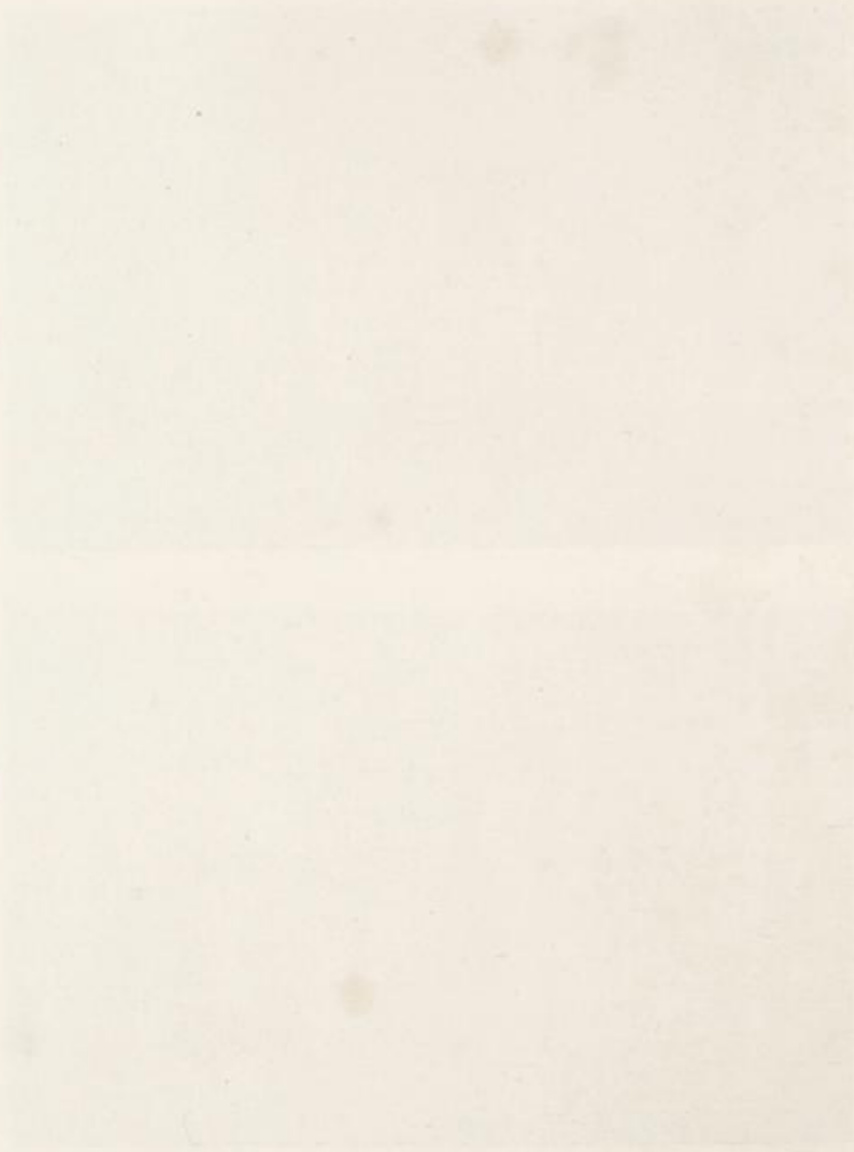
TAFEL 117

Spuren alter Kulturwanderungen im Sudan. Altnubische Metallgefäße in Treibarbeit
aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Sammlung der DIAFE 1911



TAFEL 118

Spuren alter Kulturwanderungen im Sudan. Altnubische Metallgefäße in Treibarbeit
aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Sammlung der DIAFE 1911



H Y L Ä A



EPIGONENKUNST DER ATLANTISCHEN KULTUR IN YORUBA

Allangiddi, Spielpuppen der Yorubamädchen, die pietätvoll bis in das höchste Alter aufbewahrt werden. — Beachte die formale Ähnlichkeit mit den Brettchenidolen der alten Mittelmeerkulturen. C. Arriens del. (DIAFE 1910)

HOLZ UND HYLÄA

(Hierzu Tafeln 119—121)

ALS im Verlaufe des vorigen Jahrhunderts eine wissenschaftliche, verhärtete, chthonische Anschauungsweise auch in Deutschland mehr und mehr die Betrachtung der „Materie“ beherrschte, mußte das steinerne Monument immer mehr zum Maßrecht, zur Höchstwertung gelangen. Die in Stein gemeißelten Zeugnisse sollten länger halten, tiefer hineinreichen in die Fiktionen einer Unsterblichkeit und einer Ewigkeit als das Lebendige, das Leben. Dem Verhältnis seiner Haltbarkeit folgte in der Reihenfolge der Wertschätzung nach der Dauerhaftigkeit das Metall.

Das Holz aber, das so leicht der Fäulnis und dem Gewürm anheimfällt, sank so schnell in der Achtung, daß alle aus fernen Zeiten der Vergangenheit zu uns herüberlebenden Zeugnisse dem historischen Sinn unsichtbar blieben. Diese Art zu betrachten wurde blind gegen jeden im Metaphysischen wurzelnden Lebensinn, auch dann, wenn einfache Überlegungen auf ihn hinwiesen.

Zum Beispiel dieses:

Eine Gruppe von Felsbildern steht in Stein geschnitten hochaufgerichtet da. Sturm, Flut, Getier und Pflanzenwuchs vermögen ihnen auf Generationen nichts anzuhaben. Die Hand des Künstlers mag längst zerfallen sein. Die Werke leben, und wenn ihr Dasein nicht die Eigenschaft der Anregung zum Nacheifern entwickelt, bleiben sie einsam, ihrem Sinn genügend auf Generationen hinaus. Gerade in ihrer Monumentalität liegt ein Drang zur Vereinsamung. Wenn sie genügen, liegt jedenfalls kein äußerer Zwang vor, weitere Felsbilder an ihrer Seite einzumeißeln. Je fester und haltbarer das Material, desto geringer der Sinn für Erneuerung, desto weniger geht von ihm die Erziehung

jüngerer Generationen zur Kunstausübung aus, desto schwächer sind die Ausichten auf ein Fortleben der Technik.

Anders verhält es sich mit einem vergänglichen Material, wie dem Holz. Der Wald, der Baum, das Holz wachsen da am üppigsten, wo auch seine größten Feinde leben und wirken: Regen und Getier. Gerade da wird der Mensch am stärksten zur Holzarbeit angeregt. Solche Werke sind sehr vergänglich. Sie sind zerbrechlich, sie sind dem Feuer ausgesetzt, sie werden vom Gewürm zerfressen. Holzgerät zwingt zur ständigen Erneuerung, zur technischen Erziehung auf lange Dauer und in größerem Kreise. Eine Gruppe monumentaler Felsbilder kann einer großen Gemeinschaft auf viele Generationen genügen und noch lange bestehen, nachdem sein Sinn im Bewußtsein der Menschen und die letzten zur Ausführung durch technisches Können Fähigen zu Staub geworden sind. Holzwerk will erneuert werden, wird von vielen geübt, erzieht zur vielseitigen Betätigung von Generationen erbgemäß geübter Technik. Stein drängt in der Kunst zur Monumentalität, seine eigene Dauer zur Vergänglichkeit der Kunst. Holz dagegen erzieht zu Vielseitigkeit und Dauer der Künstlerschaft. Hunderte von Jahren, nachdem eine Maskenform zum ersten Male geschnitzt wurde, nachdem sie zu Moder wurde, können noch Menschen leben, die ihrer Nachkommenchaft Masken von ihrer Art schnitzen und benutzen, — gerade weil die Einzelne so vergänglich ist. So aber kommt es, daß in solchem Sinne eine gestern geschnitzte Holzfigur in Wirklichkeit älter sein kann als eine vor Jahrhunderten ausgeführte Steinarbeit.

Im Holzwerk wiederholt sich also die Natur des Waldes, des Baumes. Der „eine“ stirbt, sein Leben besteht fort im Geschlecht. Das einzelne Werk zerfällt, das Werk selbst aber ist Gestalt gewordene Idee; die Idee ist beständig. Die Form lebt nicht als Einzelform, sondern als Ausdruck einer Idee, die sich unbegrenzt auswirkt. Daß in dieser Auswirkung Tendenzen verschiedenster Art, der Degeneration wie des Aufstieges, der Verarmung wie der Bereicherung zu beobachten sind, — auch das ist homolog der Natur des Baumes, des Holzes, des Waldes.

Zwei Arten der Baumbedeckung zeigt der afrikanische Boden. In den meisten Gefilden der Sahel und der Zega lebt der Baum nur zerstreut, zuweilen zusammengedrängter, mehr aber zur Vereinzelung neigend. In der Pflanzendecke der Zega tritt der Baum vor dem Kraut und vor dem Gebüsch zurück. Demgegenüber ist die Hyläa der geschlossene Urwald; Hyläa bedeutet übermächtige Herrschaft des Baumes über den Busch, Unterdrückung der Kräuter. In der Zega ragt das Kraut frei gen Himmel, kann den Keimpol mächtig entwickeln und bietet dem Menschen daher allerhand Körner und Getreidearten. In der Hyläa behindert das Geschlecht der Baumriesen die Entwicklung der Kräuter nach oben, so daß diese gezwungen sind, ihren Wurzelpol zu entwickeln, und so werden die Bewohner der Hyläa und der hyläischen Umwelt zu Knolleneffern. In



ALTERYTHRÄISCHE KULTURSYMPTOME

43. Die Baubaufornen der Rauchpfeife — 44. Bogen mit geschläufter Bambus- oder Rotangsehne (echarpe Beschnung) —
45. Die hölzerne Schlitzpauke

der Zega aber ist der Baum andererseits ein schattenpendender Freund der Menschen, die ihn gern bei ihren Siedlungen anpflanzen und sein Dasein verehren. Die Hyläa fucht der Mensch als Wohngebiet nicht gern auf. Sie ist ein Zufluchtsort, eine Stätte für Verdrängte oder Abgewanderte. Es ist schwer, sich darin eine Heimat zu schaffen. Gelingt es aber erst einmal, dann bietet die Hyläa guten Schutz, — so guten Schutz, daß der Mensch vielfach die Widerstandskraft gegen Ungewohntes einbüßt und daran zugrunde geht.

In der Hyläa herrscht das Phänomen der ständigen Erneuerung der Materie. In der Hyläa ist das tellurische Prinzip bis zur Kraft der Vernichtung verkörpert. Urwaldriesen stürzen, Schlinggewächse umklammern sie. Gewürm zerstört beide. Aus der Verwesung sproßt neues Leben, schießt empor und frißt sich, kaum entstanden, schon in das ältere hinein, um es bald ganz zu verschlingen. Lianen vernichten Baumriesen, Würmer Lianen, bis ein Gigant, im Verfeiden hinftürzend, Hunderte und Taufende kleiner Lebewesen vernichtet, — andere rächend, selbst aber im Vermodern Hunderten und Taufenden kleiner Lebewesen, Millionen und Milliarden kleiner Lebenszerstörer Nährboden bietend.

Die Hyläa ist in Verbindung mit der Erde wie die Außenseite eines vollgefogenen Schwammes. Ein unendlich verzweigtes Netz von Quellen, Bächen, Flüssen und Strömen im tieferen Lande, von Sümpfen und Moräften im höheren, das ist die Heimat der Hyläa. Der Strom, der durch die Zega fließt (Tafel 61), bietet mit feinem Steigen und Fallen die Fruchtbarkeit eines Mesopotamien. Auf seinen Ufern haften Reis- und Kornkulturen, erstehen hohe Kulturblüten. Für die Kultur der Zega bedeutet dieser Strom alles und seine Auswirkung erstreckt sich auf Hunderte von Kilometern in das flache Land hinein.

Der Strom der Hyläa bedeutet aber zunächst nichts anderes als: Hauptader der Ent-

wässerung des übervollen Schwammes, des hundert- und tausendfach verzweigten Netzes von Quellen, Bächen und Flüssen, an deren Talböschungen der das Wasser aufsaugende und zusammenhaltende Urwald aufragt.

Wir wissen bisher von keiner Kultur, die sich in dieser Hyläa Afrikas gebildet habe. Wir kennen nur Kulturen, die sich in sie als in eine schützende Wildnis gerettet und solche, die dieser Wildnis Boden abgerungen haben. Die Hyläa ist zunächst im entgegengesetzten Sinne zur Sahara der Feind der Kultur.

DIE HYLÄA ALS ZUFLUCHTSSTÄTTE

(Hierzu Tafel 122—127)

In geologisch nicht so sehr weit zurückliegender Zeit dürfte der größte Teil Mittelfrikas von der Hyläa bestanden gewesen sein. In langsamer Drehung um seine Längsachse bewegt sich der Erdteil, hebt sich die Ostküste, senkt sich die Westküste. Heute ist die Ostküste Steppenland, Zega; die Westküste war aber bis vor noch nicht lang verstrichener Zeit Hyläa, eine Hyläa, durch die einige Savannenzugänge zur großen nördlichen und östlichen Zega hinaufführten. Da der bis an die Küste heranreichende Urwald (wie wir aus der Erfahrung in anderen Erdteilen wissen) als eine unendlich schwer zu durchbrechende Barriere den Zugang zum Erdteil so gut wie verschließt, so war also Afrika von alters her von Osten zugänglicher als von Westen. Alle von der Seite der Erythräa (Rotes Meer und Indischer Ozean) kommenden Kulturen hatten es verhältnismäßig leicht, den Erdteil zu erobern. Alle von der atlantischen Seite kommenden Kulturen hatten sogar um schwache Haftung schwer zu ringen. Es ist nach unserem Wissen zu keiner Zeit anders gewesen. Jahrhundertlang versuchten die europäischen Kolonisten vergebens, von der Westseite aus vorzudringen. Die eigentliche Erschließung des Erdteils erfolgte nach verhältnismäßig kurzem Kampfe von Osten und Norden her.

Wie ein urzeitliches Riesenwesen liegt diese Hyläa im Westen Afrikas. Gleich Frühlingsströmen gegen den Gletscher branden seit Tausenden von Jahren die Kulturwellen von Norden, Osten und Süden gegen ihre gigantische Urkraft. Unter solchem Druck schwindet die Hyläa langsam, aber merklich. Der Hauptfeind der Hyläa ist der Steppenbrand, den die Bewohner der Zega alljährlich zur Jagdzeit entzünden. In ihren Randgebieten ist die Hyläa auf tief eingeschnittene Täler, an deren Böschungen und auf deren Sohlen sie sich noch erhalten kann (Galeriewaldungen), angewiesen.

Aber wie auch der europäische Wald die Zufluchtsstätte von allerhand Getier wurde, sobald der Mensch seine Felder- und Wiesenwirtschaft ausdehnte, so zogen sich in die Hyläa zu allen Zeiten gern Völker und Kulturreste zurück, die anstürmenden jüngeren



MITTELERYTHRÄISCHE KULTURSYMPTOME
(Gemeinsamkeit der Nord- und der Süderägyptischen Kultur)

46. Der Hase als Fabelheld — 47. Die Kegeldachhütte — 48. Die Beamtenhierarchie mit den 41 Erzbeamten

Kräften in der Zega nicht Widerstand zu bieten vermochten. Am berühmtesten sind jene Pygmäen, die zu Herodots Zeit anscheinend noch in nördlichen Sumpf- und Flußgebieten lebten, deren Existenz im Urwald Schweinfurths Zeugnis zum ersten Male wissenschaftlich bestätigte, die die nächsten Verwandten der Felsbilder malenden Buschmänner der Sahara sind und von deren Bildmagie ich oben berichtete. Diese Pygmäen sind überall Träger der gleichen Kultur, haben überall den gleichen Hüttenbau (hamitischen Bienenkuppelbau, Tafel 122) und sind ziemlich ebenmäßig über den Urwald verbreitet.

Nächst den Pygmäen fällt als weitere Gruppe die Pfahlbauerschaft auf, die sich von der äthiopischen Kultur abzweigte, durch jüngere Kulturströmungen aus der Steppe verdrängt. Besonders am Südrande des Kongowaldes und in den südlich darin gelegenen ebenso schwer zugänglichen Sumpfgebieten sind ihre Reste in weiter Verbreitung gut erhalten. (Vgl. Tafeln 124—126; hierzu Nr. 8 auf Textfigur S. 89; Tafel 127.)

Diesen beiden Erscheinungen der Zersplitterung und Auflösung, der Degeneration und der Isolierung steht eine dritte, ganz andersartige gegenüber: eine ganze Kulturgruppe, die abgerundet und geschlossen einst an der Ostküste des Erteiles gelandet und dann als Einheit in den Urwald gedrängt worden sein muß. Wir nennen sie heute die alterythrische. Sie ist charakteristisch durch eine Architektur, durch eine ganz besondere Bogenform (echarpe Bogen, vgl. „Kulturbilder aus dem Westsudan“, 1910), durch Schlitzpauke und entwickelte Trommelsprache, durch Kultur des Schweines und der Banane. Gerade letztere ist für die Zeitbestimmung der Einwanderung dieser Kultur von großer Bedeutung. Dr. Bernhard Struck hat hierüber eine wichtige Arbeit in Vorbereitung, der ich nicht vorgreifen möchte. (Im übrigen Kartenkizzen S. 129.)

Diese alterythrische Kultur nimmt in diesem Teile insofern unser ganzes Interesse in Anspruch, als sie schon über eine ganz hervorragende Kunst in der Holzschnitzerei ver-

fügt und einige ihrer Schöpfungen, so vor allem die Trommelsprache, infolge ihrer eminenten Entwicklung auf außerordentlich hohes Alter schließen lassen, eine Angelegenheit von großer Bedeutung in dem Augenblick, in dem die Priorität einer Technik und Materialverwendung im chronologisch-typengeschichtlichen Aufbau der Gesamtkultur in Frage gezogen wird.

DIE WELLEN VON OSTEN. ERYTHRÄISCHE KULTUR

Soviel vom Urwald, der heute eine Zufluchtsstätte untergehender Kulturform wurde und der doch selbst ein nach Westen gedrängtes Kind einer Urzeit ist, — einer Urzeit, der die menschenähnlichen Affen angehören, — einer Urzeit, in der Dickhäuter keine Ozeane oder auch nur Meeresarme zu durchqueren brauchten, um von Asien nach Afrika (oder umgekehrt) zu gelangen.

Demgegenüber die anschwellenden Wellen jüngerer Kulturfröme, die vom Rand des Erdteiles aus auf der Zega und von ihr aus gegen die Hyläa anbrandeten. Von der vom Mittelmeer her eingefallenen fyrtilichen Bewegung sprachen wir schon. Nun die bedeutendste, die stärkste und entscheidendste, die am häufigsten wiederholte, die niemals ganz abgebrochene Brandung, die erythräische! Und zwar aus dieser Brandung nicht jene sehr alte, die wir eben erwähnten, die mit archaischem Holzgerät weither von Osten über das Meer kam, auch nicht jene jüngste, die als Araberhorden oder als Geezsprechende oder als neuindische nicht allzuweit in das Innere vordrang, — nein, jene gewaltige Welle, die ihre Vorgängerin, die alterythräische, in den Urwald drückte und deren Wucht und Stärke heute noch so gewaltig ist, daß die Nachdringenden in ihrem Rücken nur kleine Kräufelungen erwirkten; ich meine die mittelerythräische Kultur. Unter allen unseren Kartogrammen historischer Kulturbewegung in Afrika wiederholt sich kein einziges so häufig wie: eine breite Fläche an der Ostküste vom Nil bis zum Sambesi, also in der Richtung Nord Süd, ziemlich eng anliegend am erythräischen Gestade, in zwei Zungen nach Westen den Erdteil durchdringend; im Norden bis zum Senegal (die Variante norderythräische Kultur). Diese beiden Varianten zeigen untereinander Verschiedenartigkeiten, die aber an Zahl wie an Bedeutung weit zurückstehen gegenüber der inneren Übereinstimmung und Einheitlichkeit. Für solche Einheit legen Zeugnis ab die gleichmäßig auf diesem Gebiet vordringenden Kegelhütten, die einheitliche Verbreitung des Hasen oder Kaninchens als Fabelhelden (entsprechend unserem Reinecke oder Fuchs; in der hamitischen Kultur nimmt der Schakal diese Stellung ein, im atlantischen Kulturkreise Spinne, Schildkröte, Buschböckchen, nach Südosten zu

„Kabundji“), das Hervortreten bestimmter Körnerfrüchte, Haustiere usw. Vgl. Karten S. 151.

Aber keines unter allen diesen Symptomen ist so eigenartig, so einschneidend, bedeutungsvoll und vielfagend wie die diesem mittelerythrischen Kulturkreis eigene Staatsform, die in unendlich vielen kleinen Spielformen zutage tritt, aber auf einem sehr tief wurzelnden Gedanken beruht. Aus einem Gegensatz wird das klar werden. Im großen und ganzen sind die Gebiete, über die die mittelerythrische Kultur hinzog, auf der sie festingenistet, im neunzehnten Jahrhundert noch wohlgefällige und leicht erkennbare Gestalt hatte, Heimatboden der äthiopischen Kultur. Die sozialen Zustände der äthiopischen Kultur wurden oben (S. 71 ff) skizziert. Überall kleine bäuerliche Sippen. In allem Selbsterzeuger. Einziger Beruf: der Schmied. Uneingeschränktes Regiment des Sippenältesten, keine Hierarchie, keinerlei Stammesverbände, keine Märkte. Landbau ist die allein entscheidende Wirtschaft. Einzige mögliche Bezeichnung für den sozialen Zustand: patriarchalische Anarchie. — Niemals wäre ein klassischer Philosoph auf den Gedanken gekommen, diese Gemeinschaften mit dem Begriff eines Staates in Zusammenhang zu bringen. Im Sudan und auch auf der Zega ist diese soziale Verfassung noch in großen Gruppen anzutreffen, die überall als Zerfplitterte, Zerstreute, Isolierte zwischen Stärker-verbundenen, Stämmeumschließenden, Staatenbildenden wohnen. Für den Sudan stellte ich sie als Tieffudaner den Hochfudanern gegenüber.

Von diesen stärker verbundenen, stämmeumschließenden, staatenbildenden Völkern des Sudan wurden bisher nur Träger der ägyptischen Kultur, der in Kastern gegliederten, Adel und Helden verehrenden und befangenen Völker erwähnt. Der größere Teil der Hochkulturen gehört der mittelerythrischen an. Diese mittelerythrische Kultur kennt nicht den Helden, nicht den Barden, ebensowenig wie die ägyptische Staatenbildung das kennt, was die mittelerythrische vor allem auszeichnet: ein Beamtentum, eine Beamtenhierarchie. Das ist wieder ein scharfer, unüberbrückbarer, nur aus dem Hervorgehen aus den zwei vollkommen verschiedenen Quellen verständlicher Gegensatz.

Diese Beamtenhierarchie ist stets gekrönt durch vier Erzbeamte, denen sich eine oft außerordentlich fein gegliederte Abstufung von ressortmäßig Amtierenden anschließt bis herab zum Marktaufseher, Henker und Hofnarren. Die vier Erzbeamten haben im allgemeinen große Ähnlichkeit mit denen mittelalterlicher Reiche: Truchseß, Mundschenck, Marschall, Kämmerer. Hier aber, näher der Quelle langer Entwicklungsläufe lebt noch Ursprünglicheres. Hier sind diese Erzbeamten noch näher verbunden mit anfänglicher Sinngebarung; nämlich in jedem Staate waren sie Lehnsherren der vier Weltgegenden des Reiches, Fürsorger für das Wohl und Wehe des Staates und ganz primär auch entscheidend für Thronbesteigung und Tod des jeweiligen Königs.

Ursprünglich war nämlich diese mittelerythraische Staatsform wohl gekrönt durch ein Königtum; die Inhaberschaft dieser Macht war aber gebunden an eine bestimmt befristete Reihe von Jahren. Nach Ablauf dieser Frist wurde der König dann getötet und zwar ursprünglich durch die vier Erzbeamten, die auch seinen Nachfolger bestimmten. — Den tieferen Sinn dieses rituellen Königsmordes vermögen Menschen einer materialistischen Zeit, einer irreligiösen Periode kaum mehr zu verstehen. Ein solches Königtum erscheint uns als etwas barbarisch Fremdes. Und doch handelt es sich in ihm um eine gewaltige, eine ganz große Angelegenheit. Denn die Aufgabe des Königs war es nicht, als menschlicher Herrscher auf Erden zu regieren, sondern sich auf Gottmäßigkeit, auf eine Fürsorge aus dem Jenseits heraus vorzubereiten. Schon zu Lebzeiten war der König Gegenstand einer Imagination. Er durfte nicht gesehen werden, durfte nicht erblickt werden bei menschlichen Genüssen, mußte die eigene Schwester oder gar Tochter heiraten, um die Erhaltung des Götterblutes in den Adern seiner Nachkommen und Nachfolger zu sichern. Nach seinem Tode forgte er als Gott für das Wohlergehen des Volkes.

In alledem liegt etwas unendlich Schroffes, Starres, Herbes, Hartes. Der Gedanke als solcher ist fast menscheitentrückt, greift mitten hinein ins „Jenseits des Naturgeborenen“ und bedeutet Größe. Als Sitte ist der rituelle Königsmord, seitdem Diodor ihn uns für das obere Nubien geschildert hat, bis in unsere Tage in Übung. Aber an Gewalt und schicksalsübertrumpfender Starrheit müssen wir bis in die Zeit der Entstehung einer Osirisreligion zurückgreifen, um solches aus dem Innern herauf als keimendes Ersterlebnis zu erfassen. Um solche Entwicklung an der Wurzel zu packen, heißt es, nach Osten hin Afrika zu verlassen. An der dem östlichen Afrika gegenüber gelegenen Küste Vorderindiens herrschte vordem auch der rituelle Königsmord. Ostafrika, Südarabien, Westvorderindien stellen die Meeresküsten der kuschitischen oder besser kaschitischen Kultur dar. Hier überall war vordem die gleiche Variante des Matriarchats heimisch. Aus Südarabien, der Heimat des Persea, kam der Weihrauch. Die beginnende Aufhellung der urgewaltigen südarabischen Kultur, als Zentralboden kuschitischer Kultur, wird noch viele Überraschungen bieten. Aus diesem Becken quoll die mittelerythraische Kultur, befruchtete, nachdem sie in Ostafrika Fuß gefaßt hatte, Altägypten von Süden her und drang westwärts vor bis zum Senegal.

Durch diese Herkunft wird die Starrheit, Härte, Tiefe, Fülle der mittelerythraischen Kultur verständlich. Hieraus erschließen sich viele Rätsel afrikanischer Kulturfinnes und der Lebensformen Ägyptens.

Man vergißt so leicht, daß Ägypten auf afrikanischer Erde liegt und hat nie genügend beachtet, daß Ägypten als Kultur stets aufnahm — auch von Süden her — und seinem Stil einlebte, — nie aber wesentlich gab.



ATLANTISCHE KULTURSYMPTOME

49. Atlantische Dörr- und Sargbestattung — 50. Bogen mit über die Holzenden verlaufenden Sehnen (frontale Besehung) —
51. Die Frau flicht die westafrikanische Matte

DIE WELLE VON WESTEN. DIE ATLANTISCHE KULTUR

(Hierzu Tafel 128—135)

Wer die diesem Werke beigegebenen Kärtchen der Verbreitung einzelner Kultursymptome und ihres summarischen Auftretens durchflieht, — wer dazu bedenkt, daß dieses hier doch nur ganz wenige Beispiele aus Hunderten sind, der muß mit Staunen über die Großartigkeit und Struktur dieser Kulturorganismen erfüllt werden. Das Zufällige der Kulturerfcheinungen schwindet. Als selbständige Bauten erheben diese Kulturbildungen ihre Firfte aus der Nacht verfloffener Jahrtausende in das Licht unserer Tage.

Jede ein Stil: die fyrtische Kultur mit ihren Bardengefängen, ihren Burgbauten, Kastengliederungen; die mittelerythräische mit ihrem starren Beamtentum, ihrem rituellen Königsmord, ihrer feingliedrigen Staatsform, und nun die dritte, die atlantische, mit ihrer Götter- und Priesterhierarchie.

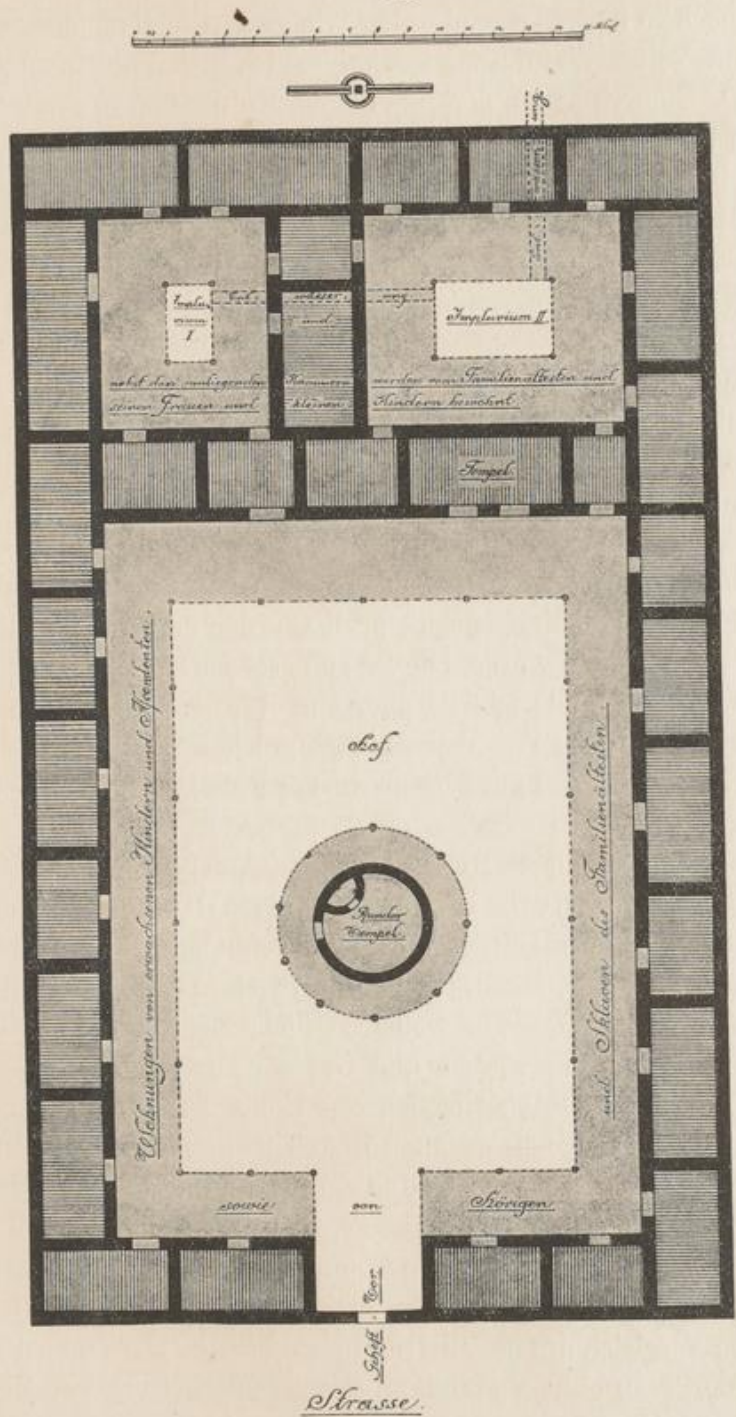
Denn diese Symptome sind für die atlantische Kultur die leitenden. Die Religionsysteme der Mittelerythräer wurden mehrfach überdeckt, verwickelten bis zur Schwererkennbarkeit unter jüngeren Schichten, unter Islam, ja unter Christentum. Nur am Altägyptischen läßt sich hier — allerdings ausgezeichnet — gut erkennen, welche eigenartige Gedanken- und Götterwelt einst an den Ufern des erythräischen Meeres lebte. Dagegen ist die atlantische Götterlehre gut erhalten, besser als bei irgendeinem der sogenannten Naturvölker und noch besser als unter den Naturvölkern der alten Welt. Sie ist in fast ungestörter Reinheit erhalten bei den heutigen Yoruba an der Nigermündung, ist ohne allzu große Schwierigkeit westwärts bis zur Goldküste nachweisbar und findet nach Süden hin ihre allerdings arg vernichteten Ausklänge in der Gliederung der Priesterschaften der Kongogebiete. Die Götterlehre dieses Gebietes ist rein atlantisch, d. h. sie lagert nur an der atlantischen Küste des Erdteiles und hat anscheinend niemals die Ostküste erreicht.

Die äußere Wohnstätte atlantischen Götterdienstes muß auch dem ahnungslosen Fremdling auffallen. Im Gegensatz zu dem allgemeinen westafrikanischen Baustyle der kleinen Häuschen und niedlichen Architekturen (Tafeln 128—130) findet der Wanderer an den Seiten ausgetretener Straßen über starken Lehmwänden aufragende mächtige Satteldächer (Tafel 131 und 132). Lange kann man an solchen Lehmwänden entlang wandern und erkennt bald, daß man sich nicht in einem westafrikanischen Walddörfchen, sondern in einer alten Stadt der atlantischen Kultur befindet. (Die großen Yorubastädte haben 150—200 000 Einwohner!) Eine weitere Wahrnehmung ist die, daß hier nicht kleine Einzelwohnungen, sondern große Gehöftanlagen statt kleiner Einzelfamilien große Familienverbände bergen.

Mit der Textfigur Seite 137 führe ich ein solches Gehöft einfacher Art im Grundriß vor. Vor dem Eintretenden eröffnet sich ein weiter Hof, umkränzt mit einer Galerie von Kammern; das Dach bildet, weit herabhängend, Laubengänge; in der Mitte steht ein runder Tempel mit Kegeldach. Am Ende dieses tiefen Hofes ist das eigentliche Wohngebäude der Familie. Unter gewaltigem Satteldach liegen die Wohn- und Arbeitsräume, im Innern zwei Impluvien bildend. Den Blick unter dem überhängenden Dach hindurch in ein solches Impluvium bietet Tafel 133. Des weiteren stellt Tafel 134 eine gute Illustration der Anlage dar. Man denke sich in der rechten hinteren Ecke des Hofes (Grundriß S. 137) stehend und von dort aus längs des durch das hohe Dach gebildeten Laubenganges in die linke Ecke hinübersehend. Der Blick gleitet da zunächst an der Kammer vorbei, die auf dem Grundriß als Tempel bezeichnet ist. Solche Tempel zeigt die Tafel 182, und zwar im vorliegenden Falle einen solchen des Gottes Schango.

Vordem hatte jedes Gehöft in diesem Lande einen solchen Tempel, und er war gewissermaßen der Mittelpunkt des Lebens, verband die Bewohnerchaft mit dem Leben der Vorzeit, mit der Außenwelt und mit dem Innenleben des ganzen Volkstums. Denn die Götter waren dereinst als ein Herrschergeschlecht in diesem Lande groß und gewaltig. Alle ansehnlichen Menschen leiten ihre Abstammung von diesen Göttern ab, so, daß jeder Mensch aus dem Kreise derzeitig gemeinsamer Lebender durch eine Unzahl von Geschlechtern zurückblicken kann bis zu dem göttlichen Ahnherrn. Dieser Gott ist aber nicht nur ein Familien- oder Sippengott. Er ist auch ein Gewaltiger der Natur, Gott der Erde, Gott des Meeres, Gott der Sonne, Gott des Eisens, Gott des Himmels. Jedesmal nun, wenn im Jahre das Fest des betreffenden Gottes begangen wird, vereinigt die ganze Stadt sich um die von ihm abstammende Familiengruppe. Jedesmal, wenn dieser Gott aus Not und Bedrängnis oder aus Fürsorge mit Gebet und Opfern angegangen werden soll, treten seine Nachkommen an die Spitze der Gemeinde. Denn aus der Nachkommenchaft geht naturgemäß die Priesterchaft des Gottes hervor. Diese Orischareligion der Yoruben verbindet alles mit allem, das Leben des Rechtes mit

Schematische Darstellung eines alten Torbaugehöftes
 von L. Frobenius.



dem der Wirtschaft, das des Landbaues mit dem des Staates, das der Gemeinde mit dem der Familie. Sie ist unbedingt organische Einheit. Als solche fand ich die atlantische Religion nur noch in dieser Gegend. Aber wie gesagt: in zerfallener Form ist sie längs der Küste und im Volta- wie im Kongogebiet weit ins Inland hineingelagert (vgl. Kartenskizzen S. 135). Die Symptome der atlantischen Kultur sind in großer Zahl leicht feststellbar und in ihrer Auswirkung leicht zu greifen. Nur sie kennt den echten frontalen Bogen (dessen Befehnung über die Stirnen des Bogenholzes läuft), dessen älteste Typen triangulär sind; nur hier ist im Gegensatz zu den anderen Kulturen das weibliche Prinzip mit der drei, das männliche mit der vier verbunden (vgl. oben S. 123); nirgends anders wird das Orakel aus den Eingeweiden menschlicher Opfer gelesen; die Trauerfarbe ist dunkel, oft schwarz; die Leichen werden vor der Bestattung gedörst, im Sarg, wenn er auch nur aus einem Korbgeflecht besteht, zu Grabe getragen; der Bildung der Gemeinschaften liegt ein stark matriarchalischer Zug inne, der sich jedoch von den alt-ägyptischen und erythräischen unterscheidet; eine durch Frauen ausgeführte Flechtweise für Matten und Körbe ist in der Technik erkennbar etc.

Also ein klares Bild alter Einheit. In der Mitte diese Orischareligion. Dazu die Erinnerung an einstige, auch in Staatsgebilden zum Ausdruck gelangte historische Größe, die in Oberguinea wie im Kongogebiet noch von den ersten europäischen Entdeckern des Mittelalters angetroffen wurde. Die Frage nach der Herkunft und dem Alter dieser merkwürdigen Kultur wurde schon früher aufgeworfen und ihre Beantwortung versucht (Und Afrika sprach I). Was damals ausgesprochen wurde, hat seitdem nach allen Richtungen vertiefende Bestätigung erfahren. Sogar das, was damals noch als allzu waghallige Vermutung erschien.

Der Epigone des alten atlantischen Reiches, der König von Benin, leitete sein Geschlecht aus Ufa ab. Ling Roth identifiziert Ufa mit Ife, der heiligen Hauptstadt der Yoruben, in deren Ruinen herrliche alte Terrakotten und Güsse gefunden wurden (Tafel 142—148). Ufa ist aber auch der Name, den das Reich führte, als es noch die Länder der Goldküste bis östlich des Niger verband. Die westafrikanische Sage weiß vom Goldreichtum des Landes Ufa große Dinge zu erzählen, und was wir aus unserer Zeit vom Prunke der westlichen Epigonen dieses Priesterreiches, vom König der Aschanti etc. wissen, bestätigt dies vollkommen. Die Goldquelle des alten Ufareiches floß im Westen, in jenen Strichen, die wir heute noch oder wieder Goldküste nennen, während der geistige Mittelpunkt dem Osten zu, eben im heutigen Yorubaland, in Ife lag. Die hier von uns dem Boden und der noch lebendigen Tradition abgewonnenen Funde führen ohne Schwierigkeit zum Ausgangspunkt der atlantischen Kultur. — Allein schon die atlantische Götterlehre fordert den Vergleich mit der altetruskischen heraus. Das Problem der atlantischen Kultur in Westafrika ist ohne Verbindung mit dem der Etrusker nicht zu lösen.

Die atlantische Religion mit der 16 Göttergliederung ist die der Fulgurallehre. Der Impluvialbau der Yoruben ist der des Atrium toscanicum. Der Bogen ist der trianguläre der frühen Etruskerperiode. Der leitende Gott der Yorubenkultur ist Olokun, der Gott des Meeres, ebenso wie Poseidon für das Mittelmeer gewissermaßen das Sinnbild einer Kulturperiode ist, die der griechischen vorausging. Diese große vorgriechische Kulturperiode ist uns aber eben in dieser eigenartigen etruskischen Kultur recht gut erhalten. Nach Herodot I 94 sind die Etrusker oder Thyrrhener aus Lydien gekommen. Das ägyptische Inschriftenmaterial des XII. Jahrhunderts v. Chr. lehrt die „Tursha“ als Seegewaltige des westlichen Mittelmeeres kennen. Unter der Unzahl von Varianten, unter denen dieser Name in der alten Geschichte auftaucht, nimmt Tarshisch oder Tartessos, die Stadt im Turditanerland im südwestlichen Spanien, die fast mythische Stadt des Silberreichtums, uralter Sprach-, Dicht- und Schriftkunst (auf die Professor Schulten-Erlangen neuerdings mit so großem Nachdruck hinweist), die erste Rolle ein. Tarshisch außerhalb Gibraltars und der Säulen des Herakles am atlantischen Ozean gelegen, ist gewissermaßen ein Höhepunkt dieses mächtigen Kulturkreises. Er lag schon zu griechischer Zeit wie das ganze Westbecken außerhalb der direkten Verbindung mit der Westkultur. Wiederum Herodot erzählt (I 163), daß als erste unter den Hellenen die Phokäer Tyrrhenien und Tarshisch (— wie typisch, daß hier wieder beide in einem Atemzuge genannt werden —) „entdeckt“ hätten. Also liegt eine Kluft in der historischen Beziehung vor. Tarshisch gehört einer Zeit an, in der eine von Lydien ausgehende Bewegung aus dem ägäischen (westlichen) in das tyrrhenische (hier in Erweiterung für das westliche Mittelmeerbecken) Meer hineinragte, in der das von den Griechen übernommene Wort Thalatta für Meer sich ausbildete. Ich stelle ein entsprechendes Wort hier ein und leite die Namen aller dieser Völker von ihrer Meerfahrt ab. Tarshisch eine Stadt am großen Meer. Tyrrhener, Tursha, Etrusker — Seegewaltige. Das einer Poseidonperiode an Größe würdige Bild, das den Jüngeren wie Phönikiern, Joniern und gar Römern nicht mehr verständlich war. Soweit die Bedeutung der der yorubischen im Sozialen ähnlichen Kultur der Etrusker. Ein historischer Fingerzeig findet sich nun aber auch dafür, daß die thalassische Kultur bis nach Westafrika reichte. Schon Dahse hat darauf hingewiesen, daß zu Salomos und König Hiram's Zeit wenigstens den Phöniziern noch der Weg nach Westafrika bekannt war. Die Tarshischschiffe brachten nach den Akten des alten Testaments drei Jahre nach ihrer Ausfahrt Silber aus Tarshisch und Gold aus Uphas mit. Auch Dahse glaubt, daß Uphas die Goldküste ist. Schon Julius Fürst hat das in Jeremias X 9 und Daniel X 5 vorkommende Wort Uphas silbenmäßig mit Küste des Goldes — Goldküste übersetzt. Deutet dies nicht sehr dringlich auf die Erinnerung der Westafrikaner an ihr Ufereich hin? — Hier möchte ich nun nochmals darauf hinweisen, daß es nur dann gelingen kann, das Wesen der afrikanischen Kulturformen in ihrer ganzen Tiefe auch nur annähernd zu

erfassen, wenn der Anschluß an unser Wissen von dem historischen Werdegang der Kultur bis zum äußersten Rande gewonnen wird. Und deshalb muß ich hier noch einen Schritt weiter gehen, muß diese spätmetallzeitliche Prüfung verlassen und hineingreifen in die Tatsachen der jüngeren, ausklingenden Steinzeit.

Als das östliche Mittelmeerbecken von der (ersten?) Welle der rückströmenden Ost-Westpendelung zur Zeit der Poseidonkultur getroffen wurde, fand diese nicht etwa eine Kulturleere oder auch nur Verelendung vor. Spanien, über das ja erste Anregungen zur Architektur der mykenischen Zeit nach Osten zu hinwegliefen, hatte seine neolithische Hochkultur nicht erschöpft. Professor Obermaier liefert für die Kulturkraft jener Zeit neue Belege. Diese Kultur muß aber weit nach Süden herab, bis zur afrikanischen Westküste, teils zur See, teils auf dem Landwege gereicht haben. Einfache Tatsachen belegen dies. Zu Millionen liegen heute noch die neolithischen Steinbeilchen vom Typ jener Zeit im Westsudan. Die historische Widderfönnengottheit kehrt in Verbindung mit diesen Steinbeilen am Niger, bei allen Mande und Haussa wieder. Die Brettchenidole des Mittelmeeres sind heute noch von der Goldküste bis zum Niger heimisch (vgl. Titelvignette S. 127) als lebendige Nachkommen einer für das Mittelmeer nur noch durch Ausgrabungen zu erhärtenden Tatsache. Das aber heißt, daß die Tartessos-Tursha, die kolonisierend und das Gold der Goldküste entdeckend nach Westafrika, nach Uphas kamen, hier nicht auf Barbaren stießen, sondern eine „kulturelle Prädisposition“ vorfanden, die auf das Neolithikum, wenn auch vielleicht nur auf seinen Ausgang zurückführt.

STILBILDUNG IN AFRIKA

Ich habe mich bei den Problemen der atlantischen Kultur sehr lange aufhalten müssen. Gerade die westafrikanische Kultur und Kunst betrachten und beurteilen zu wollen ohne eine Ahnung von diesen Dingen, — das scheint mir nicht möglich. Ich sehe mit viel Freude, daß das Interesse gerade für die Schnitzereien des atlantischen Kulturkreises täglich im Wachsen begriffen ist. Aber viele unter denen, die diese Kunstwerkchen so hoch schätzen, betrachten sie als „primitiv“, als Zeugnisse ungehört naiver Kunstleistung, als Ausdruck der „enormen Produktivität des Kindeszeitalters der Kultur“ etc. Dieses aber sind Auffassungen, die dem Tatsachenbestande widersprechen. In Wahrheit kann ich auf afrikanischem Boden so gut wie keine kunstgestaltende Naivität entdecken. Sie zu suchen, heißt aber sich blind machen gegen die wirkliche Größe afrikanischen Kunstlebens. Diese beruht in einer bis in die Neuzeit unbeirrbar gebliebenen Fähigkeit zur Stilbildung. Wir können diese Fähigkeit zurückverfolgen bis in die

petrographische Kunst der mittleren Steinzeit, sehen ihre Höhe in Ägypten und beobachten ihr Aussterben in unseren Tagen. Und dieser Charakterzug entspricht auch vollkommen dem ungeheuerlichen Beharrungsvermögen der Afrikaner, ihrer erstaunlichen Fähigkeit zu erhalten. Die afrikanische Kultur (und damit auch Kunst) hat für die Kulturmorphologie die Bedeutung einer Stein und Schrift weit übertreffenden Kraft der Kulturerhaltung.

Das Bild der mittleren Steinzeit lebt in der Erinnerung der afrikanischen Menschheit länger als ihr tatsächliches Vorhandensein. Die den Alten sagenhaft erinnerliche Sitte des äthiopischen rituellen Königsmordes ist noch heute in Übung — und zwar nicht als fossiles Herkommen, sondern als Einzelausdruck aus einer geschlossenen voll durch und durch echten Anschauungswelt heraus. Die Erinnerung an eine Landung, die an den Syrten vor Jahrtausenden stattfand, lebt im Bardenfang nahe der Westküste heute noch. Aber dieser Bardenfang, diese mörderische Zeremonie, diese Götterfabel haben eigenen Stil. Da ist nichts darin vom flachen Hofenniggertum, das europäische Torheit an der Westküste züchtete. Das Alte ist ernst, streng, herb — wenn auch im Westen weniger als im Osten. Damit aber bin ich auf den im folgenden leitenden Gedanken gekommen: die Verschiedenartigkeit afrikanischer Stilformen, soweit sie in der Plastik zum Ausdruck kommt. Denn nachdem im ersten Teile besonders die Petrographie und im zweiten die Architektur gewürdigt wurde, mag nun im dritten besonders der Plastik gedacht und dabei der Versuch gemacht werden, historische Tiefe, sinnliche Bedeutung und Formwesen in ihrem notwendig vorhandenen Zusammenhang zu erfassen.

1. DER STIL DER OSTAFRIKANISCHEN PLASTIK

(Hierzu Tafel 120—157 und 156—169)

Eine frühhistorische Plastik läßt sich im östlichen Afrika nur für Ägypten und hier nur in sehr kümmerlichen Formen nachweisen. In Ägypten steigert die Plastik sich später verhältnismäßig schnell zu Leistungen von weltgeschichtlicher Bedeutung. Die Oasenhaftigkeit kommt hier in ihrer vollen Intensität zum Ausdruck. Ostafrika und eigentlich auch die ganze Zega und der Sudan sind arm an Plastik. Dieses Negativum fordert eine Erklärung.

An sich ist diese leicht und mit wenigen Worten zu geben: Ostafrika und die Zega sind der Boden tellurisch-äthiopischer Kultur, der Osten zudem noch Wanderstraße der alten antiplastischen hamitischen Kulturfüdfickerung; etwa über das Meer vom fernen Osten eindringende Anregungen mußten diese althamitische Bewegung kreuzen und dementsprechend verarmen. Gehen wir näher darauf ein, was dies bedeutet.

Die tellurisch-äthiopische Kultur ist durchaus imaginativ. Die Durchgeistigung erfährt

hier die höchste bekannte Form. Alles spielt sich im Erlebnis ab. Die von der Natur gebotene Körperwelt ist. Es besteht keinerlei Anregung dazu, sie umzubilden, umzuformen oder nachzubilden. Gewiß gibt es Kultgerät. Aber bald besteht solches nur aus einigen Federwischen, bald aus einigen groben Stöcken, bald nur aus den Instrumenten, die bei heiligen Festen ertönen (vgl. Textabbildung S. 143 das heilige Gerät der Mambila). Nicht die Form ist es, die hier etwas bietet, verrät, die anregt, aufregt oder entfacht. Der Gedanke, der damit verbunden ist, ist das Lebendige. Das heißt, dies heilige Gerät ist Symbol.

Am klarsten tritt das im Totenkultus hervor, der seinem Wesen nach ein Bestandteil des profanen Lebens ist, da eine Trennung in profanes und religiöses Leben in der äthiopischen Kultur noch undenkbar ist. Entsprechend der Sippenorganisation nach Altersklassen stirbt das Alte oben ab, wird bestattet und dann von dem Mann einer nachfolgenden Generation mit einem in der Sippe aufgenommenen Weibe zur Wiedergeburt erweckt. In der Zeit zwischen Tod und Wiedergeburt ist der Verstorbene immanent mit der natürlichen Umwelt verbunden. Wenn also seinem Schädel, der möglichst schnell nach dem Vercheiden vom Körper gelöst und an einem heiligen Ort aufbewahrt wird, Bitten und Opfer vorgetragen werden, so erreichen diese Gebete und Darbringungen durch solche Vermittlung die Natur selbst, — so gewinnt der Lebende einen Einfluß, eine Beziehung zur großen Natur.

Unter solchen Umständen genügt also vollkommen die Beziehung zu dem Schädel. Die Natur ist Ausdruck der Idee. Von irgend einer Formung und Gestaltung, einer Nachahmung, Ergänzung oder Übertrumpfung der Natur durch ein Bildwerk kann gar nicht die Rede sein. Die Herstellung eines Ahnenbildes kommt gar nicht in Betracht. Oder ein anderes! Das Zeremonial des Landbaues, im Frühjahr geboten durch Bittopfer, im Herbst durch Dankopfer. Da kommt nur eines zum Ausdruck: die Erfahrung, die die große Natur bietet. Trockenheit, Schlangenbiß und dergleichen. Das sind Erscheinungen, die aufgefaßt werden als Ausdrücke des Unwillens, Ausbrüche des Zornes. Die große Natur wird hierzu durch den Menschen veranlaßt. Denn der Mensch hackt die Erde auf und verfehrt ihr Wunden; er schneidet die Ähren ab und beraubt sie; er tötet das Jagdgetier und erweckt sich in den Seelen Jener Feinde. Doch sind das mehr Ahnungen als Vorstellungen. Denn jene Menschen leben noch in der Zeit vor der Entdeckung des Du und des Ich. Sie fühlen sich noch nicht als Mikrokosmos im Makrokosmos. Sie sind noch eins mit der Umwelt. Aber aus diesem kindlichen Einheitsgefühl heraus wird mit naiver Selbstverständlichkeit gerade das an der Umwelt Gehandelte mit dem an sich selbst Erlebten gleichgesetzt. Das heißt, das Seelenerlebnis wird in die ganze natürliche Umwelt projiziert, mit der der Mensch sich ohne jede Einschränkung als Einheit fühlt.



DIE HEILIGEN SYMBOLE DES KULTUS DER MAMBILA IM NÖRDLICHEN KAMERUN
Gezeichnet von Carl Arriens (DIAFE 1911)

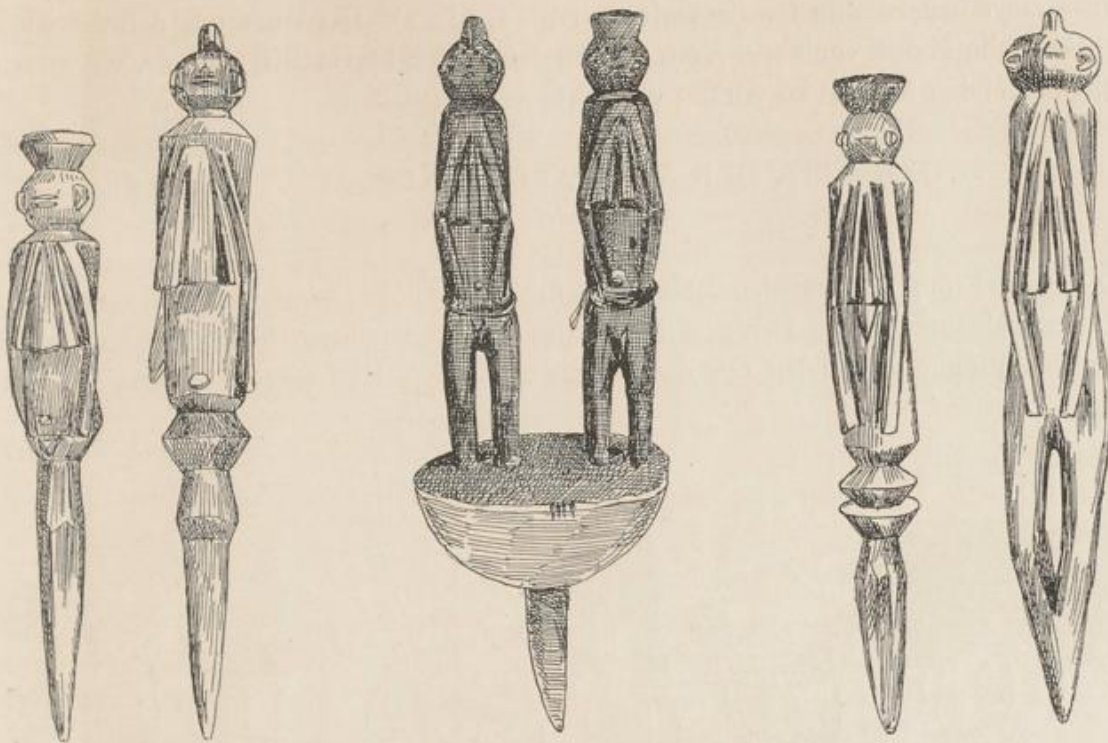
Die große Natur muß also verhöhnt werden. Der fürchterliche Racheengel der Natur, der Leopard, das Symbol des Zornes der Natur, tritt auf und vollzieht die Rache oder immunisiert den jüngeren Menschen, d. h. der als Leopard charakterisierte Priester macht die reife Menschheit erbeben, die jüngeren Männer werden durch Schnitte, Entzahnung und später Beschneidung entführt, geimpft oder wie man dies der Imagination und einer der Bildung der Begriffe vorhergehenden Welt der Ahnungen entsprechend umschreiben will. Es ist ganz klar, daß diese Anschauung tieffter Religiosität entspringt, daß sie aber nicht fähig ist, Göttergestalten in der Phantasie oder gar im Bildwerk zu erzeugen.— Wie also sollte die tellurisch-äthiopische Kultur dazu kommen, eine Plastik zu schaffen?

Fernerhin sagte ich, daß jede etwa von Osten in den Erdteil kommende Anregung die von Nord nach Süd auf dieser Seite des Erdteiles abflickernde althamitische Bewegung kreuzen und dementsprechend verarmen mußte.

Wenn ich mir alle meine Beobachtungen im Kreise der hamitischen Anschauungswelt vergegenwärtige, so bleibt als markanteste jene stehen, die die Pygmäen des Urwaldes boten und die S. 34ff geschildert wurde. Die hier vorgenommene Zeremonie ist eine magische. Der Vorgang stellt eine Allegorie dar. Allegorie hier nicht gemeint als Belebung und Darstellung eines verwickelten abstrakten Denkaktes, sondern als Ausfluß einer magischen Vorstellung. Denn die Allegorie gehört zur Magie und zur chthonischen Weltanschauung, wie das Symbol zur tellurischen Mythik. Die allegorisch-magische Vorstellung findet überall Wege, jeden erreichbaren Teil eines erstrebten Ganzen auszugestalten zum Begriff und Objekt des Ganzen. Überall ist der Pars-pro-toto-Glaube lebendig. Um den andern zu verzaubern, benötigt der Chthoniker nur eines Fingerabschnittes, eines Haarbüschels. Das am Teile Ausgeführte wirkt auf das Ganze. Das gleiche ist es, wenn der mit bösem Willen verbundene Blick (der „böse Blick“, Magie der Scheelfucht) hinreicht, die schlimme Absicht an dem betrachteten Menschen zu verwirklichen. Das Spiegelbild des Beschauten im Augapfel des Beschauers genügt, um Macht über den ersteren zu gewinnen. In diesem Sinne ist das in den Sand gezeichnete Bild des Wildes gleichbedeutend mit dem Schickal des Wildes, das, sobald das Bild angefertigt ist, schon der Macht des Zeichners verfallen ist.

Man sieht, welche große praktische Bedeutung in diesem Anschauungskreise das vom Menschen gefertigte Bild gewinnt. Es entspricht dem, wenn außerordentlich viele Völker dieser Kultur jede Form des künstlich gefertigten Bildes ablehnen, wenn sie sich mit allen Mitteln dagegen wehren, daß einer von ihnen gezeichnet, gemalt, photographiert wird. Pars pro toto! Wenn ein übler Wille die Zeichnung mißhandelte, würde der Abgezeichnete die entsprechende Unbill erleiden. Dies die primitive Anschauung der allegorierenden, chthonischen Hamiten.

Aus sich heraus würde diese Anschauung nie imstande sein, eine große plastische Kunst, die den menschlichen Körper zum Gegenstand hat, zu schaffen oder entstehen zu lassen. Wo Blick, Wunsch und Zauberspruch zur Macht genügen, entsteht nichts derartiges, ja muß der stets um sein Schickal besorgte Träger des Höhlengefühls eine derartige Entwicklung hemmen. Im Höhlengefühl wird solche Kunst und solcher Wille zur Macht unbedingt zur Furcht vor der entsprechenden Macht des andern. Solch primitiv hamitischer Geist war es, der als Kultur an der Ostküste Afrikas entlang nach Süden sickerte und eine Barriere bildete, die jede etwa von Osten herankommende Kulturwelle erst durchbrechen mußte, um das große tellurisch durchflutete Steppeninland zu erreichen. — Und doch ist die Kunst plastischer Bildnerei durch die Barriere hamitischer Welens



HEILIGE FIGUREN DER TSCHAMBA IN ADAMAUA
Stets paarweise verehrt. Gezeichnet von Carl Arriens (DIAFE 1911)

hindurchgebrochen und hat nach Norden zu bis in die große Oase am Nil und nach Westen bis tief in die Zega ihren Weg genommen. (Wonach dann allerdings die in das Geäder des hamitischen Laufes geschlagene Lücke sich fogleich schloß und nur noch der Malerei als einer erhöhten Zeichenkunst Bestand in höherer Form ließ.) — Und wir wissen auch, woher dieser Einbruch kam, nämlich aus dem erythräischen, dem südarabisch-indischen Becken. Diese Herkunft bedeutet für den Stil von vornherein Richtung. Die Formen stammen aus ernster Ruhe. Die Strenge, die sie brachten, blieb ihnen.

Diese strenge Geschlossenheit sehen wir in den östlichsten Vorkommnissen, die uns bekannt sind, bei Ometo und Bari (Tafel 173 und 175) ebenso wie bei Völkern des Nigerbogens (Tafel 172) oder im alten Ägypten (Tafel 176). Als Textabbildung obenstehend einige Typen aus dem Zentrum, dem oberen Benuegebiet. Formen aus Südafrika bieten auch nicht viel anderes. In allem ist der Eindruck unbeirrbarer Ruhe und Strenge entscheidend. Dabei ist der erste Gedanke an eine Formenarmut, die der Ungeschicklichkeit oder dem Unvermögen entspränge, eine höhere Beweglichkeit zu schaffen, nicht haltbar. Die ägyptische Plastik hat die Strenge, die Betonung der harten Linie auch dann nicht abgelegt, als sie über unendlich hohe Geschicklichkeit gebot und in der Zeichnung schon

über die entzückendste Grazie verfügte (vgl. Tafel 14). Dazu kommt, daß die westafrikanische Plastik von vornherein mit runden Linien hervortritt, auch da, wo sie mit ungenügenden Mitteln zu wirken versucht.

2. DER STIL DER WESTAFRIKANISCHEN PLASTIK

(Hierzu Tafel 142—167)

Die Betrachtung der westafrikanischen Plastik kann kaum anders beginnen als mit der Frage nach ihrem Sinn. Denn sie ist, beinahe so lange wir Jungeuropäer von ihr wissen, auf das innigste verbunden mit dem Worte „Fetisch“. Dieses Wort stammt aus dem



EPIGONENKUNST DER ATLANTISCHEN KULTUR IN YORUBA

Von links nach rechts: 1 und 2 Der Feldbaugott Olo — 3 Der Schmiedegott Ogun — 4 Der Himmelsgott Olufan — 5 und 6 sockelartige Götterstühle des Gottes Schango. C. Arriens del. (DIAFE 1910)

Portugiesischen und hat die Bedeutung „Zauber“. Die Bezeichnung ist aus der düstersten Ignoranz entstanden, aus einer Anschauung heraus, die erzwungenerweise nichts erkennen und durchschauen durfte, aus der Periode der nachmittelalterlichen Sklavenräuber. Die Sklaven aus Afrika, zumal von seiner Westküste, wegführenden „Christen“ gingen von dem Gesichtspunkt aus, daß diese westafrikanischen Neger schlecht, kulturlos, zauberfüchtig und damit also antichristlich seien. Damit nur konnten sie ihr Gewissen bei dem unglückseligen Geschäft beruhigen. Also mußte der Neger ein feticcio, ein Zauberer, sein Gerät ein Zauberwerkzeug, also Fetischkram sein. Nachdem diese Bezeichnung aber erst einmal eingeführt war, hat sie Hunderten und Tausenden von Reisenden und Sammlern die angenehmste Eifelbrücke gebildet. Man braucht sich nicht den Kopf über den

Sinn einer Sache zu zerbrechen, von der man, mitunter sogar mit einem Anflug von Gelehrsamkeit sagen konnte, sie sei ein Fetisch. Wenn wir die Kataloge der alten Sammlungen unserer Museen durchgehen, treffen wir das Wort auf Schritt und Tritt. Eine Lanze, an der einige Köpfe geschnitzt sind, ist eine Fetischlanze, ein Stuhl mit einer Telamonenfigur ist ein Fetischstuhl, ein Löffel mit einer Hand als Handgriff ist ein Fetischlöffel und dergleichen mehr.

Veranlassung hierzu boten allerdings die Gegenstände westafrikanischer Handwerker in der Fülle. Es gibt Gegenden, in denen nichts ohne figuralplastische Verzierung ist. Keine Trommel ohne Figur, kein Palmweinstöpsel ohne Köpfchen, ja keine Klüfterspritze ohne eine Gesichtsdarstellung. Hauspfeiler und Bänke, Tabakspfeifen und Pfeilspitzen, Holz-

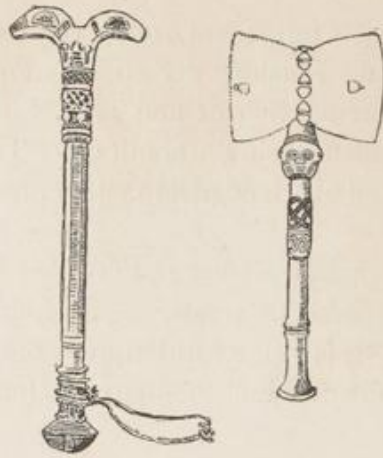


EPIGONENKUNST DER ATLANTISCHEN KULTUR IN YORUBA

Von links nach rechts: 1-3 der Himmelsgott Obatala — 4-11 Figuren und Geräte des Pockengottes Schankpanna.
C. Arriens del. (DIAFE 1910)

gefäße und Hackenstiele, Puderkästen und Haarpfeile, alles, alles, was nur irgend aus Holz geschnitzt werden kann, ist mit geschnitztem Figurenwerk in Relief und Rundplastik versehen. Dazu wimmelt es von Figuren an Tempeln, von Figuren an Kreuzwegen, von Figuren auf Gräbern und nicht zuletzt zu nennen von Masken. Also ein Gebiet, in dem man mit Recht der einen Frage nach der Form und dem Stil die andere Frage nach dem Sinn voranstellt.

Es ist ganz klar, daß man einem großen Teil der Dinge den religiösen Charakter nicht abprechen kann. Dieser Teil ist aber sehr klar abzugrenzen. Denn ich war in Gegenden, in denen die Menschen eine solche Freude an der Schnitzerei bezeugten, daß sie nichts ohne figuralen Schmuck herstellten. Soweit der noch wenig oder gar nicht berührte



EPIGONENKUNST
DER ATLANTISCHEN KULTUR
IN YORUBA

Ose Schango, d. h. Tanzkeulen und Symbole der
Schangopriester. C. Arriens des. (DIAFE 1910)

Mukuba (Sankurragebiet) nichts anderes zu tun hatte, lag er faulenzend herum und schnitzte an seinem Becher und seiner Tabakspfeife, und unter der schönen Riemenornamentik taucht dann immer einmal ein Kopf, eine Hand, eine Figur auf. Als ich einem Häuptling am Kuilu einmal ein Schlachtmesser von Henkel-Zwillingswerk gestiftet hatte, sah ich es nach einigen Tagen wieder mit einem in den Griff eingeschnittenen, feinzifelierten Kopf. Schmuckbedürfnis. In diesen westafrikanischen Ländern und zwar vor allem im östlichen Nord-Nigerien wie im südlichen Kongo-becken, von Loango bis zum Lukuga war noch bis vor kurzem eine solche Freude an geschnitzter Schmuckplastik, daß solche das gesamte Kulturgerät beherrschte und ihm den charakteristischen Stil verlieh. Diese Plastik, die für Ostafrika und die Zega unvorstellbar ist, war durchaus vorherrschend und profan. Damit werden wir aber den Gesamterscheinungen dieser profanen figuralen Plastik nicht gerecht. Es muß notwendigerweise hinzugefügt werden, daß die Anregung zu solcher Kunstfertigkeit offenbar aus einer tieferen Quelle stammt, daß die meisten Motive einmal im religiösen Empfinden ihren Ausgang gefunden haben. Das heißt, die profane Figurenplastik Westafrikas ist offenkundig am Ende einer langen Entwicklungsgeschichte aus dem mythologischen Kultus in das Profanleben hinübergeglitten. Also liegt diese profane Figurenplastik als Endstadium einer sinn- und zeitgemäß tiefen Umbildungsperiode vor uns.

Wenn ich den Leser nun an den entgegengesetzten Punkt der Entwicklungslinie, in das Ausgangsgebiet religiös-mythologischer Darstellungsweise führe, so wird er sogleich in einen unendlich feingliederigen und reichen Formenkreis treten. Vollkommen und in aller Frische ist dieses allerdings nur noch in einem

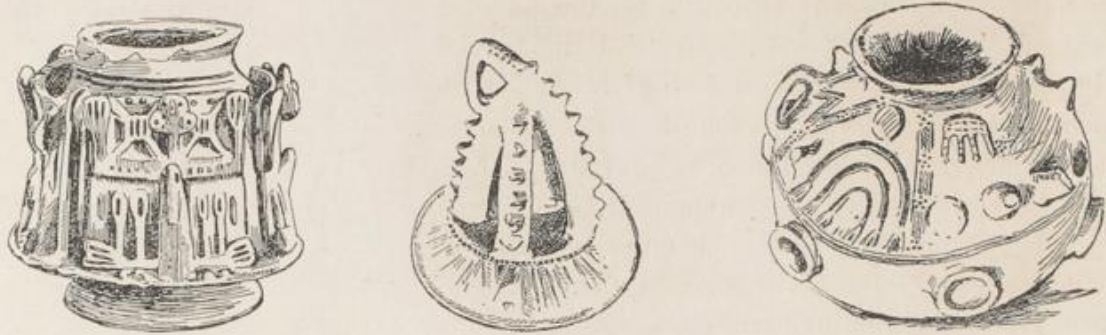
Gebiet der Länder um die Nigermündung herum erhalten, und von dem dort, zumal im heutigen Yorubaland, herrschenden mythologischen Religionsystem habe ich einiges zur Einführung Notwendige ja schon oben (S. 136 ff.) gesagt. Ich sprach da von der Kosmogonie, dem Weltbild, dem Göttersystem der Sechzehn-Ordnung, von der templaren Religion.

In dieser yorubischen Weltanschauung hat nun nicht nur jeder Gott seine eigenen Mythen, seine eigene Himmelsregion und sein eigenes Aufgabenfeld, sondern auch sein Kultusgerät, seine Ikonographie. Hier einige Beispiele. Die Textfiguren S. 146/7 bieten Bildwerke des Landbaugottes Öko, eine Darstellung des Kriegs- und Schmiedegottes Ogun, eine Szene aus der Mythologie des anscheinend wenig verehrten Olufan, Löffel aus dem Opferdienste des Himmelsgottes Obatalla, Priesterstachel, Zeremonialkeulen und eine Opferchale des furchtbaren Gottes Schankpanna, der die Menschheit mit der schrecklichen Blatternkrankheit schlägt. Um aber eine Vorstellung zu erwecken von der unfaßlichen Vielseitigkeit dieser figuralen Plastik, soll wenigstens das Kultusgerät eines yorubischen Gottes in breiterer Weise geschildert werden. Für solche Aufgabe bietet der Gott Schango reichste Auswahl. Schango ist einer der sechzehn Urgötter des Yorubalandes. Er ist der Gott des Gewitters, der die Donnerkeile schleudert. Deshalb sind die Donnerkeile, in diesem Falle kleine Steinbeilchen neolithischer Form, die weit verbreitet und in großer Zahl im Yorubalande gefunden werden, ihm gewidmet. In der Mitra des Oberpriesters Schangos ist ein solches Steinbeil befestigt. Steinbeile sind in Flachsnitzwerk auf den meisten Türbrettern, die zu Schangotempeln führen. Die Waffe, die Schango führt, heißt Ose oder Osche Schango. (Siehe die Textfiguren S. 148/9.) Sie ist nach Eingeborenenansicht ein Stock,



EPIGONENKUNST
DER ATLANTISCHEN KULTUR
IN YORUBA

Ose Schango d. h. Tanzkeulen und Symbole der Schangopriester. C. Arriens des. (DIAFE 1910)



EPIGONENKUNST DER ATLANTISCHEN KULTUR IN YORUBA
Opferurnen von Altären des Gottes Schango. C. Arriens del. (DIAFE 1910)

an dem 2 Steinbeile befestigt sind. Die heute am meisten geschätzten Formen ähneln den Flügeln an der Haubenschleife Schwarzwälder Bäuerinnen. (Siehe vor allem die beiden Figuren oben auf S. 149, sowie die erste von links in der mittleren und die letzte in der unteren Reihe. Vgl. auch die Figur oben rechts auf S. 148.

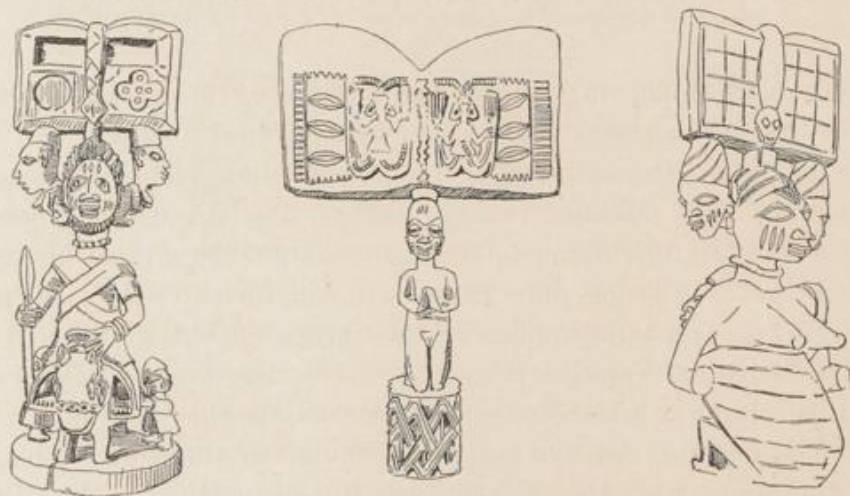
Eine großzügige Mythologie umgibt Schangos Bild. Der Gott war vordem ein großer, grausamer König auf Erden. Seine Gattin war Oya, der Nigertrom (s. die Textfig. S. 152 rechts und in der Mitte), die einst von seiner Medizin gestohlen hatte und von ihm verfolgt wurde. Das Bild der Jagd an der Bahn des Nigers bis in die Lagune wird großartig erzählt. Schango ist als Gewittergott gewaltig, herrlich, ein Zerstörer und doch auch wieder ein Segnender. Sein grollender Zorn schreckt. Sein Blitz mordet, aber mit seinem Regen fließt Fruchtbarkeit zur Erde. Als König auf Erden wohnt er in einem Palaste aus Messing. Er war ein Reiterfürst. Immer wird er als Reiter dargestellt. Zuletzt wurde er so grausam, daß das Volk seiner überdrüssig wurde. Er wurde aufgefordert, sich zu töten. Zornig ging er in den Wald. Man fand, ihm nachgehend, nur noch eine aus dem Boden herausragende Kette, an der er sich nach den einen erhängt, nach den andern in die Erde hinabgelassen hatte. Wieder andere sagen, er sei an einer Kette zum Himmel aufgestiegen. Der Gott Schango ist mit seinem Kultus die führende Gottheit des Yorubalandes, sein dreitägiges Opferfest das geräuschvollste des Jahres. Blutige Opfer, Orakelwürfe, Umzüge, Tänze und Schmäufe wechseln miteinander ab. Der Topf mit dem heiligen Feuer des Gottes spielt eine bedeutende Rolle. Keine profane oder priesterliche Obrigkeit kann sich dem rauchenden Feste entziehen (vgl. *Und Afrika sprach* III S. 238 ff.). Wir können uns keines von den großen Ritualien des Altertums denken, von denen wir mit Staunen und wohl auch mit Entsetzen in den Akten der Kulturgeschichte lesen, das nicht in seiner Weise in irgendeinem solchen yorubischen Kultus sein Weiterleben



EPIGONENKUNST DER ATLANTISCHEN KULTUR IN YORUBA
Opferurnen von Altären des Gottes Schango. C. Arriens del. (DIAPH 1910)

feierte. So riefenhaft grausam, so prunkvoll und so großartig hinreißend wie der Schangodienst scheint aber in Westafrika kein anderer Kultus gewesen zu sein. Und so bunt und formreich wie Schangos Tempel und Kultusgerät ebenfalls kein anderer. Weitausgedehnte Altäre, mächtige Tempelvorhänge, überfüllt mit Emblemen und Symbolen, lederne Tafchen, Priestertieren, Holzfiguren, Opferklötze und Opferurnen. Diese letzteren sind eigenartig genug, unser Interesse in Anspruch zu nehmen. (Vgl. die Textabbildungen S. 150, 151, 153.) Besonders die Opferkrüge, offenbar uralte Stücke, zum Teil aus alten Grabstätten der Vorzeit wieder ausgegraben, zeigen einen Reichtum an ornamentaler Ausgestaltung in schwerer erhabener Arbeit, die eigenen Sinnwert verrät und dessen nähere Betrachtung Aussicht auf Erschließung von allerhand Ausblicken bietet. Auf S. 151 sind drei solcher Urnen abgebildet. Auf der rechten in der Mitte ein Ofe Schango, hier direkt bezeichnet als Doppelbeil, als Waffe des Gewittergottes und gleichzeitig auch als Phallus mit Testikeln. Auf der mittleren von den drei Urnen auf der gleichen Seite ist dieses Emblem nicht weniger als sechsmal zu sehen, zweimal in größerem, viermal in kleinerem Format. Die Bedeutung der Geschlechtsteile ist hier noch deutlicher. In der Textabbildung S. 153 unten sehen wir (besonders in der unteren Aufrollung) eine ganze Kette interessanter Darstellungen, und zwar von links nach rechts: 1. zwei Handgriffe, 2. eine fischschwänzige Gottheit, (vgl. auch Tafel 177), 3. einen Mann, rechts Griff und Steinbeil, links die Schlange haltend, 4. wieder eine fischschwänzige Gottheit, 5. eine Frau, 6. zwei Handstiele mit Steinbeilen darüber, 7. eine Schlange. Hierzu erhielt ich folgende eigenartige Erklärung: Die Urne sollte das Opferblut aufnehmen (bei Fürbitte in der Zeit gefährlichen Regenmangels und der Dürre!). Das Opfer bestand in diesem Falle aus einem Sklaven und einer Sklavin. Mit einem Steinbeil wurde dem Manne das Geschlechtsglied abgeschlagen und dieses in das Feuer geworfen. Die Frau wurde getötet, aber

vorher von allen Priestern der Reihe nach mißbraucht. Die Folge eines solchen Opfers sollte dann sein, daß Schango, von dem blutigen Opferanblick erregt, sich auf sein Weib stürzte und sie begattete. Damit senkte sich Dunkelheit über die Erde. Bis zur Erde herab senkte sich das gewaltige Glied des Gottes in Schlangenform. Sein Same fiel als Steinbeil zur Erde. Bis zur Überschwemmung konnte sich dann die nachfolgende Himmelsflut ergießen. Unendlich reich an Fabeln und Mythen und ebenso an den Darstellungen solcher ist das alte Yorubavolk noch vor kurzem gewesen. Aber ach, Wissen und Glaube, Sitte und Achtung vor dem Alten schmilzt hin vor dem gleichmäßigen Glück der Sterlinge; und Mais- und Kakaobau, mißverstandenes Christentum sowie falscher Stolz auf europäische Zivilisation verdrängen all die alte Kunde. — Reich wie die Mythen war wie gesagt die Darstellung in sakral-figuraler Plastik, ein großer Schatz von mythischen



EPIGONENKUNST DER ATLANTISCHEN KULTUR IN YORUBA

Figuren des Schangodienstes. Links der Gott selbst. In der Mitte und rechts seine Gattin, die Göttin Oja. C. Arriens del. (DIAFE 1910)

Schilderungen, von sinnvollen Emblemen. — Das alles war den ersten Europäern nichts als „Fetisch“, sinnloses Formgeplärre. Von der Weite und Größe dieser letzten, auf der Erde noch lebendigen, d. h. das ganze Leben des Menschen durchtränkenden Mythologie konnten sie keine Ahnung gewinnen. Ich aber konnte wenigstens noch einen bedeutenden Schatz ihrer plastischen Niederschläge einsammeln. Diese sakrale Figurenplastik steht nun vor uns in den Museen und verlangt nach Würdigung. Wir gehen dabei aus von dem gewaltigen Gegenfätze, den diese Formenwelt der Hyläa gegenüber der im vorigen Abschnitt behandelten der Zega und des Oftens hat. Dort war alles streng, hart, abgemessen, phantasielos. Die hyläische Formenwelt ist aber bunt, reich, lebendig. Die Linienführung bei jenen ist gestreckt, bei diesen gewunden. (Vgl. als Gegenfatz die atlantischen Formen, Tafel 158—166, und die erythräischen, Tafel 170—174.)



SOCKELARTIGE GÖTTERSTÜHLE
von Altären des Gottes Schango. C. Arriens des. (DIAFE 1910)

DIE TIEFE DER ÄGYPTISCHEN PLASTIK

(Hierzu Tafeln 154—157 und 174)

Drei Gebiete des afrikanischen Bodens sind es, die prähistorische, frühgeschichtliche oder altgeschichtliche Belege figuralen Schaffens bieten: Ägypten, Kleinafrika, das Gebiet der Guineaküste. Nur diese drei. Denn was bisher das südwestliche, südeurythäische Ruinengebiet an Geierfelsen bot, kommt noch nicht in Betracht.

Mit Kalksteinfiguren setzten die Funde auf altägyptischem Boden ein. Sie gehören der Negadaperiode an und reichen bis in die Zeit der Tinitendynastie hinein (Tafel 174). Formal wie chronologisch lassen sich diese Vorkommnisse wie viele Teile des Kulturrahmens, aus dem sie hervortreten, mit der ägyptischen Kultur zusammenbringen. Damit ist aber nur eine Beziehung von mehreren heute schon nachweisbaren genannt. Die ägyptische Kultur hat seit alten Zeiten zwischen den beiden Gegenätzen, die die Mündung und die Quellen des Nil boten, mehrmals hin- und hergependelt. Mit dem Norden erscheint Ägypten am Ende des Neolithikums verbun-



URNE MIT FIGÜRLICHEN DARSTELLUNGEN
des Schango-Kultes

den. In der späteren Geschichte tritt jedoch eine immer regere Kulturverknüpfung mit dem Süden ein, mit Nubien, dessen Bewohner mit zu den „elenden Kaschiten“ (statt Kuschiten) gehörten, und das jedenfalls einen

durch seine Berührung mit Ägypten ebenso bedeutend gewordenen Teil des kaschitischen

Kulturkreises bedeutete, wie jener im persischen Golf gelegene, der als Akkad für die babylonische Kultur so ausschlaggebend wurde.

Die Arbeiten des Institutes haben erwiesen, daß diese kaschitische Kultur in einer alten Periode um die Küsten des erythräischen Meeres herum eine eminente Bedeutung gewonnen hat. Indien — Akkad — Hadramaut (Ophir) — Punt sind die wichtigsten Pfeiler dieses Emporiums. Ganz Arabien lebte zu alter Zeit von diesem Kulturquell. Alle alten Götterbilder Arabiens stammten aus Hadramaut. Dieses glückliche Süd-arabien in seiner Machtausdehnung zu erfassen ist leicht: es ist nur nötig, die aus diesem Heimatland der Persea, des Weihrauchs und der Sykomore sich ergießende Verwendung des Weihrauchs zu verfolgen. — Aus diesem kaschitischen Meeresbecken ergoß sich ein Strom auf die norderythräische Bahn nach Innerafrika und den Nil herab. Das kaschitische Matriarchat lebte an der Ostküste Indiens ebenso wie in Südarabien und Nordostafrika; in der Mythologie lag der weibliche Himmel über der männlichen Erde; der rituelle Königsmord ward an der Ostküste Indiens ebenso geübt wie im Reiche Meroe noch zu Diodors Zeiten, im Sudan noch heute. Der ganze Ofirisdienst wanderte diesen Weg.

Mit diesen beiden Beziehungen ist das Problem der ägyptischen Kultur angerührt, eines der merkwürdigsten und lehrreichsten. Aus wie vielen Gegenden und in wie vielen Zeiten Ägypten auch aufnahm: ägyptischer Boden hat so starke Eigenkraft, daß er alles aufgenommene Fremde zum Ägyptischen gestaltet. Dieser Boden zeigt die Eigenschaften der Mutter Erde in beispielhafter Weise. Das erfahren nicht nur Kultursymptome und Menschenaffen. Das ergibt sich auch aus der Geschichte der ägyptischen Haustiere. „Vor allem ist es die einheimische Rinderrasse, die durch Seuchen manchmal im Laufe eines Jahrhunderts wiederholt gänzlich aus dem Lande verschwunden und nur durch Zuzug der verschiedensten Rassen von Norden, Osten und Süden von neuem ersetzt, nach Verlauf weniger Generationen bereits wieder mit den charakteristischen Merkmalen der ägyptischen Rasse ausgerüstet erscheint, so daß sie in ihrem überwiegenden Teil heute noch genau nach den Abbildungen des alten Reiches entspricht“ (Georg Schweinfurth in Karl Baedekers „Ägypten“ S. XLIX). — Das ist die Parallele zu der ungeheuren Fähigkeit, eigenen Stil zu bilden und zu erhalten.

Durch diese gewaltige Kraft wurde alles im Laufe der Zeit „ägyptisch“. Ich zeigte im ersten Teile schon, wie in vorgeschichtlicher Zeit das hamitische Felsbild auch über die Felswände Ägyptens hinzieht und noch bis in spätgriechische Zeit an den Tempelwänden mit ihren eingeritzten Linien wiederkehrt (Tafel 10). Dieses Beispiel legt uns die Frage vor, woher die erste hölzerne Plastik, um die es sich in diesem Teil ja handelt, auf ägyptischem Boden ihren Samen erhielt. Das Zeichnen und das Felsbild wurde erkennbar als Schöpfung der hamitischen Kultur. Aber wie verhält es sich mit der Plastik? Was

bedeutet ein Sprung von der typisch norderythräischen Kalksteinfigur (Negadazeit Taf. 174) bis zur Höchstentwicklung alter Porträtkunst in Holz (IV. Dynastie v. Chr. Tafel 137)? — Er bedeutet das gleiche, was noch die paläolithische Plastik auf europäischem Boden bezeugt (siehe S. 27 ff.), daß nämlich die Anfangsglieder der ganzen Entwicklung fehlen. Wir besitzen aus Europa wie aus Afrika als erste und älteste nur steinerne Dokumente. Klima, Zeit und Boden haben die Anfänge aufgefreffen. Auch aus den Negadagräbern



EPIGONENKUNST DER ATLANTISCHEN KULTUR IN YORUBA
Darstellung des Gottes Edschu. C. Arriens del. (DIAFE 1910)

scheint überhaupt nichts Hölzernes zum Vorschein gekommen zu sein. Wenn unsere Kenntnis der ägyptischen Plastik mit Kalksteinfiguren beginnt, so ist daneben zu halten, daß alles Hölzerne überhaupt fehlt, daß eine Schnitzerei sich aber wohl kaum zuerst am Stein versucht.

Die Entstehungsgeschichte der Plastik läßt sich nur auf dem Wege der Untersuchung der Parallelen rekonstruieren.

DIE TIEFE DER KLEINAFRIKANISCHEN PLASTIK

(Hierzu die Tafeln 138—141)

Aus Kleinafrika wurden als Zeugen wirklich alter Plastik bislang nur die „Eulenköpfe“ bekannt, ovaloide, spitz zulaufende Steinmonumente, in deren Oberteil durch einfachen Einschliff Gesichtszüge eingeschnitten waren. Alter und Verbreitung sind vollkommen unbekannt. Sicherlich entstammen sie einer vorgeschichtlichen Zeit und sind somit als Belege einer früheren Bekanntschaft mit der Plastik hochwichtig.

Im übrigen ist die hamitische Kulturzone Afrikas so gut wie bar aller Plastik. Das gilt für die Berber Nordafrikas ebenso wie für die Bilcharin, Somali, Maffai oder Hottentotten. Und der Buschmann, der so wundervolle Felsbilder malte, hat uns nicht ein einziges Stück Plastik gegeben. Wo Plastik in hamitischen Kulturgebieten vorkommt, ist sie Fremdgut.

Fremdgut ist auch die älteste Plastik, die auf kleinafrikanischem Boden bekannt ist. Sie gilt als karthagisch. Hier bilde ich unter Tafel 138—141 Beispiele ab, die von den Fachleuten als karthagisch bezeichnet und dem 6.—5. vorchristlichen Jahrhundert zugeschrieben werden. Es sind Terrakottamasken aus den Ruinen Karthagos. Ganz ähnliche offenbar aus gleicher Schule wenn nicht Werkstatt stammende und auf Sardinien ausgegrabene Stücke liegen in Cagliari. Bruchstücke ähnlicher Werke sah ich in algerischen und tunesischen Privatsammlungen. Sie müssen als Grabbeigabe ziemlich verbreitet gewesen sein. Und dennoch konnte ich nichts Genaueres über die Fundumstände sagen. Sogar die Berichte der weißen Väter von Karthago geben nichts endgültig Aufschließendes. Jedenfalls tauchen diese Stücke auf afrikanischem Boden unvorbereitet auf — und verschwinden ebenso unmerklich.

Diese Terrakottamasken sind auf afrikanischem Boden Fremdlinge, Zugezogene. Wir kennen die Heimat dieser Kunst. Sie lebte um das VII. Jahrhundert im ägäischen Kulturkreis, und analoge Formen wurden auf den Inseln wie auf dem Festlande aufgefunden. Sie gehören in eine Welle der Periode hervorragender Töpferkunst, einer Meisterschaft im Tonbrande, die Ägypten und das ganze Mittelmeer mit Ware versorgte. Diese Welle trug aber nicht nur Ware, sondern auch Anregung. Die wundervollen Köpfe von Elche in Spanien gehören in den gleichen Kreis. Das bedeutet eine Formwelt von Kleinasien bis zu den Säulen des Herakles, — eine Formwelt, eine Wesenseinheit, einen Kulturkreis. Auf italienischem Boden setzt diese Periode mit Altetruskischem ein. Auch hier wieder erscheinen Terrakottamasken, die auf deutschem Boden der Limes bot. Der Beginn solcher Gesichtsplastik mag mit ägyptischen Mumienverhüllungen und mykenischen Totenmasken beginnen und mit der römischen Schauspielerlarve ihr klassisches Ende

haben. In ihrer Terrakottavariante umfaßt sie aber kürzeren Zeitraum. Gerade als solche interessiert sie uns.

Unter den Terrakottamasken vom kleinafrikanischen Boden wählte ich hier diejenigen Typen aus, die den Lebensraum dieser alten Kolonisten charakterisieren. Der Kopf Tafel 138 ist in feiner Fassung der Haare ägyptisierend, derjenige Tafel 139 hellenifizierend. Andere Masken ähnlicher Art zeigen noch stärker als diese beiden das merkwürdige Faltenpiel des Lächelns um die Mundwinkel. Die Gruppe dieser Masken weist unbedingt nach dem östlichen Mittelmeer als Urheimat, und wir werden daran erinnert, daß die phönizisch karthagische Kultur eine westasiatisch-semitische Variante des ägäischen Kulturkreises ist, daß diese westliche Insel- und Küstenwelt der Ausgangspunkt einer Kauffahrt ist, die Töpfergeschirr und den Gedanken keramischer Kunstfertigkeit



EPIGONENKUNST DER ATLANTISCHEN KULTUR IN YORUBA
Schalen und Koffer des Ifadienstes. C. Arriens del. (DIAFE 1910)

und der Terrakottenplastik nach Westen, in das westliche Becken des mittelländischen Meeres und wohl noch weiter hinaustrug.

Ganz andere Gedanken erweckt die eigenartige Verzierung und Kopfform der Stücke wie sie Tafel 140 zeigt. Von diesem Typus habe ich etwa neun Stück kennen gelernt, vier im Museum zu Tunis, zwei auf Sardinien und drei im Privatbesitz. Sie zeigen alle das verzerrte Lachen des Mundes, das Vorbild klassischer Schauspielermasken. Die Nasen sind sehr verschieden lang und spitz oder adlerschnabelförmig oder klobig gebildet. Das Auffallendste an diesen Masken ist aber die oft reiche Verzierung an eingeschnittenen Linien. Der Kopf Tafel 140 zeigt solche über jeder der beiden Augenbrauen, eine die mit Pfeilspitze entsprechend der Mittelhauptnaht auf die Nasenwurzel zielt, zwei weitere quer über beide Wangen. Andere solche Masken haben künstliche Warzen, zwei von denen im Museum von Cagliari vier- und fünflinige Stirnbänder und auf Stirn und auf Mittelhaupt Einzeichnung von Blume und Knospe. Das Interessanteste unter all diesem Tätowierungsschmuck sind die von der Nase wagerecht über die Wangen der Kinnlade oder dem Ohr zuführenden Parallellinien.

Dieser Parallellinien von Nase zu Ohr (ich bezeichne sie kurz als Nasen-Ohren-Schnitte) sind hier vier. Es sind meistens vier solcher Linien auf den Wangen dieses Typs der karthagischen Masken. Diese Markierung steht am Rande des Mittelmeeres nicht vereinzelt da. Auch andere Masken tragen sie. So im östlichen Mittelmeer. Sie ist gut zu erkennen an einer verletzten Terrakottamaske, die Böhlau auf Samos ausgrub, an Funden im Artemisium (Sparta). Die auf letzteren gebrochenen Linien kehren in Spanien wieder. Also lebte in dieser Maskenbilderei im letzten Jahrtausend vor Christi Geburt noch eine Tätowierung fort, die meines Wissens kein Lebender unter den Klassikern mehr gesehen, resp. beschrieben hat.

Und dennoch ist diese Tätowierung im Mittelmeer sehr alt. Sie ist bekannt auf Menhirstatuen aus dem Spätneolithikum (vgl. Déchelette, Hoernes, Obermaier etc.), aus Alt-Portugal und -Spanien (Siret, Wilkes etc.). Auch dort sind es meist vier solcher Parallellinien. Also alt und weit verbreitet im Mittelmeer, im westlichen für ältere Zeit belegt als im östlichen. — Dazu nun die Tatsache, daß die kleinen Eulenkopffteine Nordafrikas zum Teil den gleichen Gesichtsschnitt haben wie südfranzösische spätneolithische Steinbildwerke (z. B. wie in Courjoennet und Croizard). Und dazu nun endlich die letzte Tatsache, daß nach Süden zu im Nigerbogen und am Benue, in Gebieten, wo heute noch viele neolithische Steinwerkzeuge beim Hacken zutage kommen, diese Tätowierung noch heute gefunden wird. (Vgl. Textabldg S. 160.)

Unter solchen Umständen erscheinen die mit Nasenohrenschnitt tätowierten mediterranen Terrakottamasken, zumal die Kleinafrikas aus dem letzten vorchristlichen Jahrtausend wie Bindeglieder zwischen dem Neolithikum Südwesteuropas und dem leben-



GESICHTSTÄTOWIERUNG

52. Nasenwangenschnitte (syrtisch) — 53. Kreise und Halbkreise (altertyhräisch) — 54. Mundwinkelstrahlen (atlantisch)

digen Kulturkern des Westfudan. Ich muß hier außerdem daran erinnern, daß der Boden gerade dieser Länder reich ist an neolithischem Steinwerkzeug und daß der Kellergruben-
 burgbau wie die Grabanlage der Tumuli gleiche historische Tiefe zeigen. Auf Grund
 solcher Überlegungen muß der Gedanke an eine bis auf die Zeit und Formwelt des
 Neolithikums reichende Beziehung der syrtischen Kultur Raum gewinnen, und anderer-
 seits die Armut Kleinafrikas an entsprechenden Überbleibeln sowohl wie an Funden auf-
 fallen. Diese Armut Kleinafrikas fordert aber ebenso energisch eine Antwort wie die
 Frage, wo die Bindeglieder zwischen der Terrakotten- und der Menhir-Tätowierung
 zu finden sind, da die Menschen dieses Landes und dieser Periode unseres Wissens keine
 solche Tätowierung mehr besessen haben. Die Antwort hierauf kann zunächst nur die
 sein, daß hier Vorbilder ausgestorben sind, d. h. daß solche Masken aus Holz einmal sehr
 wohl üblich gewesen sein mögen (wir selbst trafen solche noch als offenbar uralte Ein-
 richtung im südöstlichen Marokko), aber seitdem ausstarben. Denn ihrem Typus nach
 repräsentieren die Masken nach Art der Tafel 140 augenscheinlich die alteingeborene
 Rasse am Südrande des östlichen Mittelmeeres.

Als Vertreter des letzten Typus unter dieser Gruppe bleibt noch das Tafel 141 abgebildete
 Stück zu besprechen. Die Masken dieser Art sind vielleicht die verbreitetsten. Ich sah
 zwei Stücke in Tunis, eines in Oran, eines in Cagliari und außerdem mehrere Miniatur-
 nachbildungen, die offenbar als Amulette gedient hatten, denn zwei derselben waren
 mit Ösen zum Anhängen versehen. Diese Stücke zeigen untereinander eine außerordent-
 liche Einförmigkeit und stechen allein hierdurch von den andern schroff ab. Fernerhin
 sind sie durchweg dunkelrot gefärbt, während die andern gelblich, graurötlich oder grau
 gehalten und bemalt sind. Die Farbe auf diesen Masken kann sich natürlich um-
 gebildet haben. Dunkel war sie wohl aber stets. Wie durch Einheitlichkeit und
 dunkle Farbe, so stechen sie nun aber vor allen Dingen durch grobe, betont brutale
 karikierte Derbheit von den andern ab. Die Ohren sind stets große Flügel, der Mund

wulftlippig und schiefgezogen, die Nase breit und eingedrückt. Die Augen stehen weit auseinander. Die Wangen sind hartkantig.

Alles in allem die Karikatur eines Negerkopfes in Farbe wie in Form. — Dieser Negerkopf zeigt nun stets die gleiche Ausschmückung der Stirn, nämlich dreimal untereinander eine in vier konzentrischen Ringen ausgebildete Wulftung. Über dieser in der Mitte eine Mondfichel. Die Mondfichel konnte ich nicht auf allen Masken dieser Art sehen, die konzentrischen Ringe waren aber auf allen zu erkennen. Sie gehört offenbar zu diesem Negerfreckkopf ebenso wie die dunkle Farbe, die breite Nase, der schiefe Wulftenmund. Das Vorhandensein und die große Verbreitung dieser Negerporträts aus der Mitte des letzten vorchristlichen Jahrtausends ist eine sehr wichtige Tatsache. Ganz besonders,



NASEN-WANGEN-SCHNITT-TÄTOWIERUNG

1. Stele von Saint Sernin. Jungneolithikum in Südfrankreich — 2. Vorgeschichtliches Schieferamulett aus Portugal nach A. Bezenberger — 3. Jonische Terrakottenmaske aus der Mitte des ersten Jahrtausends v. Chr. nach J. Böhlau — 4. Terrakottenmaske aus Sparta, Silenotyp mit Bart nach R. Traquair — 5. Heutige Tätowierung im Gebiet der schwarzen Volta L. Frobenius del. (DIAFE 1908) — 6. Krieger von einem den Beninern feindlichen Inlandvolk. Nach Beninplatte im Britischen Museum in London bei Read und Dalton. — Gezeichnet von H. Hagler

wo wir hier eine stereotyp gewordene Tätowierung (also am Ende eines längeren Gebrauchs oder direkter Neubildungen) mit ihm verbunden sehen. Nun kennen wir das Gebiet der heutigen Verbreitung ganz genau. (Siehe Kartenskizze 53 S. 159.) Es liegt an der Westküste Afrikas und ist altherythrischer Zugehörigkeit. Sehr weit nach Norden zu kann diese Tätowierungsweise nicht vorgedrungen sein; wenigstens in der für uns in Betracht kommenden Zeit nicht. Denn es liegen die sehr alten beiden Verbreitungsriegel, die in Karte 52 und 54 dargestellt sind, davor. Besonders die norderythrische Kultur mit dem senkrechten Augenwangen- oder Schläfenschnitt muß sich zwischen die Sahara und die Westküste schon in sehr alter Zeit geschoben haben. Da ist nun die Frage, wie gerade diese Tätowierung der Neger den Mediterranen so bedeutungsvoll geworden sein kann.

Da es in den Nilländern diese Tätowierung wohl niemals gegeben haben kann, so kommen

Beziehungen über Ägypten nach Innerafrika nicht in Betracht. Bleiben also nur zwei Möglichkeiten, wie die östlichen Mediterranen zu dieser Kenntnis gelangten. Entweder auf indirektem Wege des Sklavenhandels durch Sahara und Sudan hindurch oder aber durch Seeverkehr um Nordwestafrika herum. Ersteres ist deswegen unwahrscheinlich, weil, eine solche Beziehung vorausgesetzt, nicht etwa diese Tätowierung als die auffallendste, sondern eher ein paar hundert andere, viel bizarrere Formen an den Rand des Mittelmeeres vorgedrungen wären. Daß die westafrikanische Kreistätowierung auf folchem Wege durch die Sahara hindurchgekommen wäre, ist allein schon deswegen unwahrscheinlich, weil nach sehr genauer Kenntnis der Sklavenhändler wohl die Sudaner, nie aber die eigentlichen Westafrikaner den Weg durch die Sahara überstehen.



STIRNKREIS-TÄTOWIERUNG

1. Auf einer Terrakottenmaske (vgl. Tafel 141), Negerkopf, westliches Mittelmeer, aus dem ersten Jahrtausend v. Chr. —
 2. Auf einer Terrakotta (vgl. Tafel 146), Negerkopf aus Ise, aus dem ersten Jahrtausend v. Chr. — 3. Eines Negers
 aus dem inneren Kongobecken, Bussiragebiet. Nach dem Leben (L. Frobenius DIAFE 1905). Gez. von H. Hagler

Bleibe also nur die andere Möglichkeit, daß die westafrikanischen Neger auf dem Wasserwege durch die Säulen des Herkules in das Mediterraneum gekommen sind. D. h. also als Sklaven. — Nun ist es wohl am Platze, auf eine Stelle im Alten Testament aufmerksam zu machen. Wir sind gewohnt die Stelle 1. Könige 10, 22 zu lesen: „Denn der König (Salomo) hatte Tarfischiffe auf dem Meere bei den Schiffen Chirams; einmal in drei Jahren kamen die Tarfischiffe und brachten Gold und Silber, Elfenbein, Affen und Pfauen.“ Dieses Wort für Pfauen — thukkijjim hat Flavius Josephus nun in seinen Jüdischen Altertümern ersetzt durch das Wort sukkijjim, womit gemeiniglich die Äthiopier gemeint sind. Dementsprechend kann man für die Pfauen der Vulgata Sklaven aus Äthiopien setzen und damit dem Beispiele so beachtenswerter Autoren wie Josephus, Bechart, Karl Niebuhr, Glaser und Dahse folgen. Nun zeigte ich oben schon, daß diese

Fahrten des Phöniziers Chiram Silber aus Tarsis und Gold aus Uphas mitbrachten. Wenn dazu in dreijähriger Fahrt nun auch noch Negerklaven an Bord genommen wurden, so stammten diese entsprechend der heutigen Verbreitung der Masken aus dem Busen von Guinea. — Daß aber solche Schifffahrt und Völkerkenntnis um die Mitte der letzten vorchristlichen Jahrhunderte schon seit langem so gut wie ausgestorben war, das läßt sich aus der Tatsache entnehmen, daß nur noch ein Modell für diese Negerdarstellung übrig geblieben zu sein scheint, — ein Klischee. Die persönliche Bekanntschaft des lebendigen Vorbilds gehörte um diesen Zeitpunkt schon der Vergangenheit an. — Ein Gegenstück zu dem Kopf Tafel 141 werden wir im übernächsten Abschnitt kennen lernen.

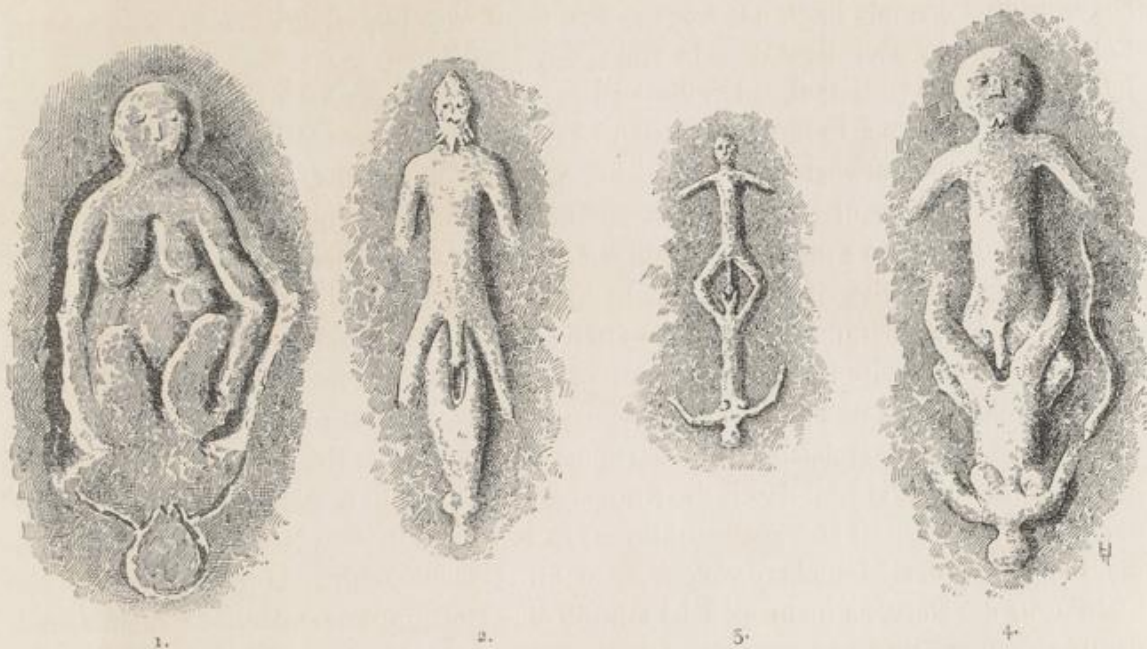
DIE TIEFE MEDITERRANER RELIEFKUNST

Im vorigen Abschnitt wies ich auf die kulturelle Beziehung, die zwischen Südfrankreich und den Nigerländern bestanden haben muß, die beispielsweise in den Nasen-Ohren-Schnitten der Tätowierung einen Ausdruck findet und deren Zeugnisse auf europäischem Boden bis in das Neolithikum zurückreichen. Zwischen dem Nigergebiet und Südeuropa klafft eine Lücke. Von Norden nach Süden ist das Kultursymptom, das uns beschäftigt hat, nach Innerafrika gelangt. Der Wanderzug durchbrach die afrikanisch-hamitische Kulturflut und drang bis ins Volta- und Benuegebiet vor. Im Rücken dieser Front rannen die afrikanisch-hamitischen Bewegungen wieder zusammen und spülten die Verbindungen hinweg. Wir kennen diese Erscheinungen sehr gut. Im Atlas Afrikanus Heft 2 Karte 11 habe ich mehrere Erscheinungen solcher Art kartographisch dargestellt: Verbreitung des Reisbaues, der feinen Ledertechnik, des Lehmankbetts etc. Auch das Kafulagewand, Haustiere, Mythenstoffe etc. haben in ihrer Verbreitung nach Süden ähnliche Abnabelungen, d. h. Abschnürung ihrer Verbindung mit dem nördlichen Quelland erfahren. Die Sahara stellt auch in kultureller Hinsicht ein Gebiet des Aussterbens dar.

Eine Frage von außerordentlicher Bedeutung für die Geschichte der Kultur nicht in Afrika, sondern vor allem auch in Europa ist es nun, wie weit zurück sich solche Beziehung verfolgen läßt und ob sich vielleicht noch für die Zeit vor dem Neolithikum solche (im afrikanisch-hamitischen Gebiet unterbrochenen) Beziehungen zwischen dem afrikanischen Sudan und dem europäischen Südwesten nachweisen lassen.

Ich glaube, die Frage bejahen zu können.

In den beifolgenden Textabbildungen (S. 165) habe ich eine Reliefdarstellung aus Lauffel in der Dordogne, die aus dem Jungpaläolithikum stammt, (in der Auffassung Schiefferdeckers) einigen Darstellungen aus dem Berglande der Tombo-Habe im Nigerbogen gegenübergestellt. Solche offenbar die Begattung darstellenden Reliefs fand ich hier wie



1. Relief aus dem Abri von Laussel. Jungpaläolithikum Südfrankreichs in der Auffassung Prof. Schiefferdeckers in Bonn.—
2.—4. Reliefs vom Priestergebäude in Kani Kombole (Taf. 77). Tombo Habe im Nigerbogen. Ganz gleiche Darstellungen wurden
im nördlichen Mossigebiet beobachtet. Nach Skizzen von Fritz Nansen und L. Frobenius (DIAFE 1908). Gez. von H. Hagler

bei den nördlichen, den Habe-Tombe benachbarten Mossi häufiger. Sie waren an den Lehmwänden der Tempel und Speicher angebracht, und der naiv keusche Sinn dieser Völker erblickt in ihnen die auch in der Vereinigung von Himmel und Erde verkörperte Befruchtung. Der Unterschied der Reliefs von Laussel und Kani Kombole etc. besteht hauptsächlich darin, daß bei ersterem das Weib, bei letzterem der Mann oben abgebildet ist. Diesem Unterschied gegenüber tritt das Übereinstimmende mit überraschender Klarheit hervor. Die Übereinstimmung geht aus von einer augenscheinlich gleichen Stellung des Paares in der Begattung, vertieft sich in einer bis auf eine Umkehrung der Geschlechter gleichen Auffassung und Darstellung dieser (uns unverständlichen, in Afrika aber heute noch nachweislich geübten) Pofitur und gipfelt in feinen Einzelheiten, wie z. B. in der Bildung des männlichen Kinnbarts, der hier wie dort zwei Spitzen zeigt.

Nun heißt es ein durchaus charakteristisches Merkmal in der symbolisch ornamentalen Kunst des primitiven Sudan ins Auge fallen. Sehr häufig werden zwei der hölzernen Stützen, oft die Portalpfeiler des Hauses mit Ornamenten geziert, die links ein weibliches, rechts ein männliches Menschlein oder diesem charakteristische Zeichen zur Darstellung bringen. Statt dessen fand ich dreimal, nämlich bei primitiven Mande (Traore), bei Gurmankobe und am oberen Senegal eine skizzenhafte Darstellung des gleichen Vorganges, der den eben wiedergegebenen Bildern aus dem Jungpaläolithikum und der Kunst im

Nigerbogen zugrunde liegt. Da fragt es sich denn, was hier älter ist: die Darstellung in Lehm und Stein oder die Arbeit in Holz.

Ich habe auf den vorhergehenden Blättern gezeigt, wie in der Architektur des syrtischen Kulturkreises sich der Lehm von Norden her über die Holztektonik hinschmeichelt, wie diese Architektur aufwächst und in solcher Verbindung gedeiht. Leider verbietet es der Raum, des weiteren die Entwicklung der Lehmplastik, die durchaus dem atlantischen und füderthäischen Kulturbereich angehört, zu zeigen. Darstellungen wie wir sie eben betrachtet haben, gehören jedenfalls nicht zu diesem Kultureinfluss. Sie müssen dem Holz angehören. Wenn demnach so erst ein älteres Motiv der Holzschnitzerei Afrikas hervortritt, das gleicherweise im steinernen Jungpaläolithikum Europas heimisch ist, dann erhebt sich die Frage: was ist älter? Die Horn-, Zahn-, Knochen-, Weichsteinschnitzerei des Nordens oder die Holzschnitzerei des Südens? Aus welcher Region stammt überhaupt die ganze Schnitzerei und damit die Klingenkultur? Und ist es nicht eigenartig, daß in der mittleren Steinzeit (Jungpaläolithikum) Europas wie in dem Neolithikum Ägyptens die Bildwerke der Menschen vollendet, in Stilabgeschlossenheit auftreten? Sollte die Steinkunst des Nordens nicht vielleicht durch eine Holzkunst des Südens befruchtet und damit zu einer Klingenkultur fortgeführt worden sein?

Sollte in alter Zeit einmal die Kulturbewegung von Süden nach Norden verlaufen sein, so wie sie in jüngerer (syrtisch) von Norden nach Süden verlief? Sollte der Wechsel des Pendels West-Ost, Ost-West ein Analogon haben in einem Nord-Süd, Süd-Nord?

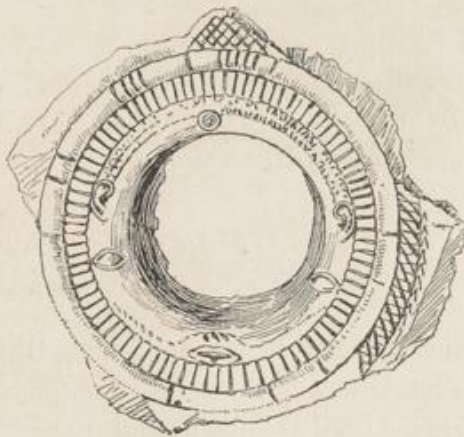
Sicher ist, daß alles Holzwerk seitdem in der Erde verging, daß nur ein Zufall ein Stück erhalten haben könnte — sogar im dünnen Ägypten. Dieses Verschwinden würde die Kluft in der Verbreitung füdeuropäischer und zentralafrikanischer Kulturelemente erklären. Es lohnt, solche Möglichkeit ins Auge zu fassen.

Aber verlieren wir uns nicht von dem noch zurückzulegenden Wege.

DIE TIEFE DER WESTAFRIKANISCHEN PLASTIK

(Hierzu Tafel 142—148)

Als ich nach langjährigem Suchen und Ausschauen im Jahre 1910 die Stadt Ife im Yorubalande erreichte, genügten wenige Wochen, um hinreichendes Material für die Annahme zu schaffen, daß hier an der atlantischen Küste vor Jahrtausenden eine Kultur geherrscht hatte, die den hohen Kulturen des Altertums nahestand. Da gab es weite Palaftanlagen, wenn auch heute nur noch epigonenhaft aus Lehm zusammengepatzt, doch immer noch stolze Bauwerke, was die gebrannten Kacheln bewiesen. Es fanden sich Teile von gebrannten Tonfiguren mit reichem Schmuck; merkwürdige Trichterrohre mit



TERRAKOTTAFUNDE AUS IFE IM YORUBALAND

Oben links ein kleiner, rechts ein größerer Torso. Darunter ein Fuß auf einem Podest, daneben ein Kultusgegenstand mit Mund, Augen, Ohren und Stirnkreistätowierung. Unten eine Kachel vom verfallenen Palast des Oni. C.Arriens del. (DIAFE 1910)



STEINARBEITEN AUS DEM ALTEN IFE

Links eine unbenannte Figur mit Steinhocker (hinter der Figur) und Steinschale (davor); rechts die Figur des Idena.
C. Arriens del. (DIAFE 1910)

Stirnschmuck und Abbildung von Augen, Ohren und Mund, wohl meist als Speisezufuhröffnungen auf Gräber gesetzt. Dazu allerhand Steingerät. Mit weit ausladendem Henkel verfehene Sessel (vgl. Textfig. oben links hinter der linken Figur); steinerne Monolithen, Elfenbeinzähnen nachgebildet, menschliche Figuren; Steinkästen mit Krokodilen als Verzierungen; steinerne Krokodile und dergl. mehr. Dazu bedenke man: diese Steinarbeiten nicht etwa aus irgend welchem leicht bearbeitbaren Sand- oder gar Seifenstein. Bevorzugt wurde offenbar Quarz. Der schöne Henkel oder Griff Textabbildung S. 175; ferner Krokodile, Kästen und Figuren bestehen aus hartem Quarz. Allein das, was in wenigen Tagen gefunden wurde, bedeutet ein umfangreiches Material an Steinarbeit, das aus eigener Kraft herzustellen den heutigen Bewohnern dieses Landes ganz unmöglich gewesen wäre. Leicht läßt sich erkennen, daß alles dies aber nicht importiertes Gut ist. Diese Krokodile, diese Sessel, diese Elefantenzahnstelen sind Inventar einer westafrikanischen Kultur. Hier haben nicht etwa fremde Kolonifatoren eine Zeitlang gelebt, etwas aufgebaut und dann zurückgelassen. Das alles ist nicht fremd, sondern es ist nur als Anregung aus der Fremde gekommen, ist heimisch geworden, hat eigene Formen, eigenen Stil gewonnen. Hier ist etwas vor sich gegangen, was jungeuropäische Kultur noch nicht erreichte. Unsere Kultur bringt dorthin ebenfalls religiöse Lehre und Arbeitsideen, Bauweisen und Möbel, Technik und technische Produkte. Aber alles bleibt dem Paideuma des Landes fremd,

es ist wie ein Mantel, der einem Körper umgelegt ist und der, vom ersten Sturm weg-
geweht, den Körper unverändert zutage treten läßt. Unsere Kolonialkulturen sind auf-
geklebt, aber nicht einmal wie Holz auf Holz, sondern wie Papier auf Stein, und ein
wahres Weltgewitter wird den Fetzen fortblasen wie die Spreu von der Tenne.

Diese atlantische Kultur ist auf atlantischem Boden gewachsen. Oben schilderte ich die
durchaus bodenständig in diesem Lande geformte templare Religion, die Architektur der
Yoruba. Hier nun dazu das Steininventar, unter dem sich Stücke wie in Textabbildung
S. 166 finden, die an Strenge und Gewachsenheit nichts zu wünschen übrig lassen. Vor
allem gehören aber nun in diesen Zusammenhang die von mir gefundenen Köpfe in
Terrakotta und Messing (Tafel 142—148.)

Das erste, was an diesen Terrakotten auffallen muß, ist der persönliche Ausdruck der
jeden einzelnen Kopf auszeichnet. Die individuelle Ausprägung des einzelnen geht aber
nicht etwa so weit, daß sie den gemeinsamen Charakter aller Köpfe in Frage zöge. So-
wohl als Persönlichkeiten wie in ihrer Stileinheit sind diese Köpfe der atlantischen Kultur
bedeutender als etwa die mediterranen Masken. Diese letzteren machen in gewissem
Sinne den Eindruck des Zusammengewürfelten, der Herkunft aus mehreren Quellen.
Die atlantischen Köpfe sind durchaus Porträts. Man vergleiche die Tafel 145 mit
Tafel 142, 144 mit 143. Gewiß haben wir verschiedene Typen, vielleicht Stämme vor uns,
wie das schon aus der Tätowierung und der Haartracht hervorgeht. Aber das mensch-
lich Persönliche leidet nicht hierunter. Noch kein Kenner mittelalterlicher oder klassi-
scher, heimischer oder exotischer Kunst, auch noch kein Bildhauer alter oder neuer Schule
hat von diesen Köpfen etwas anderes gesagt, als daß sie Belege einer unerhört hohen Portrait-
kunst seien. Sehr eigenartig ist an ihnen die Behandlung der Hautflächen des Gesichtes
(Tafel 142, 143, 148). Was bedeuten diese langen feinen parallelinigen Einschnitte? Sind es
Tätowierungsschnitte wie auf Tafel 144 über den Augen, auf Tafel 145 im Mundwinkel?
Gerade die feineren unter den Köpfen, die vornehmen Typen sind so gezeichnet. Ich habe
ähnlich verkratzte Köpfe unter den Lebenden des Benuegebietes getroffen, und der aus
dem Sudan stammende, bis zum Kongo und Kuango vorgedrungene Völkerblock der
Bateke, der Menschen aus der nördlichen Steppe, hatte ebenfalls ähnliche Tätowierung.
Aus solchen Vorbildern mag diese Linienführung hervorgegangen sein und sich dann zu
einer technisch raffinierten Flächenbehandlung herausentwickelt haben.

Eine wichtige Frage ist, ob diese Köpfe irgendeine Auskunft geben über das Volk und die
Rasse, der sie angehören. Ein Gegensatz bietet die Antwort. Die Köpfe Tafel 142—145
und 150 stehen dem Kopf 146 schroff gegenüber. Es sind die Gesichter eines Herren-
volkes gegenüber einem niedrigen, konventionell dargestellten Negervolk. Dem Neger
vermochten diese Künstler keine Persönlichkeit abzugewinnen oder wollten es auch gar
nicht. Hier wiederholt sich das im vorigen Abschnitt über kleinafrikanische Plastik Ge-



STEINARBEITEN AUS DEM ALTEN IFE

Zwei aus Quarz hergestellte Krokodile (s. S. 169), und ihre Aufstellung in der heutigen Kultusstätte. C. Arriens del. (DIAFE 1910)

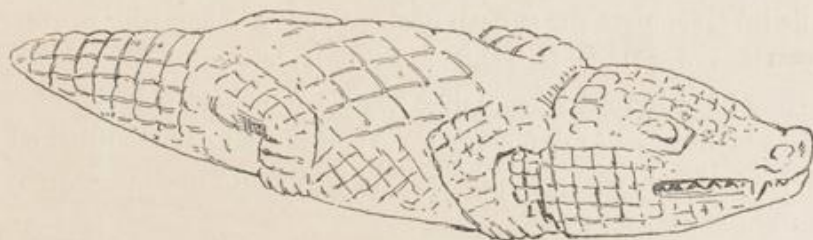
fagte bis in das minutiöse Detail. Auch die mediterranen Masken unterscheiden die verschiedenen Typen durch individualisierende Schrammen. Nur den Neger behandelt diese mediterrane Kunst schematisch, ins allgemein Groteske ziehend. Sie schneidet in die Stirn des Negerkopfes die konzentrischen Tätowierungsringe. Hier das Gleiche. Im alten Heimatland dieser Kreistätowierung erscheinen die vornehmen Köpfe alle mit besonderen Merkmalen und der Neger wieder mit den konzentrischen Ringen! (Vgl. Tafel 146 und Textabbildung S. 161.) Mit dieser Übereinstimmung hört das sonst vielleicht Zufällige auf. Hier fordern die Tatflächen eine Erklärung, und ich vermag beim besten Willen keine andere allen Umständen gerecht werdende zu finden als die: daß beide Gruppen von Terrakottawerken, die aus dem westlichen Mittelmeer und die aus dem westlichen Afrika, Niederschläge und Nachklänge einer Periode darstellen, in der die Mittelmeervölker über die Säulen des Herakles herausfuhren bis an die Guineaküste Afrikas, um hier Gold, Elfenbein, Perlhühner (Hehn, Kulturpflanzen 7. S. 359) und Sklaven aufzunehmen. Diese Negerköpfe, hier in Erinnerung an koloniale Weltfahrt, dort als Nachwirkung eingewanderter höherer Kunst, kann ich nicht anders verstehen, denn als Zeugnisse der Uphas-Periode.

Damit wird ein Gesichtspunkt für die Betrachtung der gesamten westafrikanischen Plastik gewonnen. Zunächst aber muß dieser eigentümliche Winkel der Guineaküste, das westlich der Nigermündung gelegene Yorubagebiet nach seiner Bedeutung im Rahmen innerafrikanischer Kulturgeschichte gewürdigt werden. Ich gehe aus von der Tätowierung, die uns so weit schon ausgezeichnete Fingerzeige bot. In dem Kärtchen 52 kam die Wanderung der Nasen-Ohren-Schnitte ägyptischer Herkunft (mit Anschluß an das Neolithikum in Südwest-Europa), in 53 die äthiopische Kreistätowierung, in 54 die



atlantische Mundwinkeltätowierung zur Darstellung. Nunmehr zeigen andere Kartogramme die nordäthiopische Stirntätowierung, wieder andere deren Mischung mit der Mundwinkeltätowierung, und dritte endlich die gesichtssumrahmende Längslinientätowierung, welche letztere zu Gesichtsüberzügen wie auf den Köpfen Tafel 142, 143 und 148 geführt hat. (Die eigentliche äthiopische Knöpfchentätowierung und andere sind nicht in Betracht gezogen.)

Das aber heißt aus den Formen und Verbreitungen abgelesen: daß die Langschnitte der



Köpfe Tafel 142, 143 und 148 nicht anders denkbar sind als entstanden aus der Tendenz, die gradlinigen Stirntätowierungen des nordäthiopischen Kulturkreises über das ganze Gesicht auszudehnen. Und das wieder bedeutet, daß in jener alten Zeit der Einführung der Terrakottakunst in Westafrika eine Beziehung zur nordäthiopischen Kulturausdehnung, alias zur Kolonialkultur des roten Meeres, alias zur Kultur des südlichen Arabiens schon bestand. Also trafen sich hier zwei der rhizomatischen Kulturen der vorgriechischen Kulturperiode. Die Terrakotta- und Gelbgußkunst wurde nicht nur durch kulturelle

Saat vom atlantischen Ozean her erweckt; sie traf zum mindesten auf eine andere Kulturwelle, die norderythräische.

Aber noch mehr. In der Gelbgußkunst der Yoruba spielt die Spiralornamentik, hervorgegangen aus dem Wachsgußverfahren und des in feine Windungen gelegten dünnen Wachsfadens eine große Rolle. Die Erzeugnisse dieser Kunst entsprechen genau jenen der mykenischen Periode und den entsprechenden Funden aus Troja usw. Nun zeigt sich gleiche Technik und Detaillierung auch verbreitungsgemäß vorstoßend bis zur atlantischen Küste Westafrikas und zwar wieder im heutigen Yorubaland. Auch die kleinen Rosetten des Olokun-Poseidonkopffschmuckes Tafel 148 verraten solche Beziehung und damit: daß die atlantische Kunst in der Uphasperiode nicht nur mit der norderythräischen, sondern auch mit der syrtischen Kultur in Verbindung stand. In der Uphasperiode stießen also schon, um damit auf das zurückzugreifen, was im ersten Teile von der früheren Kulturdurchdringung Afrikas gesagt wurde, im atlantischen Kulturgebiet die alten Kulturen aus eurasiatisch-mediterranen Quellen, also aus mindestens drei Richtungen zusammen. Das heißt: die atlantische Kunst Westafrikas ist ein Gefüge hoher Kultur, ist klassische Kunst und hat nichts zu tun mit einer primitiven Negerkunst.

DAS AUSLEBEN DER ATLANTISCHEN KUNST

(Hierzu Tafeln 149; 151—171; 183—195)

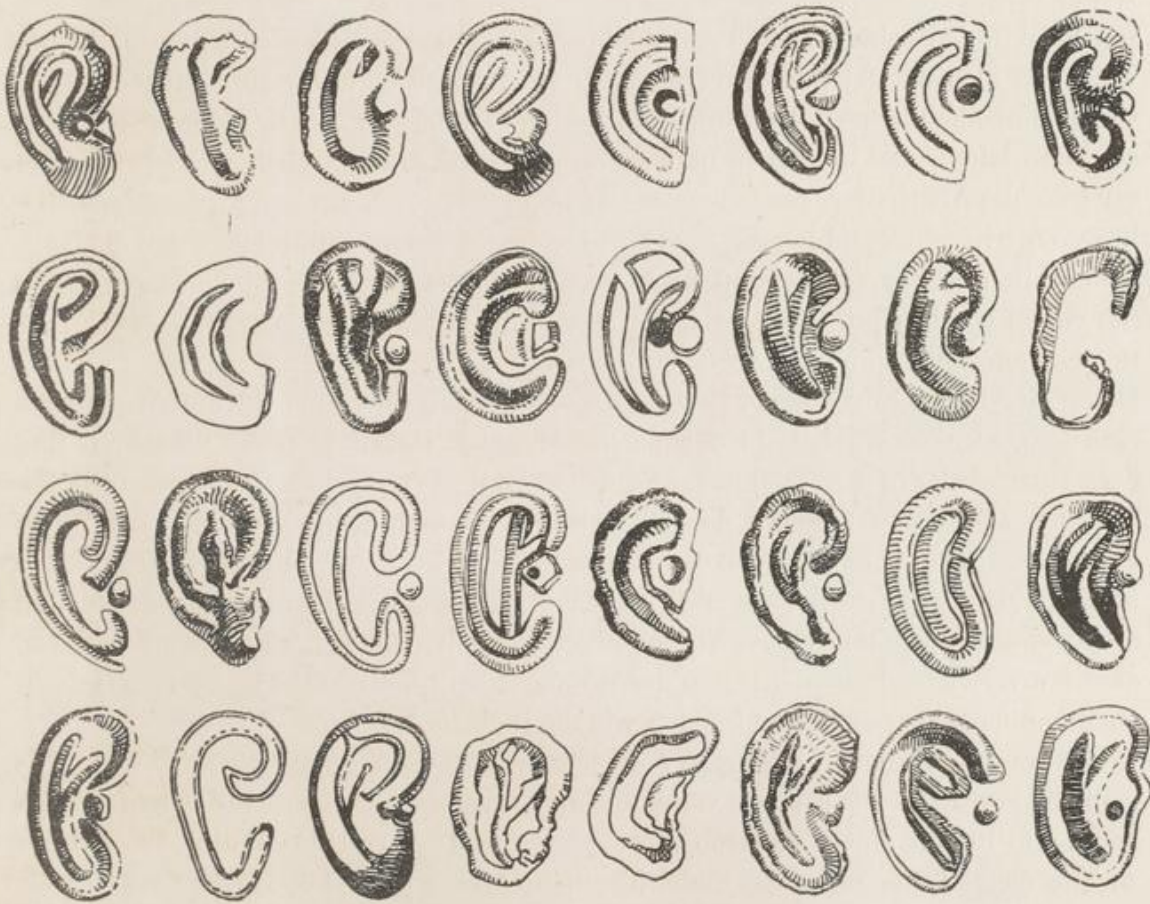
Diese klassische Kunst des atlantischen Afrika ist seit ihrer Entstehung nicht ausgestorben. Damit steht sie im Gegensatz zur ganzen übrigen europäischen oder mediterranen Kunst des Altertums. Der europäische Grieche hat keinerlei lebendige Erbschaft aus Altem aufzuweisen — trotz Lord Byron! Über Italien zog die Renaissance die jüngere Kulturhülle. Altägypten verfiel unter Arabischem. Das Weiterleben der atlantischen Kultur ward aber nie durch ein Sterben abgechnitten. Sie lebt heute noch, — wenn auch in den letzten Zügen atmend.

Als die mittelalterlichen Entdecker Westafrikas in den Golf von Guinea einliefen, fanden sie in der Küstenstadt des Yorubalandes, in Benin, dessen Herrscher aus Ufa-Ife stammten, allerhand Gelbgüsse. Lange blieb dann Benin halb vergessen, halb abgeschlossen. Am Ende des vorigen Jahrhunderts eroberten die Engländer Benin und entdeckten die Gelbgüsse. Ein gewaltiges Hallo erschallte. Eine große Kunst in Westafrika! Man sah zunächst nicht, was hier vorgegangen war, daß nämlich die Portugiesen und Holländer, dem Begehren der Eingeborenen entsprechend, große Mengen von Gelbgußmaterial in das Land gebracht hatten, um dafür Sklaven einzutauschen und daß dadurch die an



DAS OHR ALS BELEG DER NATURBEOBACHTUNG UND URSPRÜNGLICHKEIT

Die Ohren eines Gelbgußkopfes (des Olokun) und eines Terrakottakopfes (der Mia), ausgegraben in Ife. Aus dem ersten Jahrtausend v. Chr. Gez. von H. Hagler



DAS OHR ALS BELEG DES FORTGESETZTEN KOPIERENS OHNE NATURBEOBACHTUNG, DES VERFALLS IN DAS SCHEMA UND DER FORMVERÖDUNG

Nach mittelalterlichen Gelbgüssen aus Benin und Stücken in den Museen in Cambridge, London, Berlin und Stuttgart. Gez. von H. Hagler

sich alte Kunst neue Anregung erhielt, gleichzeitig aber auch degenerierte. Von dieser jüngeren Beninkunst bringe ich Tafel 149 mit einem Leopardenkopf, der das Höchste darstellt, was diese mittelalterliche Kunst noch erreicht hat, die im Allgemeinen offenbar um so schneller degenerierte, je mehr europäisches Gußmaterial durch den Sklavenhandel zugeführt wurde.

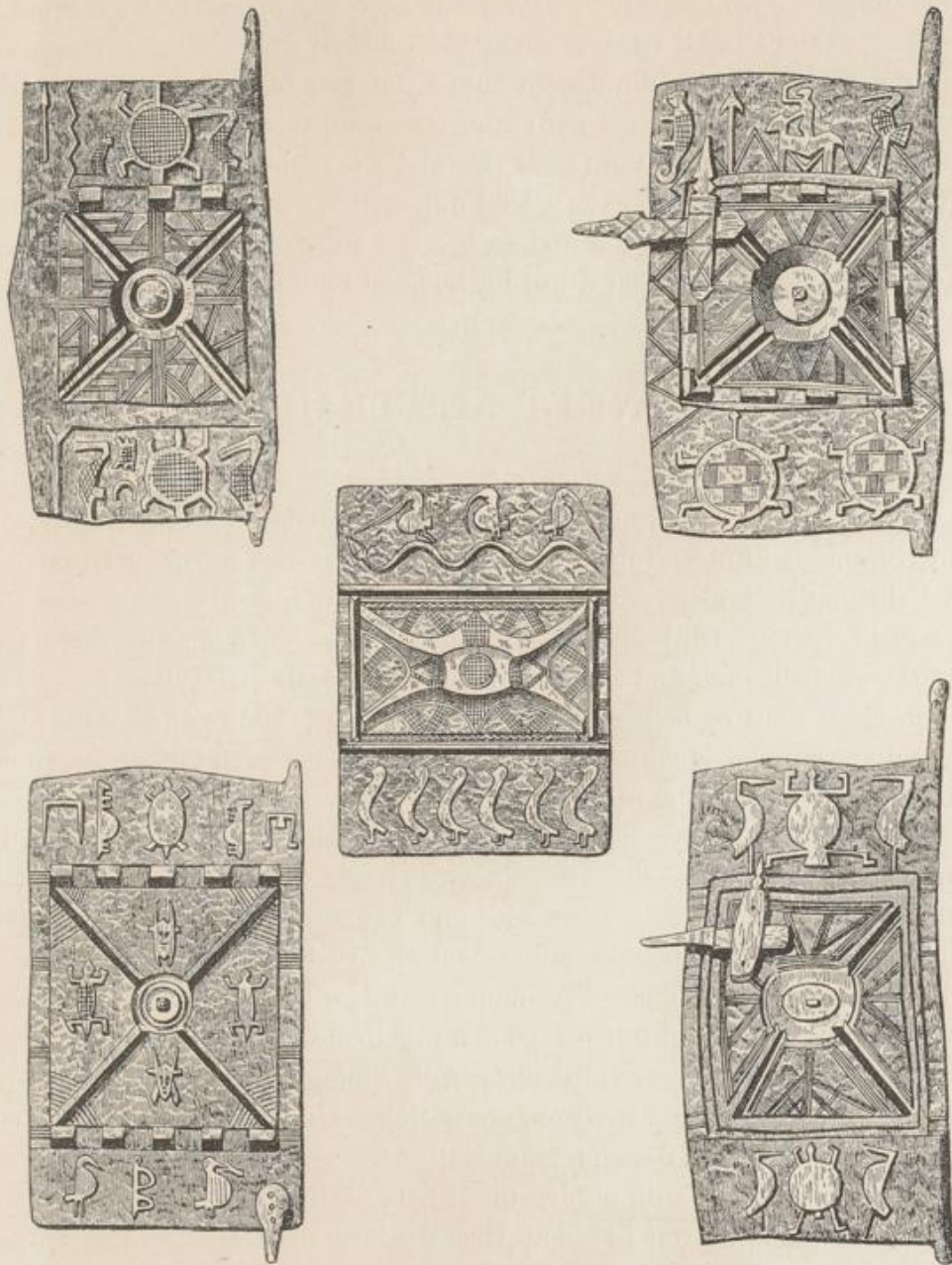
Mit der Entdeckung der Terrakotten und des Olokunkopfes in Ife rückten für alle, die ein Auge für Kunst besitzen, das Problem der Benin„bronzen“ in ein neues Licht. Hier handelt es sich nicht um eine autochthone hohe Negerkunst, oder auch nicht um eine durch portugiesische Seeleute eingeführte „neue“ Negerkunst, sondern um eine in Negerländern und im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende von der Kunst zur Kunstfertigkeit degenerierte Formwelt. An einigen Beispielen ist das leicht noch weiter belegt.

Ich habe in den beifolgenden Textabbildungen S. 171 oben die zwei Ohren der Köpfe Tafel 142 (Terrakotta) und 150 (Gelbguß) aus Ife und darunter die typischen Ohren von Beningelgußköpfen der Museen in Berlin, Hamburg, London, Cambridge etc. abzeichnen lassen. Das ungemein naturhafte, ursprüngliche und klassisch Natürliche der ersteren, das Abgeleitete, Nachahmende, Stümpernde, der Natur sich Entfremdende der letzteren tritt genügend hervor. — Dazu mache ich darauf aufmerksam, daß die sämtlichen alten Stücke der Ifekunst noch nach mediterraner Weise blinde Augen haben (sie waren wohl ursprünglich farbig), während die Beningelguße der jüngeren Kunst mit eingestochenen Pupillen versehen sind.

Dieses eine Beispiel mag bei der Betrachtung der heute noch lebenden Kunst Westafrikas zum Leitgedanken werden. In unendlicher Mannigfaltigkeit, in unfaßlicher Fülle und doch auch wieder in unverkennbarer Stilförmigkeit ist sie uns erhalten. Eine den Kulturzuflüssen aus fernen Ländern dem Samen nach entstammende und doch afrikanisch stilklar gewordene. Es ist keine Kunst des Ursprunges, keine selbstgeschaffene, keine hohe, sondern eine abgeleitete, aber ernst und eigenem Wesen entsprechende. Sie hat nichts von der aristokratischen Vornehmheit der polynesischen, aber auch nichts von dem sinnverwirrend Phantastischen der melanesischen; sie ist nicht hart wie die mittelamerikanische, aber auch nicht weich wie die indische Kunst.

Wenn nun aber endlich die Frage auftaucht, wie es denn möglich sei, daß diese afrikanische Formwelt aus der Zeit vorklassischer Anregungen bis heute ihr Dasein wahren konnte, so ist mit einem einzigen Wort geantwortet: durch das Holz! Was ich im Anfang dieses Teiles sagte, das findet hier seine Anwendung. Die Hyläa, das Holz, die Vergänglichkeit des Materiales erzieht besser zur Lebendigerhaltung der Form, als Stein.

Diese zu immerwährender Erneuerung zwingende Eigenart hat aber nicht nur in der Tiefe (Dauer), sondern auch in der Breite erzogen. In der Holzmaske (Tafel 150 und



III

GESCHNITZTE TÜREN AUS DEM SENUFO-POMPOROGEBIET
WESTLICH DES OBEREN NIGER

Nach Skizzen von Fritz Nansen und R. Hugerhoff (DIAFE 1908). Gez. von H. Hagler

151) lebt zunächst noch der Geist der Terrakotta fort. Dann wächst er sich aus in das Grotteske — (Tafel 152 bis 155) — und das entspricht dem Sinn der Neger. Überall der Schritt vom Älteren, Feinfinnigeren zum Grottesken (z. B. von 156 zu 157), vom Einfachen, Einmaligen (z. B. Tafel 158) zum Häufigen, Wiederholten, zur Breite. Die Über- und Nebeneinanderreihung (Tafel 181 und 182) führt zum Flächenhaften (vgl. Textfigur S. 173 und Tafel 183, 184). Und nur da, wo von alters her festgewachsene Sinngliederung Entwicklung bietet und doch Zügel anlegt (Tafel 185 u. f.), wird auch das Bedeutfame einer dekorativen Kunst im höheren Sinne gestreift.

DIE WELT ALS TEMPEL

Allmorgendlich greift der fromme Yoruba zu seinem Ifabrett, auf dem entweder die sechzehn Himmelsrichtungen (die Tauben auf Tafel 185 — Tauben als Himmelsboten wie im Urheimatlande dieser Kultur, im östlichen Mittelmeerbecken!) oder die vier Götterpaare (Tafel 187, 188) oder die symbolischen Geschöpfe der vier Weltgegenden (Tafel 190) dargestellt sind, und wirft seine sechzehngliedrige Orakelkette — wie seine Altvordern. Dazu stellt er heiliges Gerät aus Elfenbein (Tafel 175) oder aus Stein geschnitzt und er vereinigt so Formen aus Stoffen, die seit Perioden ineinandergriffen und nacheinander auftauchten, die nacheinander ihren Platz sich eroberten. In dem atlantischen Kulturkreis — und hier allein haben sich Steinschnitzerei und Elfenbeinschnitzerei auch für Figurenwerk eingestellt. Hier finden sich alle Stoffe, Holz wie Stein, Eisen wie Messing, Ton wie Elfenbein verwendet und zwar dies alles seit jenen Tagen des Aufblühens. Diese Vereinigung der Stoffe stellt allein schon eine Höhe dar, die Höhe, die in diesem Sinne und in dieser Verbindung mit dem summarisch einheitlichen Gehalt alter Überlieferung bis in unsere Tage sich nur in diesem Teile Afrikas erhalten hat. Alles ist diesen Menschen, alles dient dieser Anschauung, alles umfaßt diese weitausgebaute Weltanschauung, diese Religion, die wir oben als die templare kennen lernten. Die Kultur dieser templaren Religion lebte einst mit vielen Beziehungen: nach Norden zum lyrtischen, nach Osten zum norderythraischen, nach Süden zum süderythraischen Kulturkreis. Ihr Hauptgott war Poseidon. Über das Meer der Herkunft, vom Lande her, aus allen Richtungen Verbindung. So groß, so weit kann keinem afrikanischen Volke die Welt gewesen sein.

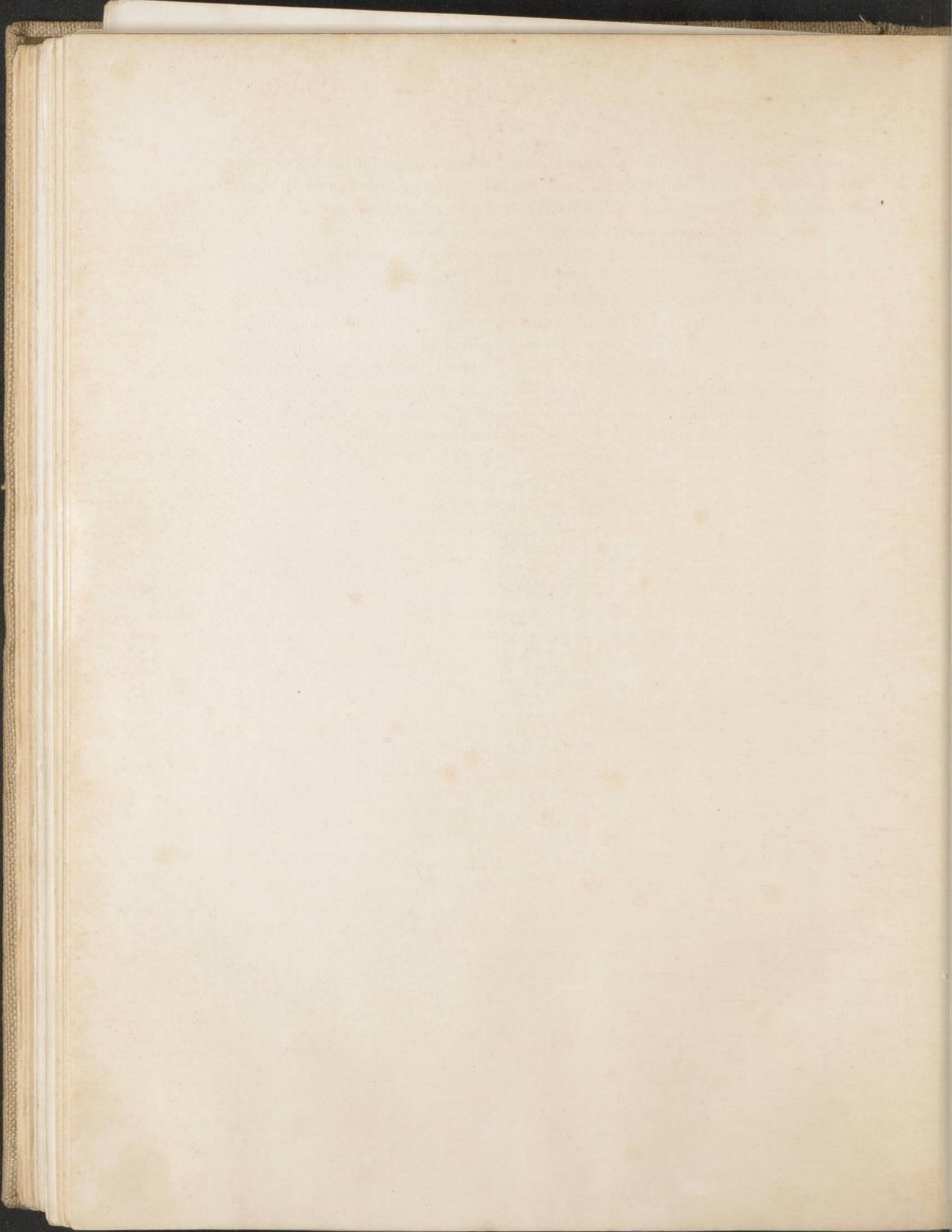
Diese Welt war ein Tempel der Götter, genau wie bei anderen Völkern der klassischen und vorklassischen Zeit im Mittelmeer, eine Welt von menschenähnlichen Göttern geschaffen und bewohnt. — Unwillkürlich müssen wir da vergleichen mit den Religions-

formen anderer Afrikaner, die in diesen Blättern skizziert und umschrieben wurden. Wir kehren zurück zu den Hamiten, denen die Natur zugänglich wurde durch Magie, zu den Äthiopen, die mit der natürlichen Umwelt in einer pflanzenhaften Einheit leben. Wir sehen vor uns die gewaltigen Einheiten kulturellen Seins.

Und gegenüber diesen Anschauungen der Menschen treffen wir das Werden und Aufkeimen der Kulturformen, die Phänomene der großen Gegenätze und Ergänzungen. Von der Steinzeichnung auf den Felsen der Sahara bis zum Götterbilde im Boden der Hyläa ist ein weiter Weg. Nicht nur den Yoruben, auch mir will diese Welt erscheinen als ein großer Tempel, in dem die Kultur in majestätischer und unbeugfamer Ruhe Formen annimmt, Formen gibt, — als ein Tempel, in dem die Menschen als Zwischenglieder mit den Füßen auf dem Boden der Erde wandeln (töricht, selbstüberheblich, anmaßend), begnadet von höherer Macht, das wahrhaft Bedeutende in einigen Stunden der Verklärung zu ahnen und sich ihres Berufes zum Dienen bewußt zu werden.



STEINARBEIT
AUS DEM
ALTEN IFE
Griff eines Gefäßes aus
Quarz (DIAFE 1910)



HYLÄA
TAFELN

Die Hyläa der Götter und Heroen
von Johann Christian Senckenberg

TAFEL 119

Landschaftsbild der Hyläa. Mächtige Hauptader der Entwässerung. Mündungslauf des
Kongo. L. Frobenius phot. DIAFE 1905



TAFEL 120

Landschaftsbild der Hyläa. Windbruch am Rande des Urwaldes im nördlichen Liberia.
Der in der Mitte unten am Fuße der oben abgebrochenen Bäume sitzende Mensch gibt
einen Maßstab für die Größe der Waldriesen. L. Frobenius phot. DIAFE 1908





TAFEL 121

Landschaftsbild der Hyläa. Von Elephanten im Palmwald ausgebrochene Straße.
Südliches Kassaibecken. H. M. Lemme pinx. DIAFE 1905

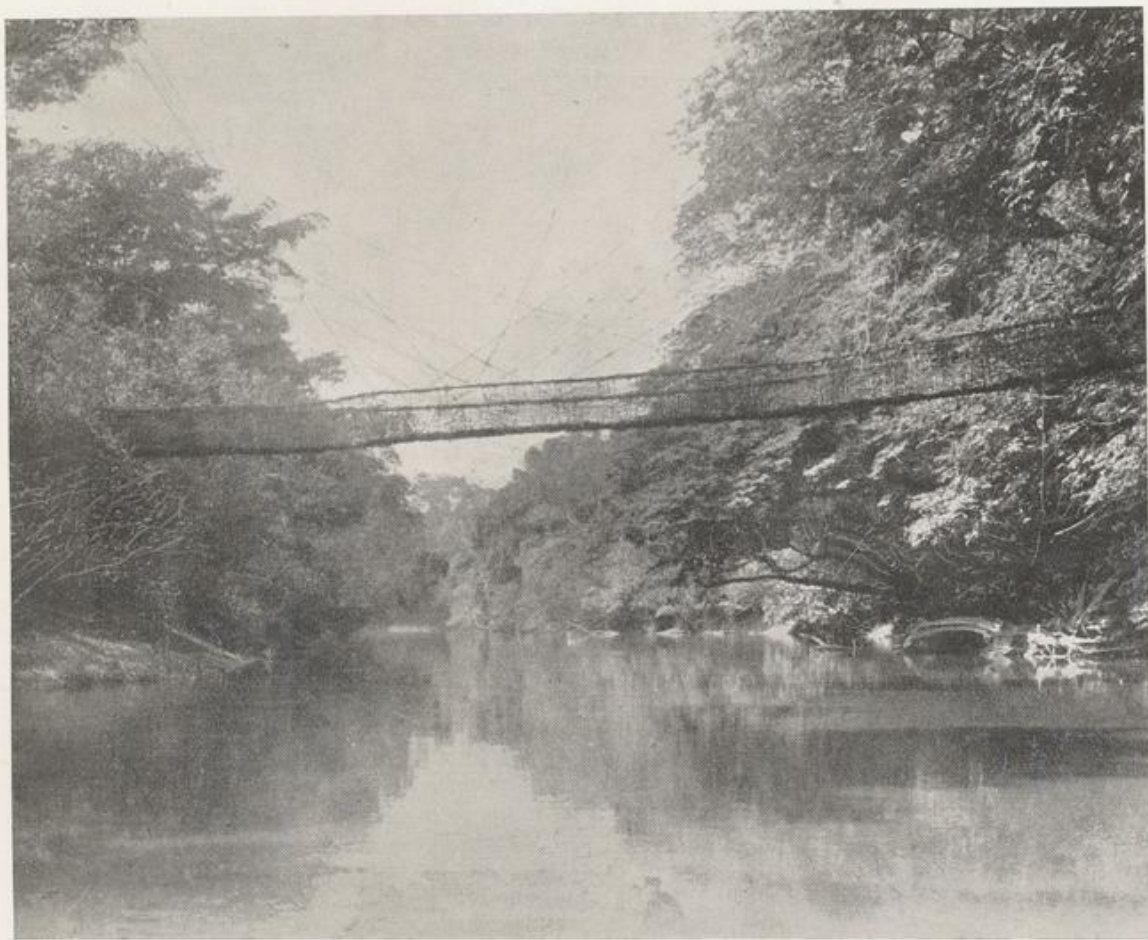


TAFEL 122

Bauweise in der Hyläa. Dorf der Pygmäen mit Bienenkorbhütten im südlichen Kassai-
Lulua-Urwald im Kongogebiet. H. M. Lemme pinx. DIAFE 1905

TAFEL 123

Bauweise der Hyläa. Lianenbrücke über den St. Paul River im Urwald Liberias.
L. Frobenius phot. DIAFE 1908



TAFEL 124

Bauweise der Hyläa. Pfahlbauten der Bakete in den Galeriewaldungen des Kassai-
Lufudi im südlichen Kongobecken. L. Frobenius phot. DIAFE 1906





TAFEL 125

Bauweise der Hylää. Pfahlbauten der Lufudi-Baket. Vergl. Tafel 124. H. M. Lemme des.
DIAFE 1906



TAFEL 126

Bauweise der Hyläa. Pfahlbauten der Lufudi-Bakete. Vergl. Tafel 124. H. M. Lemme des.
DIAFE 1906

TAFEL 127

Bauweise der Hyläa. Pfahlbauten der Bajansi-Urwaldstämme am Kuilu im südlichen
Kongo-Kassarbecken. L. Frobenius phot. DIAFE 1905





TAFEL 128

Bauweise der Hyläa. Der einfache Kastenstil. Unter den Ästen eines gestürzten Urwaldriesen errichtete Hütte zwischen Kuilu und Kantscha im südlichen Kongo-Kassaigebiet.

H. M. Lemme pinx. DIAFE 1905



TAFEL 129

Bauweise der Hyläa. Der einfache Kastenstil. Typus der nördlichen Guineaküste. Das Ewedorf Palime am Fuße des Randgebirges. Im Hintergrund die Station Misahöhe, Togo

TAFEL 130

Bauweise der Hyläa. Der einfache Kastenstil. Inneres einer Hütte am Kuilu im südlichen Kongo-Kassaigebiet mit Rohrwänden, Rohrbett, Körben usw. H. M. Lemme des.

DIAFE 1905





TAFEL 131

Bauweise der Hyläa. Der entwickelte Kastenstil mit Lehmwänden und Impluvialhöfen.
Straße in Ife (Jorubaland). L. Frobenius phot. DIAFE 1910



TAFEL 132

Bauweise der Hyläa. Der entwickelte Kastenstil mit Verandagalerie. Vorbau in Ife
(Jorubaland). L. Frobenius phot. DIAFE 1910

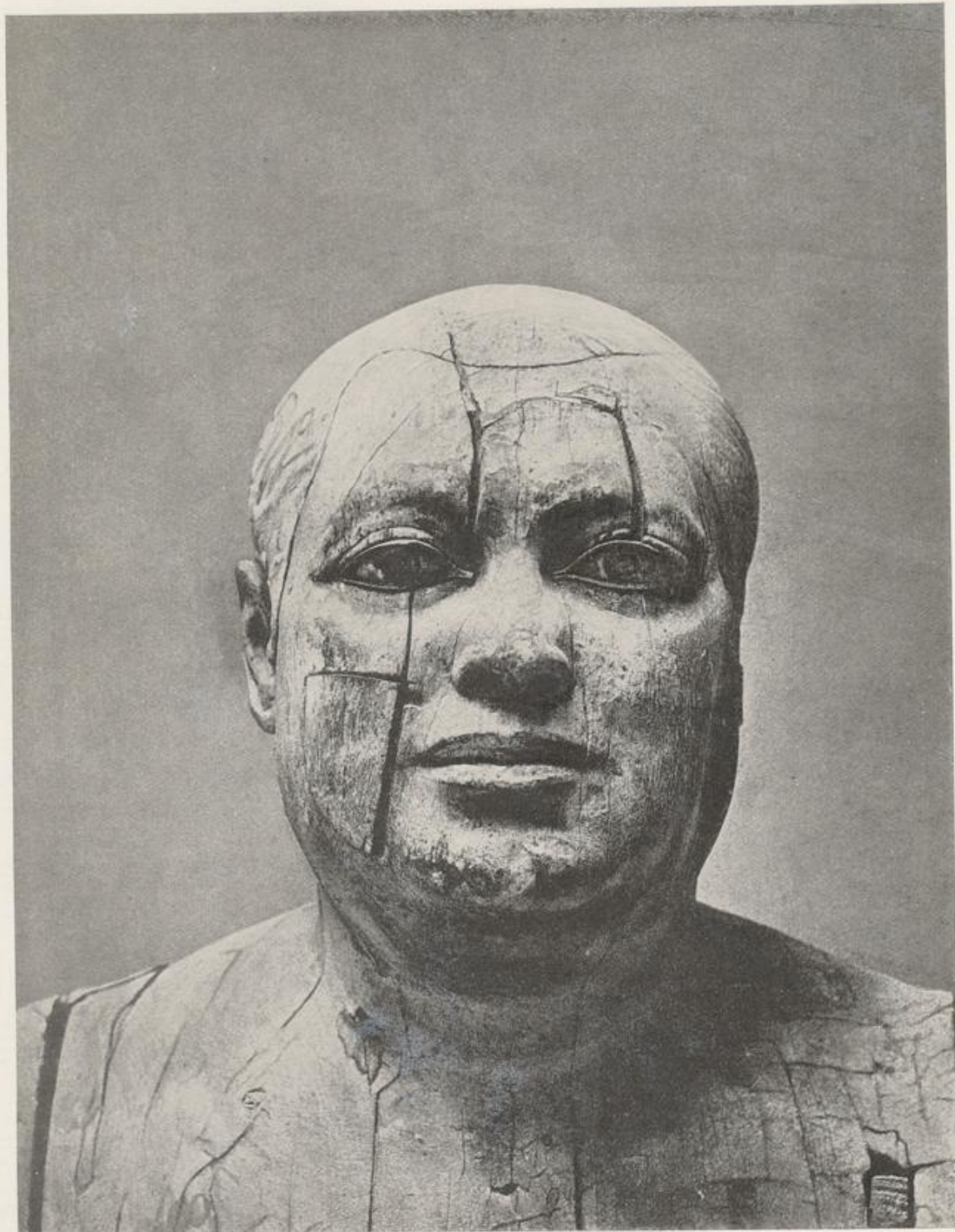
TAFEL 133

Bauweise der Hyläa. Der entwickelte Kastenstil mit Lehmwänden. Blick durch die
Innengalerie in das Impluvium. L. Frobenius phot. DIAFE 1910



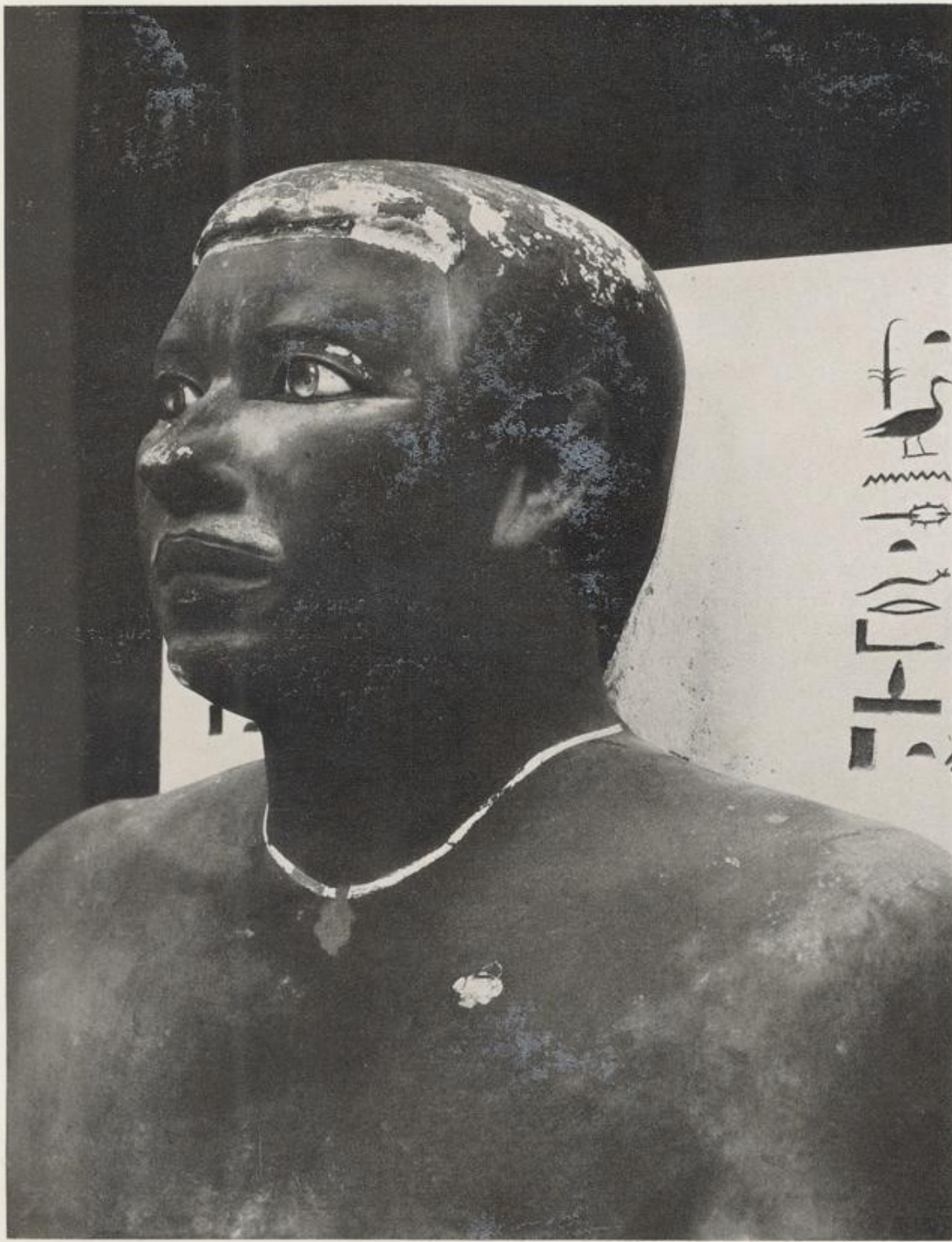
TAFEL 134

Das Wesen antiker Plastik auf afrikanischem Boden. Kopf der altägyptischen Holzstatue genannt Scheik el beled. Aus dem ersten Drittel des dritten Jahrtausends v. Chr.
IV. Dynastie Sakkara



TAFEL 135

Das Wesen antiker Plastik auf afrikanischem Boden. Kopf der altägyptischen Kalksteinstatue des Prinzen Rahotep der IV. Dynastie aus dem ersten Drittel des dritten Jahrtausends v. Chr. Meidum



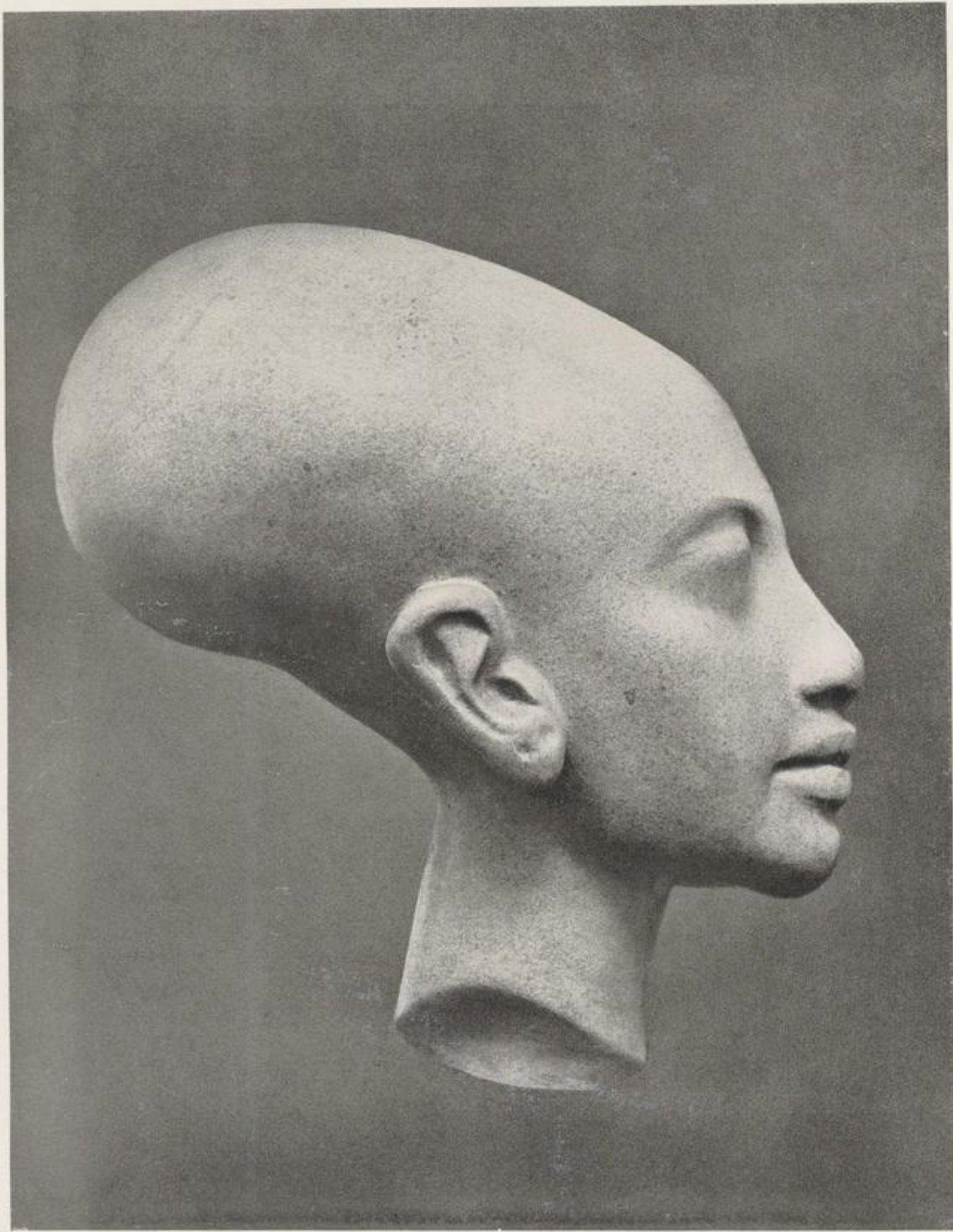
TAFEL 136

Das Wesen antiker Plastik auf afrikanischem Boden. Statue des Prinzen Merenzé, des Sohnes Pepi I. der VI. Dynastie aus der Mitte des dritten Jahrtausends v. Chr. Mit Kupfer überzogene Holzstatue. Hierakompolis



TAFEL 137

Das Wesen antiker Plastik auf afrikanischem Boden. Altägyptischer Kalksteinkopf aus der Zeit Amenophis IV. der XVIII. Dynastie nach der Mitte des zweiten Jahrtausends v. Chr. Photographie nach einem Gipsabguß



TAFEL 138

Das Wesen antiker Plastik auf afrikanischem Boden. Terrakottamaske als Grabbeigabe in Karthago aus der Mitte des ersten Jahrtausends v. Chr. Ägyptisierender Stil.
Höhe achtundzwanzigeinhalb cm. Photographie nach einem Gipsabguß



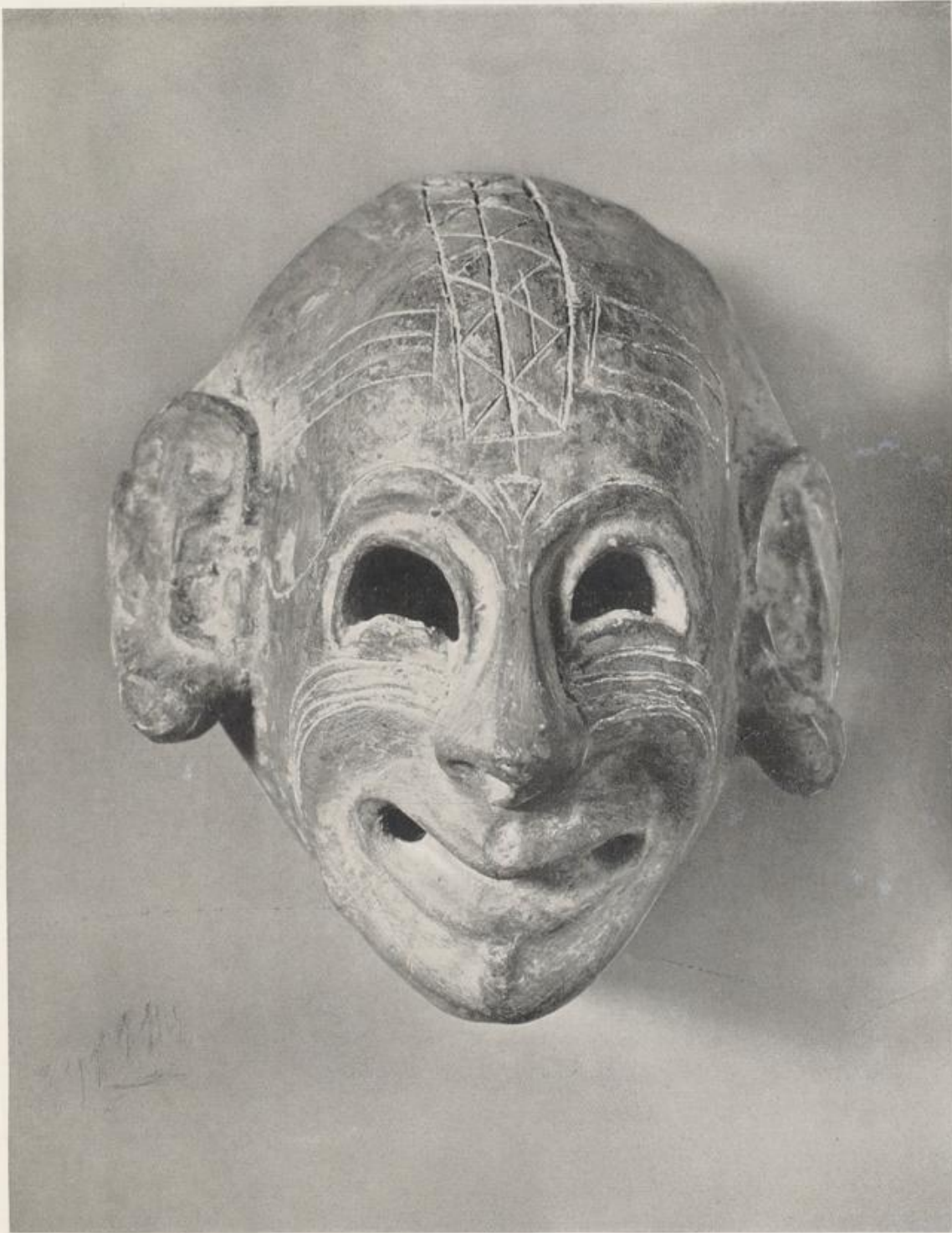
TAFEL 139

Das Wesen antiker Plastik auf afrikanischem Boden. Terrakottamaske als Grabbeigabe in Karthago aus der Mitte des ersten Jahrtausends v. Chr. Hellesierender Stil.
Höhe fünfundzwanzig cm. Photographie nach einem Gipsabguß



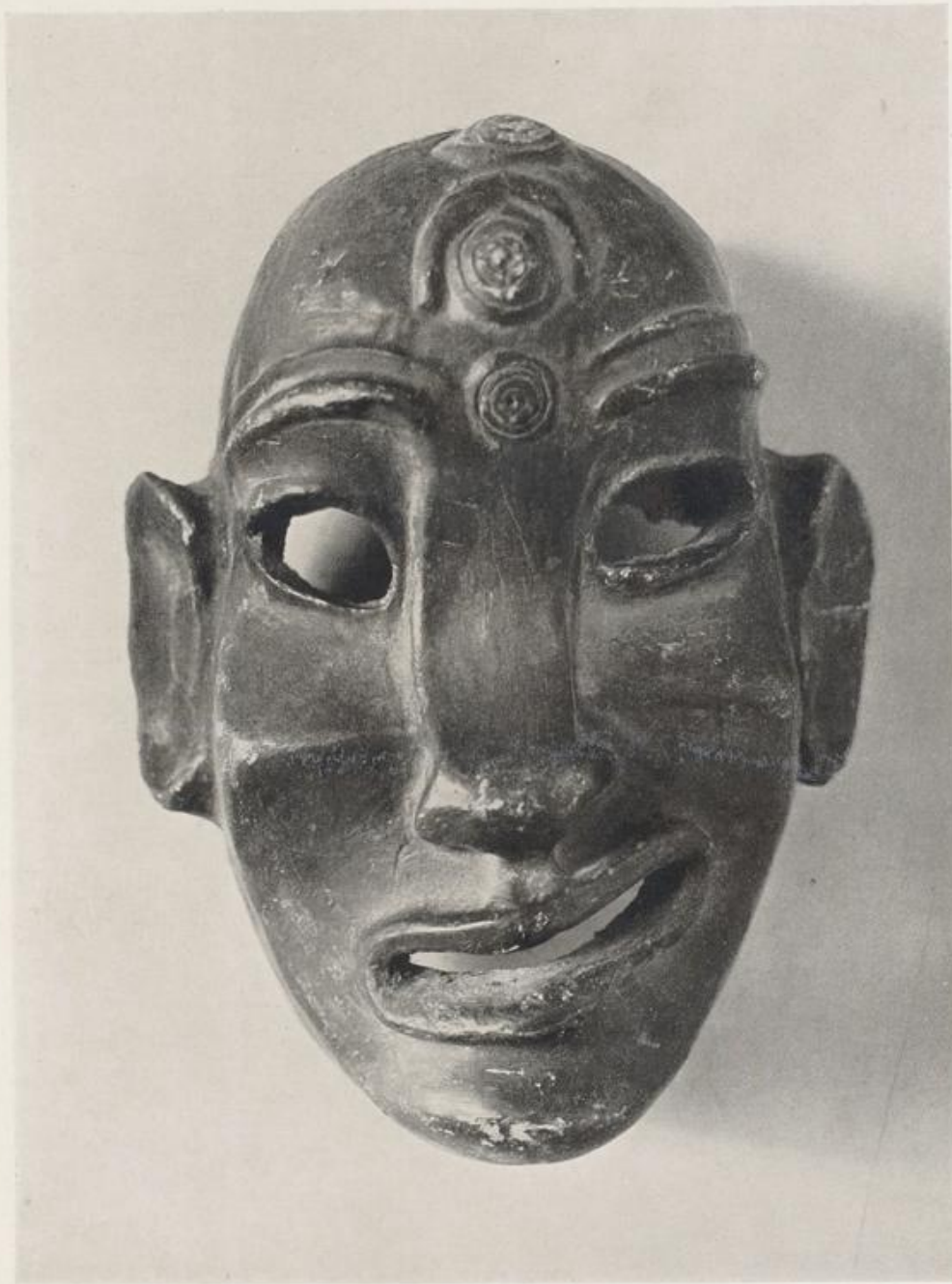
TAFEL 140

Das Wesen antiker Plastik auf afrikanischem Boden. Terrakottamaske als Grabbeigabe
in Karthago aus der Mitte des ersten Jahrtausends v. Chr. Berberisierender Stil.
Höhe sechzehn cm. Photographie nach einem Gipsabguß



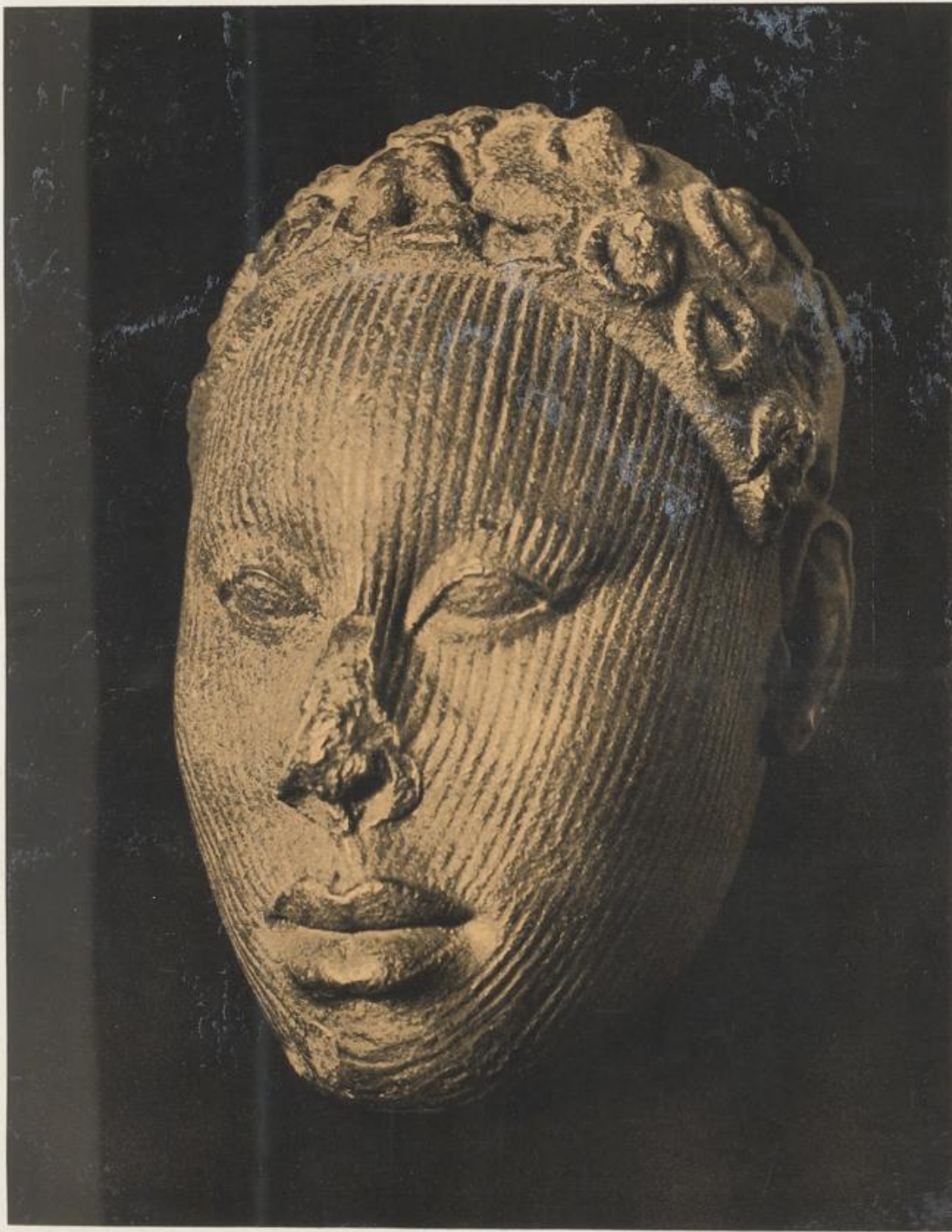
TAFEL 141

Das Wesen antiker Plastik auf afrikanischem Boden. Terrakottamaske als Grabbeigabe
in Karthago aus der Mitte des ersten Jahrtausends v. Chr. Negroisierender Stil.
Höhe dreizehneinhalb cm. Photographie nach einem Gipsabguß



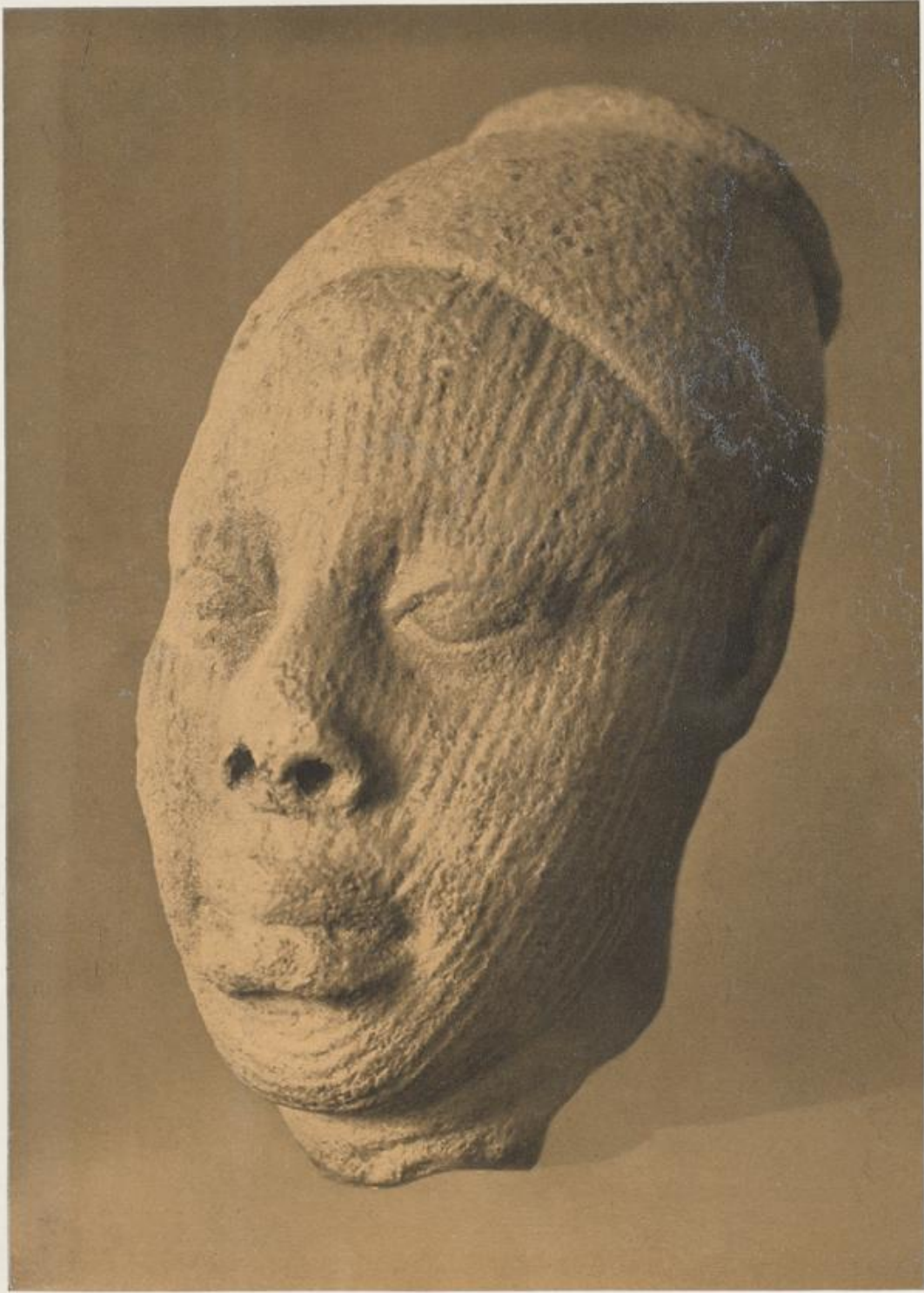
TAFEL 142

Das Wesen antiker Plastik auf afrikanischem Boden. Kunstblüte des atlantischen Westafrika im ersten Jahrtausend v. Chr. Terrakottakopf aus Ife im Jorubaland.
Höhe fünfzehneinhalb cm. Fund der DIAFE 1910



TAFEL 143

Das Wesen antiker Plastik auf afrikanischem Boden. Kunstblüte des atlantischen West-
afrika im ersten Jahrtausend v. Chr. Terrakottakopf aus Ife, Jorubaland.
Höhe dreizehneinhalb cm. Fund der DIAFE 1910



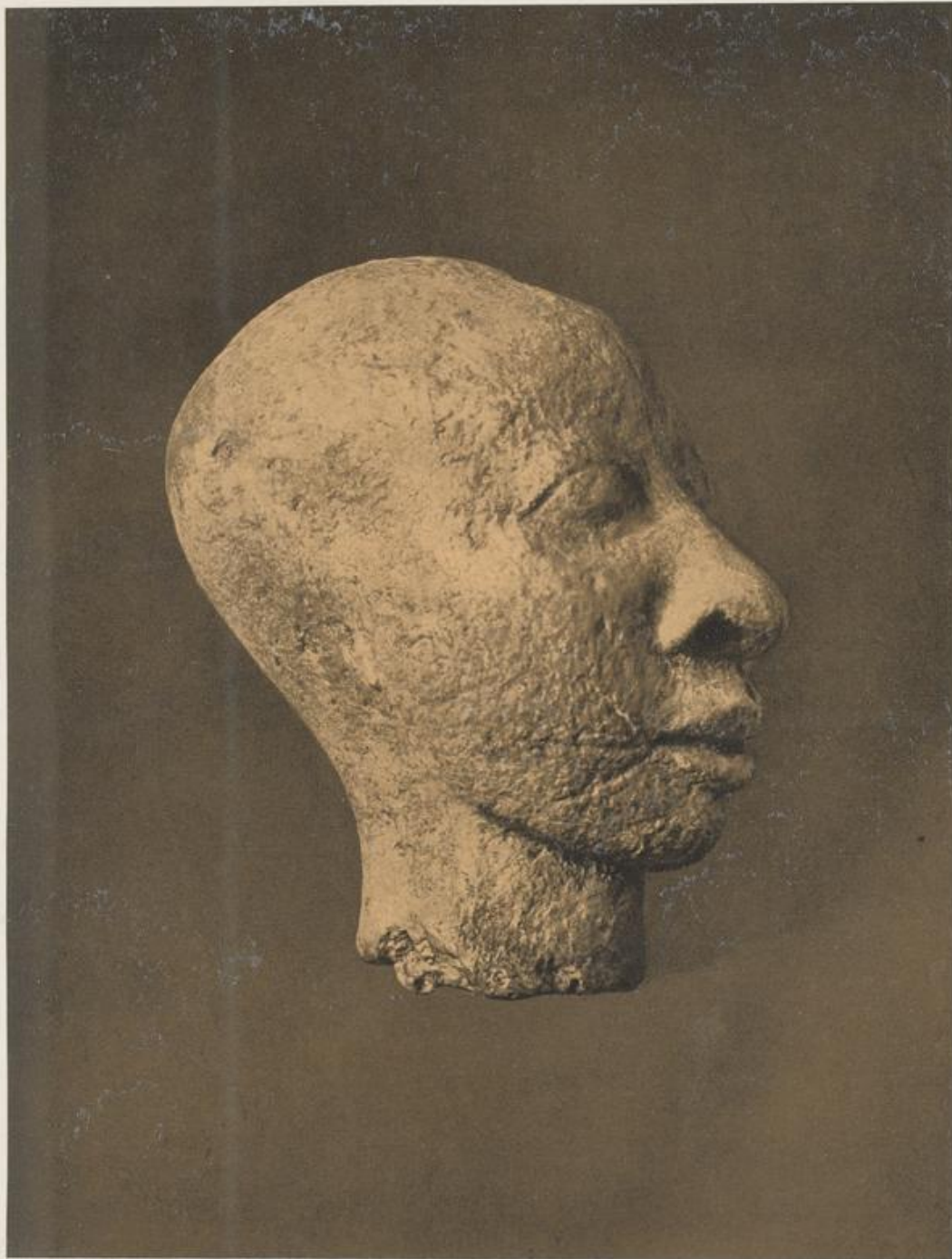
TAFEL 144

Das Wesen antiker Plastik auf afrikanischem Boden. Kunstblüte des atlantischen West-
afrika im ersten Jahrtausend v. Chr. Terrakottakopf aus Ife, Jorubaland.
Höhe achtzehn cm. Fund der DIAFE 1910



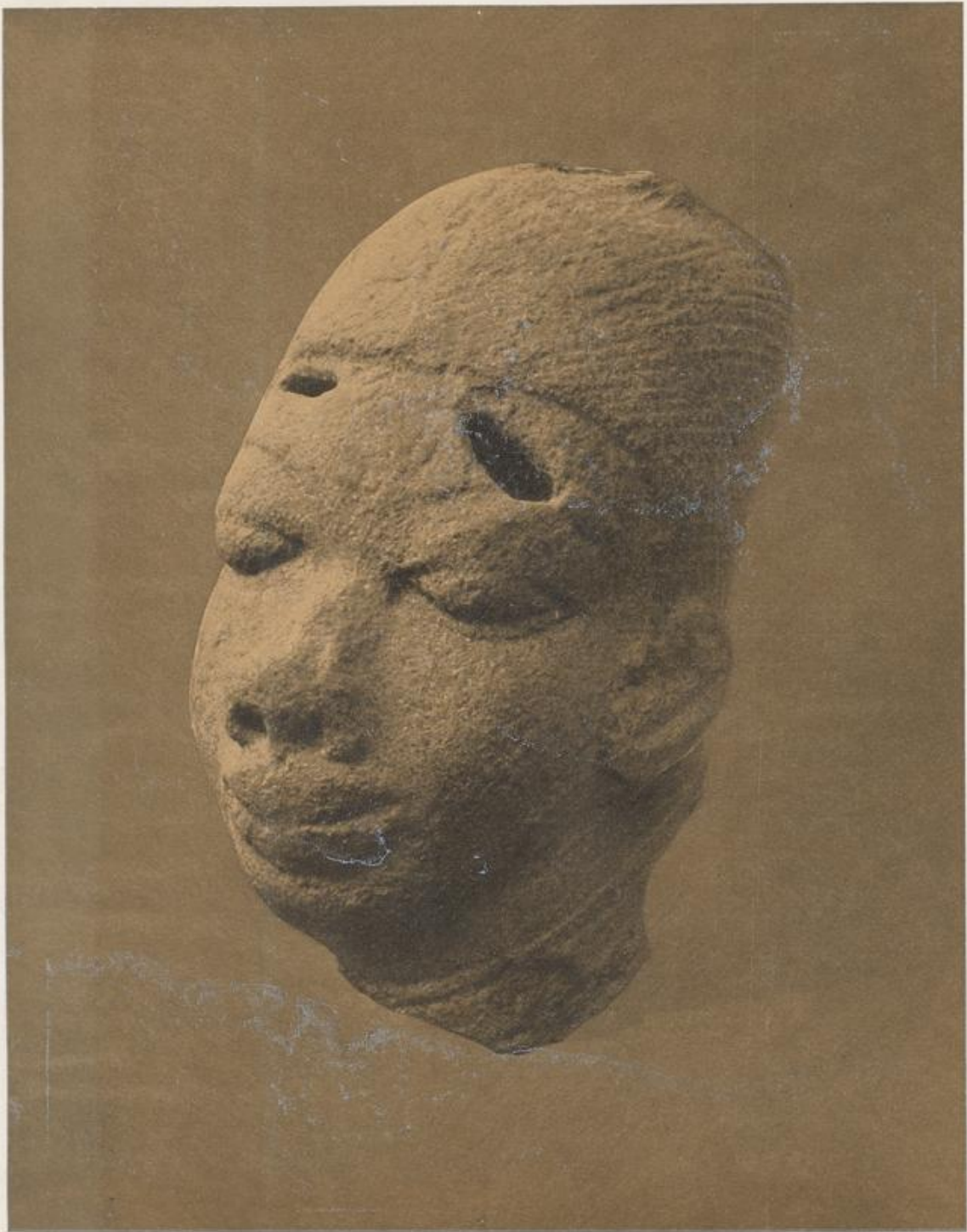
TAFEL 145

Das Wesen antiker Plastik auf afrikanischem Boden. Kunstblüte des atlantischen West-
afrika im ersten Jahrtausend v. Chr. Terrakottakopf aus Ife, Jorubaland.
Höhe elfeinhalb cm. Fund der DIAFE 1910



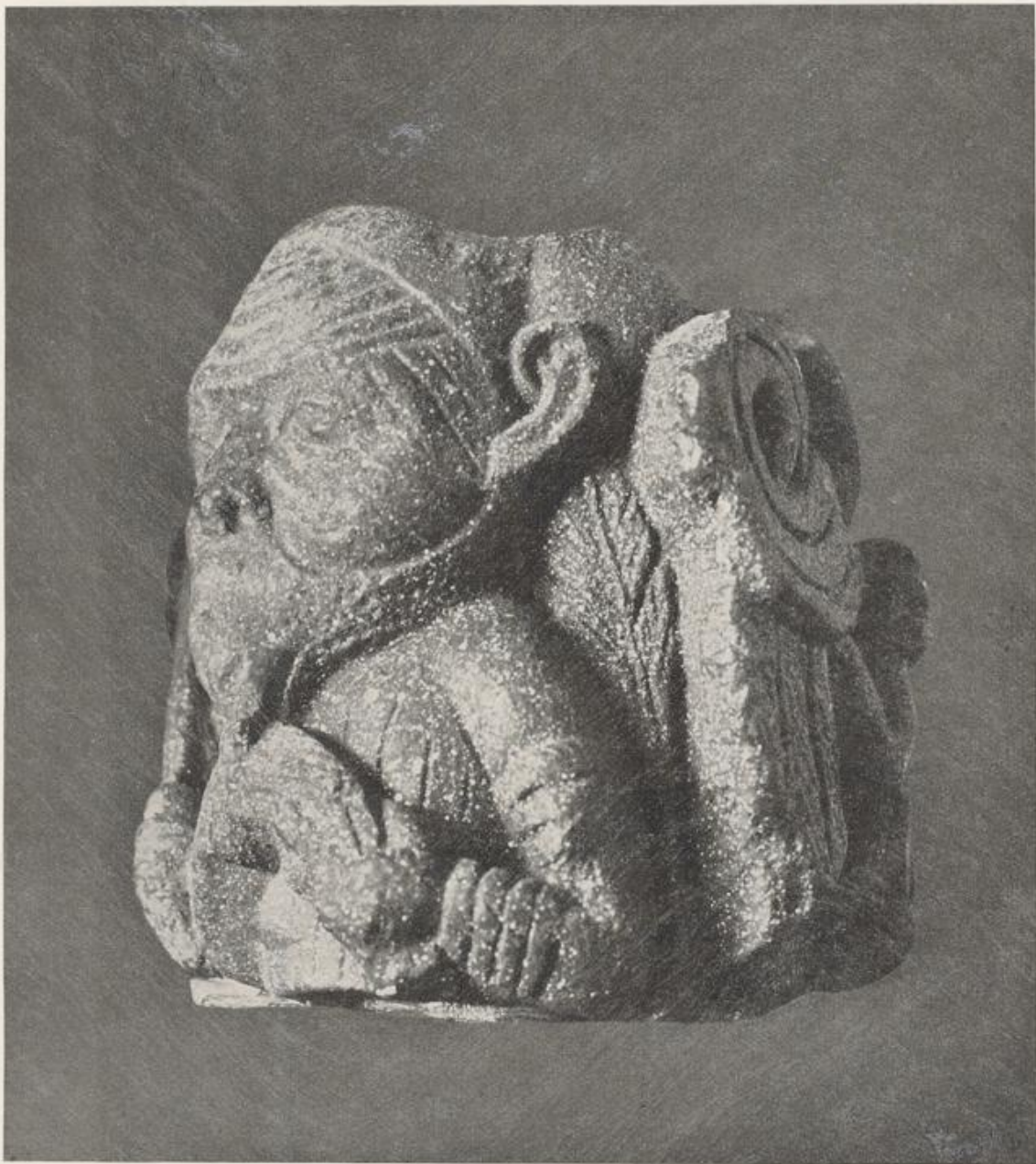
TAFEL 146

Das Wesen antiker Plastik auf afrikanischem Boden. Kunstblüte des atlantischen Westafrika im ersten Jahrtausend v. Chr. Terrakottakopf aus Ife, Jorubaland. Der grobe Negerkopf im Gegensatz zu den Köpfen der feinen Träger der atlantischen Kultur. Vergl. Textabbildung S. 161. Höhe fünfzehneinhalb cm. Fund der DIAFE 1910



TAFEL 147

Das Wesen antiker Plastik auf afrikanischem Boden. Kunstblüte des atlantischen Westafrika im ersten Jahrtausend v. Chr. Terrakotta mit einem Menschen nach vorn und einer Eule nach rückwärts. Aus Ife im Jorubaland. Höhe zehneinhalb cm. Fund der DIAFE 1910



TAFEL 148

Das Wesen antiker Plastik auf afrikanischem Boden. Kunstblüte des atlantischen Westafrika im ersten Jahrtausend v. Chr. Kopf des Meergottes Olokun in Gelbguß nach der Weise der verlorenen Form. Aus Ife im Jorubaland. Höhe von der Diademspitze bis zum Halsabschnitt fünfunddreißigundeinhalb cm. Fund der DIAFE 1910



TAFEL 149

Messinggelbguß Benin. Leopardenkopf. Höhe sechzehn cm. Sammlung Baeßler,
Dresden, Museum für Tier- und Völkerkunde



TAFEL 150

Hölzerne Gesichtsmaske. Loango-Ogowe, Westküste. Höhe dreißig cm. Sammlung
Visser, Leipziger Museum für Völkerkunde



TAFEL 151

Hölzerne Gesichtsmaske der Kioque im südlichen Kassagebiet. Sammlung der DIAFE.
Hamburger Museum für Völkerkunde



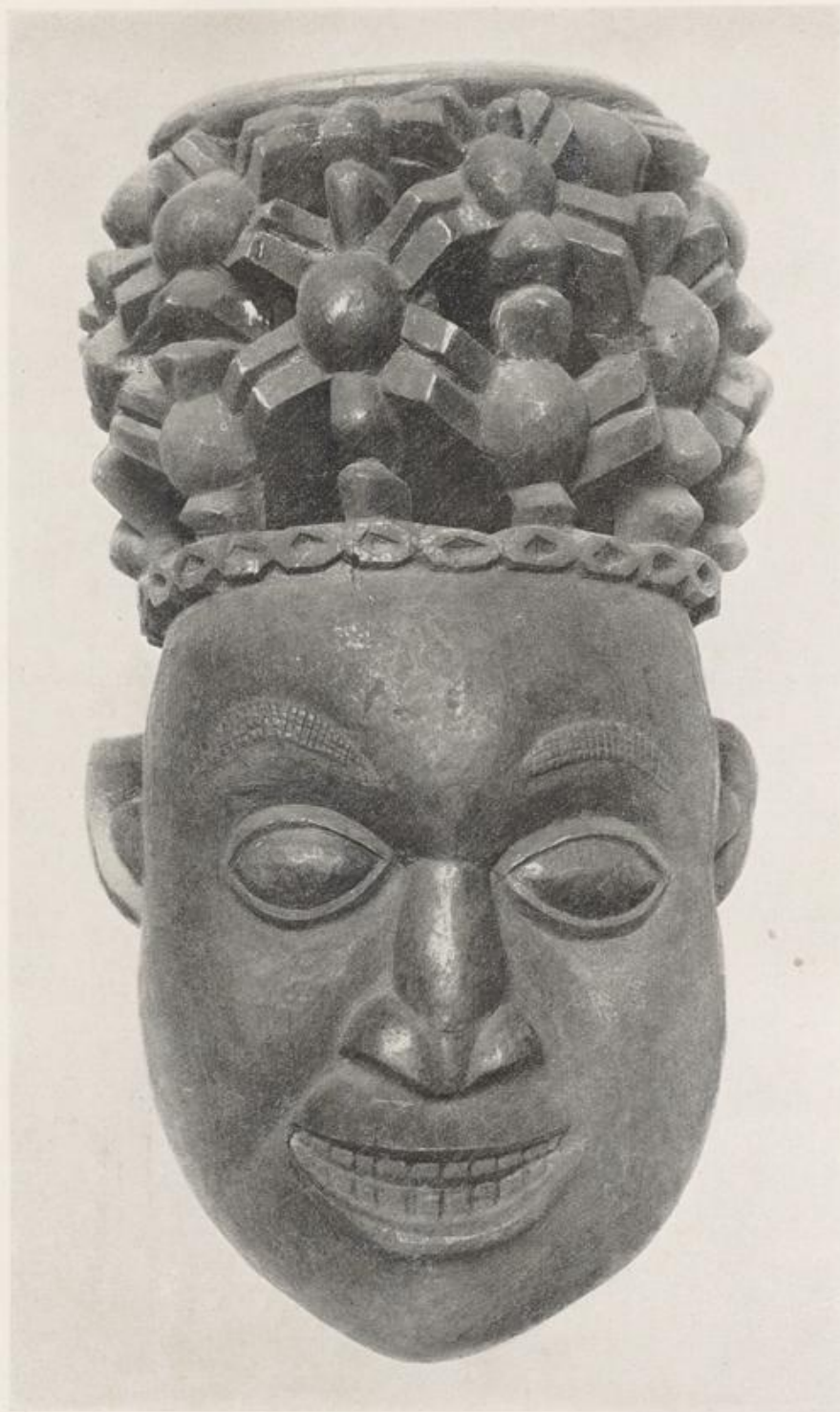
TAFEL 152

Hölzerner Kopf der Bangere. Höhe neunzehn cm. Berliner Museum für Völkerkunde



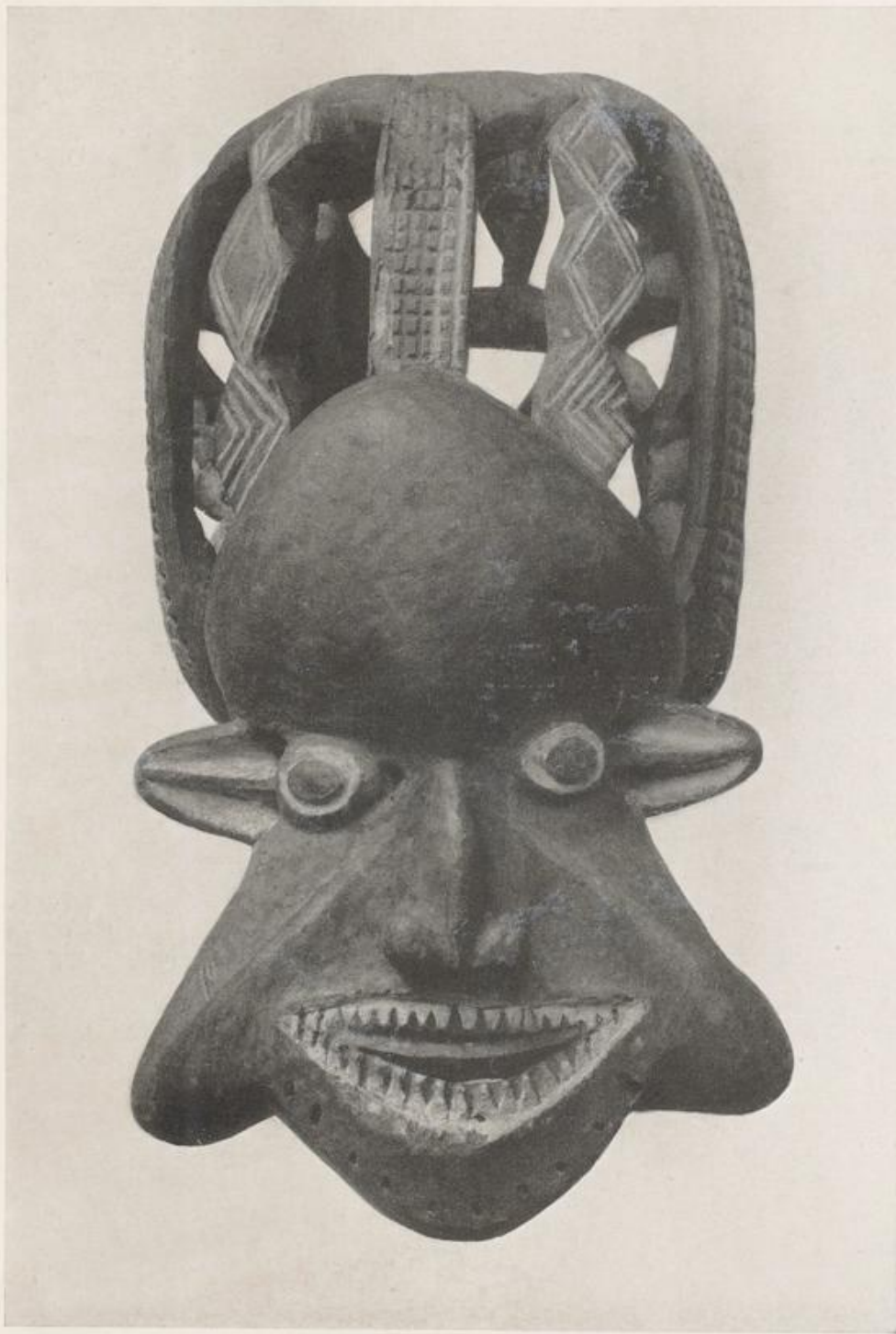
TAFEL 153

Hölzerne Kopfmaske der Bankom, Balihochland. Höhe sechzig cm. Berliner Museum
für Völkerkunde



TAFEL 154

Hölzerne Gesichtsmaske aus N.W.-Kamerun, Bامetta. Höhepunkt der Entwicklung
ins Groteske. Sammlung Hirtler, Leipzig, Museum für Völkerkunde



TAFEL 155

Hölzerne Gesichtsmasken der Mpassa, eines Bassongestammes im Lomamigebiet; die linke im Hamburger, die rechte im Stuttgarter Museum für Völkerkunde



TAFEL 156

Holzbecher der Bakuba, zentrales Kongobecken und zwar Kassai-Sankurrgebiet.
Höhe einundzwanzig cm. Sammlung der DIAFE



TAFEL 157

Holzbecher der Bakuba, Kassai-Sankurrgebiet. Höhe einundzwanzig cm.
Sammlung der DIAFE



TAFEL 158

Holzgefäß der Bakuba, Kassai-Sankurrgebiet. Auf einem weiblichen Körper eine Schale mit drei Figürchen, von denen eine abgebrochen ist. Sammlung der DIAFE



TAFEL 159

Holzfiguren aus dem nordwestlichen Kamerun. Bakowen. Höhe 1,14 m.
Provinzialmuseum in Hannover



TAFEL 160

Holzfiguren von den Bassonge Lupungus aus dem Sankurru-Lomamigebiet. Sammlung
der DIAFE 1906. Hamburger Museum für Völkerkunde



TAFEL 161

Holzfigur aus dem Benguela-Hinterland. Nach Schachzabel sicher Vatsivokoe Südangola.
Höhe siebenunddreißig cm. Berliner Museum für Völkerkunde



TAFEL 162

Holzfigur aus Urna, Kongoquellstromgebiet. Berliner Museum für Völkerkunde.
Höhe dreiundsechzig cm



TAFEL 163

Holzfigur vom Moerosee, Kongoquellstromgebiet. Berliner Museum für Völkerkunde.
Höhe zweiunddreißigeinhalb cm



TAFEL 164

Holzfigur. Der Reichsgründer oder Reiterheilige der Joruba. Sammlung der DIAFE



TAFEL 165

Holzfigur der Bena Lulua im Kassai-Luluagebiet. Städtisches Museum für Völkerkunde
in Leipzig



TAFEL 166

Holzfiguren der Bagos an der französischen Guineaküste. Kopfform und Haltung
vergl. mit Tafel 185. Historisches Museum in Bern



TAFEL 167

Holzfiguren der Mangbattu im nordöstlichen Kongobecken. Beide im naturhistorischen Museum in Wien. Die rechte Sammlung Hansal, die linke Sammlung Emin Bey. Letztere zum Andenken an Verstorbene im Trauerhause aufgestellt. Die rechte mehr ostafrikanischer, die linke typisch westafrikanischer Stil





TAFEL 168

Tanzfigurenpaar aus dem Kam-Tal; Nordwestkamerun, von vorn und von hinten;
links Frau, Höhe 1,32 m, rechts Mann, Höhe 1,25 m. Hannover, Provinzialmuseum



TAFEL 169

Tanzfigurenpaar aus dem Kam-Tal; Nordwestkamerun, von vorn und von hinten; um-
gekehrt gegenüber Tafel 168: links Mann, rechts Frau. Hannover, Provinzialmuseum

TAFEL 170

Holzgefäß der Tomma-Habe im Nigerbogen; auf dem Deckel ein Figurenpar.
Sammlung der DIAFE



TAFEL 171

Holzfiguren der Bari am Nil. Als Ahnenfiguren erklärt. Naturhistorisches Museum
in Wien



TAFEL 172

Hölzerne Särge in Menschengestalt der Wangata an der Mündung des Tschuapa-Bussera
in den Kongo. Nach Originalphotographie überwiesen vom Kongostaat.



TAFEL 173

Hölzerne Figuren. Das östlichste Vorkommen auf nordafrikanischem Boden. Grab mit
Denkmälern aus Wollamo, Ometogebiet. Graf Erwin Schönborn-Buchheim phot.



TAFEL 174

Ältester ägyptischer Stil in der Figurenplastik. Kalksteinfigur aus dem
vierten Jahrtausend v. Chr.



TAFEL 175

Westafrikanische Elfenbeinschnitzereien des Jorubalandes. Gegenstände des Ifakultus und zwar in der Mitte ein Klopfer (Iroke), in der Runde vier Köpfchen, die gewissermaßen als Zuschauer beim Orakelwurf aufgestellt werden. Ausgegraben in Modeke. Sammlung der DIAFE 1910



TAFEL 176

Westafrikanische Elfenbeinschnitzereien. Amulette, Kongogebiet. Die oberen zwei
aus dem Lualabagebiet, die unteren sechs vom Kuango-Kuilu. Etwa nat. Größe.
Sammlung der DIAFE



TAFEL 177

Westafrikanische Elfenbeinschnitzerei. Amulett in Gestalt eines Wasserdämonen.
Ausgegraben von der DIAFE 1910 in Modeke bei Ife im Jorubaland



TAFEL 178

Westafrikanische Elfenbeinschnitzerei. Figurale Darstellungen auf dem Backenzahn
eines Elefanten. Von der Loangoküste. Leipziger Museum für Völkerkunde





TAFEL 179

Westafrikanische Elfenbeinschnitzerei. Armmanschette in durchbrochener Arbeit.
Ausgegraben von der DIAFE 1910 im Jorubaland



TAFEL 180

Westafrikanische Elfenbeinschnitzerei. Armmanschette in durchbrochener Arbeit.
Ausgegraben von der DIAFE 1910 im Jorubaland

TAFEL 181

Westafrikanische Holzschnitzerei im Loangogebiet nördlich der Kongomündung.
Grabtempel, Plastik übereinander gereihter Figuren. Photo unbekannter Herkunft



TAFEL 182

Westafrikanische Holzschnitzerei im Jorubaland. Schangotempel in Ibadan. Plastik
nebeneinander gereihter Figuren. L. Frobenius phot. DIAFE 1910



TAFEL 183

Westafrikanische Holzschnitzerei. Tür von einem Jorubagehöft mit Darstellungen aus
der Mythologie. Figurenplastik in Flächenfüllung. Sammlung der DIAFE 1910



TAFEL 184

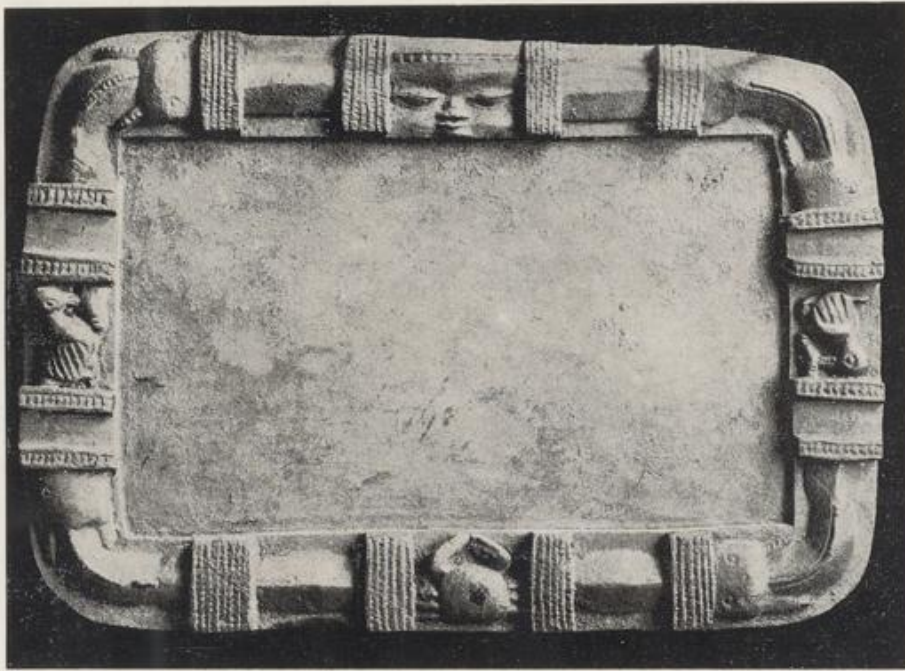
Alte westafrikanische Holzschnitzerei. Geschnitzte Tempelbretter. Ausgegraben von
der DIAFE 1910 in Modeke, Jorubaland





TAFEL 185

Alte westafrikanische Holzschnitzerei. Ifabrett. Ausgegraben von der DIAFE 1910 in Modeke im Jorubaland. Figural-mässig ausdrucksvolle Stilvariante. Typus der Kopfform und Haltung vergl. Tafel 166



TAFEL 186

Alte westafrikanische Holzschnitzerei.-Ifabrett. Ausgegraben von der DIAFE 1910 in Modeke im Jorubaland. Ornamental zierlich gliedernde Stilvariante



TAFEL 187

Alte westafrikanische Holzschnitzerei. Ausgegraben von der DIAFE 1910 in Modeke
im Jorubaland. Zumal ornamental prunkhafte Stilvariante



TAFEL 188

Alte westafrikanische Holzschnitzerei. Ausgegraben von der DIAFE 1910 in Modeke
im Jorubaland. Zumal figural prunkhafte Stilvariante

TAFEL 189

Alte westafrikanische Holzschnitzerei. Ausgegraben von der DIAFE 1910 in Modeke.
Ifabrett. Die sechzehn Himmelsgötter, dargestellt als Tauben





TAFEL 190

Alte westafrikanische Holzschnitzerei. Ifabrett. Ausgegraben von der DIAFE 1910 in Modeke im Jorubaland. Besonders klare Gliederung nach den vier Himmelsgegenden und entsprechend der Symbolik der Götter



TAFEL 191

Alte westafrikanische Holzschnitzerei. Ifabrett. Ausgegraben von der DIAFE 1910 in Modeke im Jorubaland. Beachtenswert die vier alten Götterpaare in der Verschlingung der Urmythe

TAFEL 192

Alte westafrikanische Holzschnitzerei. Ifabrett. Ausgegraben von der DIAFE 1910 in
Modeke im Jorubaland. Figural-mässig ausdrucksvolle Stilvariante



TAFEL 193

Alte westafrikanische Holzsznitzerei. Ausgegraben von der DIAFE 1910 in Modeke im Jorubaland. Vielleicht eine Stuhllehne. In der Mitte das Bild des Sonnengottes



TAFEL 194

Alte westafrikanische Holzschnitzerei aus dem Jorubaland. Ausgegraben von der DIAFE 1910 in Modeke. Holzgefäß in Form eines Fisches. Der Deckel ein Wasserdämon



INHALT

„DIE EWIGEN WEGE“ IX

I. AFRIKA ALS EINHEIT

Der erwachende Erdteil 3. Drei Erdteile 4. Europa als Beschauer 5. Das beschaute Afrika 6. Betrachtungswandel 6. Vordem und heute 7. Die erste Erschließung Afrikas durch Arien 9. Die Auswirkung Altasiens in Afrika 12. Die zweite Erschließung Afrikas durch Europa 13. Die Durchdringung Afrikas durch Jungeuropa 16. Die geschichtlichen und natürlichen Grundlagen der afrikanischen Kulturen 18

II. SAHARA

Stein, Natur, Kultur 23. Steinzeit 25. Steinzeitliche Kunst 27. Saharische Steinzeitfunde 30. Natur, ein Tempel 33. Der widderköpfige Sonnengott 36. Das hamitische Mutterrecht 41. Wegflickerung und Grenzen der hamitischen Kultur 44. Die graphische Kunst der Afrikaner 50. Das Haus des Todes in der hamitischen Kultur 52. Die Wohnstätte der Lebenden 55. Die Seele der Steinzeit 61

III. ZEGA

Mutter Erde 67. Tellurische und chthonische Kultur 69. Das metaphysische Wesen der tellurischen Kultur 71. Die Gestaltung der Materie in der chthonischen Kultur 74. Fruchtbarkeit, Blüten und Rhizome 78 (1. Beispiel. Die hamitisch-chthonische Architektur 81; 2. Beispiel. Die äthiopisch-tellurische Architektur 88; 3. Beispiel. Die fyrtsche Architektur 95). Der Reichtum der fyrtschen Burgarchitektur 100. Die Formwelt des Tones und Lehmes 103. Architektur in Schichtung und Wesen der Kultur 109. Tempel als Bauwerke 110. Das hohe Lied vom Helden 120

IV. HYLÄA

Holz und Hyläa 127. Die Hyläa als Zufluchtsstätte 130. Die Wellen von Osten. Erythräische Kultur 132. Die Welle von Westen. Die atlantische Kultur 135. Stilbildung in Afrika 140 (1. Der Stil der ostafrikanischen Plastik 141; 2. Der Stil der westafrikanischen Plastik 146). Die Tiefe der ägyptischen Plastik 153. Die Tiefe der kleinafrikanischen Plastik 156. Die Tiefe mediterraner Reliefkunst 162. Die Tiefe der westafrikanischen Plastik 164. Das Ausleben der atlantischen Kunst 170. Die Welt als Tempel 174

VERZEICHNIS DER TAFELN

SAHARA

- | | |
|--|---|
| <p>1—9 Die Kunst der Steinzeit in Nordafrika</p> <p>1 Der Zeichenberg bei Zenaga im marokkanisch-algerischen Grenzgebiet</p> <p>2 Felsgravierungen bei Ksar Amar im Sahara-Atlas Vierfarbendruck</p> <p>3 Felsgravierung bei Ain Safsaf im Sahara-Atlas</p> <p>4 Felsgravierung bei El Korema im Sahara-Atlas</p> <p>5 Felsgravierung bei Enfuss im Sahara-Atlas</p> <p>6 Felsgravierung bei Ksar Amar im Sahara-Atlas</p> <p>7 Felsgravierung bei Ain Gudeja im Sahara-Atlas</p> <p>8 Felsgravierungen bei Djebel Bes Seba im Sahara-Atlas. Vierfarbendruck</p> <p>9 Die eingestürzte Felskante bei Taghit-Süd</p> <p>10—13 Weiterbildung der Steinzeitkunst in Afrika</p> <p>10 Gravierungen auf den Tempelwänden von Phila in Ägypten</p> <p>11 Darstellungen in den überhängenden Felsen der Homburiberge im Nigerbogen</p> <p>12/13 Felszeichnungen der Buschmänner Südafrikas</p> <p>14—15 Zur Geschichte der Zeichenkunst in Afrika</p> <p>14 Teile aus dem ägyptischen „Papyrus der Dame Herub“</p> <p>15 Zeichnungen von Kabylen als Illustrationen zu ihren Erzählungen</p> <p>16—22 Vorgeschichtlicher Steinbau in Nordafrika</p> <p>16 Lage der Packbautumuli am Horizont</p> <p>17 Steinzeittumulus zwischen Mograr und Medauar im Sahara-Atlas</p> <p>18 Geöffneter Steinzeittumulus mit stehendem Steloid bei Fugani</p> <p>19 Geöffneter Steinzeittumulus mit kleiner Leichensteinkiste</p> <p>20 Schichtbauweise</p> <p>21/22 Standbauweise</p> <p>23—26 Altgeschichtlicher Steinbau in Nordafrika</p> <p>23 Der Medracen</p> <p>24 Kbur Rumia</p> <p>25 Kante des Medracen</p> <p>26 Die größte noch stehende Stockwerkstele in Aksum, Nordabessinien</p> <p>27—28 Hamitische Wohnbauten</p> <p>27 Zelte der Nomaden der nubischen Wüste</p> <p>28 Zelte der Nomaden der algerischen Küste</p> | <p>29—32 Hamitische Wohnweise. Oasenwirtschaft</p> <p>29 Staubecken</p> <p>30 Kanäle über eine Straße geführt</p> <p>31/32 Konstruktion der Hallen des unterirdischen Kanalsystems</p> <p>33—36 Landschaft des hamitischen Wohnbaues</p> <p>33 1. Die Hammada, Taghit, Südmarokko</p> <p>34 Die Oase im Tal, am Rande der Hammada</p> <p>35 2. Der Erg. Oase Taghit</p> <p>36 Die Oase am Fuße des Erg</p> <p>37 Hamitische Wohnbauten. Typische dunkle, halbunterirdische Straße in Ziban, südliches Algerien</p> <p>38—39 Hamitische Oasenorte</p> <p>38 Durchblick zu einem offenen Platz in Figuig</p> <p>39 Dunkle Straße in Figuig</p> <p>40—41 Hamitische Wohnbauten. Wabenbau</p> <p>42—45 Hamitische Bauweise</p> <p>42 Speicherturm in der Oase Tolga</p> <p>43 Burgbau an den Abhängen der Hammada in Taghit</p> <p>44/45 Speicherbauten am Felsabhang im Bassira, Aures</p> <p>46—48 Hamitische höhere Architektur</p> <p>46 Der Marktplatz zu Uled Djellal in Südalgerien</p> <p>47 Haus in Tauzeur</p> <p>48 Gebäude des Kadi in Figuig</p> <p>49—53 Moscheebauten Kleinafrikas</p> <p>49 Holzarchitektur der Moschee von Tiut im Aures</p> <p>50 Inneres der Moschee von Uled Djellal</p> <p>51 Die Trümmer der Moschee von Mansura bei Tlemcen</p> <p>52 Das Portal des Minarets der Moschee von Mansura</p> <p>53 Schnitzereien am Mimbar der großen Moschee von Kairuan in Tunis</p> <p>54—56 Arabische Baukunst in Nordafrika</p> <p>54 Höhepunkt des Impluvialbaues in Algerien</p> <p>55 Inneres eines arabischen Hauses in Cairo</p> <p>56 Wandbekleidung eines arabischen Hauses in Cairo</p> <p>57/58 Fremde Kunst auf kleinafrikanischem Boden. Fabrikstempel der Mützenmacher in der Stadt Tunis</p> <p style="text-align: center;">Z E G A</p> <p>59—61 Landschaftsbilder aus der Zoga</p> <p>59 Buschsteppe mit Lateritgeröll in Beledugu</p> <p>60 Freie Steppe bei Sansannu Mangu in Nordtogo</p> <p>61 Der Nigerstrom, die Steppe nördlich Bamakos durchziehend</p> |
|--|---|

- 62—71 Baustile der Zega
- 62 Die Tukul bei den Mande im Gebiet des oberen Niger
- 63/64 Der Tukul und die durch ihn gebotenen Architekturbilder
- 65 Der Tukul bei den Galla im nordwestlichen Afrika
- 66 Der Tukul im fürstlichen Gehöft der Bimbila in Nordtogo
- 67 Der Tukul als fürstlicher Bau in Kaffa, Nordostafrika
- 68 Der Tukul als fürstliches Gebäude bei den Kanioka im südlichen Kongo-Sankurrubecken
- 69 Flachbauten der Bamana in Kumi
- 70 Flachbauten der Bamana bei Segu am Niger
- 71 Flachbauten in Agbafo im südlichen Togo
- 72—76 Der Lehm in der Architektur der Nordafrikaner
- 72 Ofen mit Lehmschrank der Tigreleute in Hamassen, Nordabessinien
- 73 Schlafbecken der Fellachen von Theben in Ägypten
- 74 Krugbank in einem Hause der Kabylen im algerischen Gebirge
- 75 Urnenbank über dem Viehstall im Hause der Kabylen
- 76 In Relief verzierter Lehmspeicher in einem Hause der Schauja zwischen Kabylie und Aures. Farbendruck
- 77 Der Lehm in der Architektur des syrtischen Kulturkreises. Mit Relief geschmückte Fassade des Priesterhauses in Kani Kombole des Tombe-Habegebietes
- 78—95 Architektur des syrtischen Kulturkreises im Sudan
- 78/79 Burgen der Tamberma im nördlichen Togo
- 80/83 Burgen der Ssola im nördlichen Togo
- 84 Burg der Gurunsi im zentralen Voltabecken
- 85 Eingang in eine Burg der Gurunsi
- 86 Auf den Dächern einer umfangreichen Burg der Gurunsi
- 87/90 Burgen der Gurunsi im zentralen Voltabecken
- 91 Bilder aus dem Formreichtum des Burgbaues der Gurunsi
- 92 Burg der Gurunsi im zentralen Voltabecken
- 93 Inneres eines Hauses in Djenn am englischen Benue. Farbendruck
- 94 Lehmplastik und Wandbemalung im Farotale des nördlichen Kamerun
- 95 In Lehm aufgeführte und bemalte Zwischenwände. Farotal im nördlichen Kamerun
- 96—102 Architektur der Städte des Sudan
- 96 Die ursprünglichen Hausformen der Stadt Timbuktu
- 97 Die junge Luftziegelbauweise in Timbuktu
- 98 Straßenbild in Bamako am Niger
- 99/100 Straßenbild in Djenne am Niger-Bani
- 101 Der Tukul als Fürsten- und Torhalle
- 102 Inneres einer Katamba in Bida, Nupereich. Farbendruck
- 103—107 Tempelbau im Sudan
- 103 Alte Formen des syrtischen Kulturkreises. Tempel des Warabundes in Sangaradugu
- 104 u. 105 Alte Formen des syrtischen Kulturkreises. Tempel des Konebundes
- 106 Alte Formen des syrtischen Kulturkreises. Tempel des Djarrabundes der Pomporo in Fugula, Banigebiet
- 107 Die christliche Kirche von Zazega im nördlichen Abessinien
- 108—110 Altes Christentum in Afrika
- 108 Das Tabot oder Allerheiligste aus einer Kirche Abessyniens
- 109 Silberne Trommel aus einer abessynischen Kirche
- 110 Das christliche Kreuz als Symbol alter Dynastien in Nupe, Zentralsudan
- 111—116 Tempelbauten im Sudan
- 111 Islamische Moschee in Kete Kratschi, westlich Zentraltogo
- 112 Islamische Moschee in Sansannu Mangu, Nordtogo
- 113 Islamische Moscheen im Westen des Sudan
- 114 Moscheen am oberen Niger. Fassade der Moschee von Nyamina
- 115 Die größte unter den Moscheen jener Länder in Timbuktu, erbaut 1355 nach Chr.
- 116 Inneres der Dingiray Beer in Timbuktu
- 117/118 Spuren alter Kulturwanderungen im Sudan. Altnupische Metallgefäße in Treibarbeit aus dem fünfzehnten Jahrhundert

H Y L Ä A

- 119—121 Landschaftsbilder der Hyläa
- 119 Mächtige Hauptader der Entwässerung. Mündungslauf des Kongo
- 120 Windbruch am Randé des Urwaldes im nördlichen Liberia

- 121 Von Elefanten im Palmwald ausgebrochene Straße
 122—133 Bauweisen in der Hyläa
 122 Dorf der Pygmäen mit Bienenkorbhütten im Kongogebiet
 123 Lianenbrücke über den St. Paul River im Urwald Liberias
 124 Pfahlbauten der Bakete in den Galeriewaldungen des Kassai-Lufudi im südlichen Kongobecken
 125/126 Pfahlbauten der Lufudi-Bakete
 127 Pfahlbauten der Bajansi-Urwaldstämme im südlichen Kongo-Kassai Becken
 128/130 Der einfache Kastenstil
 131/133 Der entwickelte Kastenstil mit Lehmwänden
 134—148 Das Wesen antiker Plastik auf afrikanischem Boden
 134 Kopf der altägyptischen Holzstatue genannt Scheikel beled
 135 Kopf der altägyptischen Kalksteinstatue des Prinzen Rahotep
 136 Statue des Prinzen Merenzé
 137 Altägyptischer Kalksteinkopf aus der Zeit Amenophis IV.
 138 Terrakottamaske als Grabbeigabe in Karthago
 139/141 Terrakottamasken als Grabbeigaben in Karthago aus der Mitte des ersten Jahrtausends v. Chr.
 142/148 Kunstblüte des atlantischen Westafrika im ersten Jahrtausend v. Chr.
 149 Messinggelbguß Benin, Leopardenkopf
 150 Hölzerne Gesichtsmaske, Loango-Ogowe, Westküste
 151 Hölzerne Gesichtsmaske der Kioque im südlichen Kassaigebiet
 152 Hölzerner Kopf der Bangere
 153 Hölzerne Kopfmaske der Bankom. Balihochland
 154 Hölzerne Gesichtsmaske aus Nordwestkamerun. Bametta
 155 Hölzerne Gesichtsmasken der Mpassa, eines Bassongostammes im Lomamgebiet
 156 Holzbecher der Bakuba (zentrales Kongobecken und zwar Kassai-Sankurruggebiet)
 157 Holzbecher der Bakuba (Kassai-Sankurruggebiet)
 158 Holzgefäß der Bakuba (Kassai-Sankurruggebiet)
 159 Holzfiguren aus dem nordwestlichen Kamerun, Bakowen
 160 Holzfiguren aus dem Sankuru-Lomamgebiet von den Bassonge Lupungus
 161 Holzfigur aus dem Benguela-Hinterland
 162 Holzfigur aus Urua (Kongoquellstromgebiet)
 163 Holzfigur von Moero-See (Kongoquellstromgebiet)
 164 Holzfigur. Der Reichsgründer oder Reiterheilige der Yoruba
 165 Holzfigur der Bena Lulua im Kassai-Luluagebiet
 166 Holzfiguren der Bagos an der franz. Guineaküste
 167 Holzfigur der Mangbattu im nordöstlichen Kongobecken
 168 Tanzfiguren paar aus dem Kam-Tal, Nordwestkamerun; von vorn und von hinten
 169 Tanzfiguren paar aus dem Kam-Tal, Nordwestkamerun; von vorn und von hinten, umgekehrt gegen Tafel 168
 170 Holzgefäß der Tomma-Habe im Nigerbogen; auf dem Deckel ein Figuren paar
 171 Holzfiguren der Bari am Nil. Als Ahnenfiguren erklärt
 172 Hölzerne Särge in Menschengestalt der Wangata an der Mündung des Tschuapa-Buosera in den Kongo
 173 Hölzerne Figuren. Das östlichste Vorkommen auf nordafrikanischem Boden. Grab mit Denkmälern aus Wollamo, Ometogebiet
 174 Ältester ägyptischer Stil in der Figurenplastik. Kalksteinfigur aus dem vierten Jahrtausend v. Chr.
 175 Westafrikanische Elfenbeinschnitzereien des Yorubalandes
 176—180 Westafrikanische Elfenbeinschnitzereien
 176 Amulette, Kongogebiet
 177 Amulett in Gestalt eines Wasserdämonen
 178 Figurale Darstellungen auf dem Backenzahn eines Elefanten
 179/180 Armmanschette in durchbrochener Arbeit
 181 Westafrikanische Holzschnitzerei im Loangogebiet nördlich der Kongomündung. Grabtempel
 182 Westafrikanische Holzschnitzerei im Yorubaland. Schangotempel in Ibadan
 183 Westafrikanische Holzschnitzerei. Tür von einem Yorubagehöft mit Darstellungen aus der Mythologie
 184—193 Alte westafrikanische Holzschnitzereien
 184 Geschnitzte Tempelbretter
 185 Ifabrett. Figural-massig ausdrucksvolle Stilvariante
 186 Ifabrett. Ornamental zierlich gliedernde Stilvariante
 187 Sowohl figural wie ornamental prunkhafte Stilvariante
 188 Ifabrett. Figural-prunkhafte Stilvariante
 189 Ifabrett. Die 16 Himmelsgötter, dargestellt als Tauben
 190 Ifabrett. Besonders klare Gliederung nach den vier

- Himmelsgegenden und in der Symbolik der Götter
- 191 Ifabrett. Beachtenswert die vier alten Götterpaare in der Verschlingung der Urmythe
- 192 Ifabrett. Figural-mässig ausdrucksvolle Stilvariante
- 193 Vielleicht eine Stuhllehne. In der Mitte das Bild des Sonnengottes
- 194 Alte westafrikanische Holzschnitzerei aus dem Yorubaland. Holzgefäß in Form eines Fisches. Der Deckel ein Wasserdämon

VERZEICHNIS DER TEXTABBILDUNGEN

Felszeichnung von Tiut	23	112, 113; Grundriß der Moschee in Sankore
Felszeichnungen des westeuropäischen Paläolithikums	29	114; Die christliche Kirche von Zazega
Zeichenberg und Tumuli östl. von Zenaga	32	Tempelbau im syrtischen Kulturkreis
Zeichnungen eines Mussonge	51	Byzantinische Kunst in Afrika
Originalzeichnungen eines Kabylen	53	Die monumentalen Grabbauten des syrtischen Kulturkreises
Steinmonumente in Afrika	55	Epigonenkunst der atlantischen Kultur in Yoruba
Ruinen des süderythräischen Kulturgebietes	57	Schematische Darstellung eines Yorubagehöftes
Kleinafrikanische Bewässerungsanlagen	59, 60, 62	Die heiligen Symbole des Kultus der Mambila im nördlichen Kamerun
Sippenburg der Tusia	67	Heilige Figuren der Tschamba in Adamaua
Hamitische Kreuzkelleranlagen	82	Epigonenkunst der atlant. Kultur in Yoruba
Gehöft V zu Figuig (Abidad)	83	Sockelartige Götterstühle
Gehöft IV zu Figuig (Hamam)	85	Urne mit figürlichen Darstellungen des Schangokultes
Wabenbau der Matamata (Süd-Tunis) I und II	86, 87	Epigonenkunst der atlantischen Kultur in Yoruba
Reste des äthiopischen Pfahlbaues	89	Nasenwangenschnitt-Tätowierung
Schillukweiler	91	Stirnkreis-Tätowierung
Kreuzkellerbauten im syrt. Kulturgebiete des Sudan	92	Relief aus dem Abri von Laussel und Reliefs vom Priestergebäude in Kani Kambole
Burg der Ssola. Vertikalschnitt und Grundriß	95	Terrakottenfunde aus Ife im Yorubaland
Burgenarchitektur im Voltabecken	97	Steinarbeiten aus dem alten Ife
Burg der Somolo im Gebiet der schwarzen Volta (Grundriß und Horizontalschnitt)	98, 99	Das Ohr als Beleg der Naturbeobachtung und Ursprünglichkeit
Sippengebäude der Bobo bei Diulassu	99, 100	Das Ohr als Beleg des fortgesetzten Kopierens ohne Naturbeobachtung
Lehmplastik als Mauerschmuck des syrtischen Kulturkreises	101, 103, 104, 105	Geschnitzte Türen aus dem Senufo-Pomporogebiet
Lehmplastik als stilbildende Vorbedingung des Kuppelbaues	106, 107	Steinarbeit aus dem alten Ife
Auf dem Dach einer Burg im Gurunsiland	108	
Tambermaburgen (nördlich Togo)	108	
Lehmplastik in der Architektur des syrtischen Kulturkreises	111	
Tempelbau im Sudan: Die Moschee Sankoré		

VERZEICHNIS DER KARTEN

- 1.—3. Die Kulturbewegungen im Mittelmeer. In der Steinzeit. In der Bronzezeit. Bedeutung für Afrika S. 3
- 4.—6. Die süderythräische Kultur. Das Ruinengebiet. Größte Ausdehnung. Berührung mit anderen Kulturen S. 9

- 7.—9. Die norderythrische Kultur. Das Ruinengebiet. Größte Ausdehnung. Berührung mit anderen Kulturen S. 11
- 10.—12. Die syrtische Kultur. Das Ruinengebiet. Größte Ausdehnung. Berührung mit anderen Kulturen S. 15
- 13.—15. Die atlantische Kultur. Das Ruinengebiet. Größte Ausdehnung. Berührung mit anderen Kulturen S. 17
- 16.—18. Die hamitische Kultur. Die Frau leidet. Die Frau baut das Zelt. Melken mit der Kalbspuppe S. 45
- 19.—21. Lagerung der hamitischen Kultur, Zweiteilung. Waffe. Tracht. Siegeszeichen S. 47
- 22.—24. Lagerung der hamitischen Kultur, Dreiteilung. Sprachen. Rassenmerkmal. Felsbilder S. 49
- 25.—27. Tellurisch-äthiopische Kultur, Patriarchat. Brautraub. Jungfernißachtung. Weib als Sippenbesitz S. 73
- 28.—30. Chthonisch-hamitische Kultur, Matriarchat. Zweikampf. Jungfernschaft. Frauenfreiheit S. 75
- 31.—33. Chthonisch-hamitische Kultur, Architektur. Erdbett. Erdofen. Erdgrubenspeicher S. 79
- 34.—36. Tellurisch-äthiopische Kultur, Architektur. Pfahlbett. Pfahlrostspeicher. Pfahlbauwohnung S. 81
- 37.—39. Der Lehm in der syrtischen Kultur. Burgbau. Speicherurnen. Urnenbestattung S. 93
- 40.—42. Die 4 in der syrtischen Kultur. 4 Ganggräber. 4 Torstädte. 4 als Ausdruck des Weiblichen (3 als der des Männlichen) S. 123
- 43.—45. Die alterythräische Kultur. Baubrauchpfeife. Echarpe Bogen. Hölzerne Schlitzpauke S. 129
- 46.—48. Die mittlereythräischen Kulturen. Der Hase als Fabelheld. Kegeldachhütte. Beamtentetrarchie S. 131
- 49.—51. Die atlantische Kultur. Dörr- und Sargbestattung. Frontale Bogen. Frau flicht S. 135
- 52.—54. Gesichtstätowierung. Syrtisch: Nasenwangenschnitte. Alterythräisch: Kreise und Halbkreise. Atlantisch: Mundwinkelstrahlen S. 159

SACHREGISTER

- Ägäische Kultur: s. Kultur, Ägäische.
- Ägyptische Kultur: s. Kultur, Ägyptische.
- Allegorie: Ausdruck der chthonischen Kultur 144.
- Alterythräische Kultur: s. Kultur, Alterythräische.
- Architektur: der atlantischen Kultur 136 ff. — alte in Nordafrika 59. — Bewässerungsanlage 58 ff. — der chthonisch-hamitischen Kultur 69 ff., 81 ff. — Hamitische. Allgemeines 55 ff. — der syrtischen Kultur 93 ff., 100 ff., 109. — der tellurisch-äthiopischen Kultur 69 ff., 88 ff., 93/4
- Äthiopische Kultur: s. Kultur, Äthiopische.
- Atlantische Kultur: s. Kultur, Atlantische.
- Beharrung als Grundwesen Afrikas: 6, 13, 68. — in der Stilbildung 141. — zumal in Ägypten 154.
- Chthonische Kultur: s. Kultur, Chthonische.
- DIAFE: heißt Deutsche Innerafrikanische Forschungsexpedition.
- Entelechie der Polarität: in der Kultur 78. — Ausdruck in der Architektur 94 ff.
- Erde in Natur und Kultur: 67 ff. — Kulturpolarität 78.
- Etruskische Kultur: s. Kultur, Etruskische.
- Garamantische Kultur: s. Kultur, Garamantische.
- Glyptik: s. Plastik.
- Grabbauten: 52 ff. — in der syrtischen Kultur 122 ff.
- Graphik: in Afrika 28, 30. — Afrikanische,

- Werdegang 44 ff., 50 ff. — Bedeutung 34 ff. — Beschreibung 30 ff. — der Buschmänner 45 ff. — zur hamitisch-matriarchalischen Kultur gehörig 41 ff., 47, 119. — der Steinzeit 27 ff. — der Urzeit 27 ff. — Werdegang 44 ff., 50 ff.
- Hamitische Kultur:** s. Kultur, Hamitische.
- Höhlengefühl** (vgl. „Paideuma“ 40 ff., 90 ff.) der chthonischen Kultur 69 ff. — in der hamit. Architektur 70, 81 ff., 110, 120.
- Hyläa:** westafrikanische geschlossene, Urwald 19, 68. — Kulturbedeutung der Hyläa 125 bis 175. — Kunst der atlantischen Hyläa 141, 146 ff., 152 ff. — Verweichlichung 68. — als Zufluchtsstätte 130 ff.
- Imaginative Natur der tellurischen Kultur** 142.
- Kaschitische (kuschitische) Kultur** s. Kultur, Kaschitische.
- Kulturbeziehung zur Umwelt:** zur Erde 67 ff.; Kulturpolarität 78. — zur Pflanze und zum Holz: Feldbau in der tellurisch-patriarchalischen Kultur 71 ff.; Kulturerhaltung 127 ff., 172. — Polarität: chthonische 67 ff., 78 ff.; in Afrika hamitische 71, 74 ff. — zum Stein 23 ff., 26; in der hamitischen Kultur 54/5, 60—62; Kulturerhaltung 127. — tellurisch 67 ff., 78; in Afrika äthiopisch 71; Vereinigung beider und höhere Kultur 80. — zum Tier: hamitisch 56; Viehzucht in der chthonisch-matriarchalischen Kultur 74 ff.
- Kultur, Ägäische:** Architektur 58.
- Kultur, Ägyptische:** Ammonsdienst 40. — Beziehung zur kaschitischen resp. zur ägäischen Kultur 58, 134. — Grabbauten 54. — Plastik 141, 145, 153 ff.
- Kultur, Alterythräische:** Alter und Wesen 80, 131. — Karten 129, 159. — Tätowierung 160/1, 168.
- Kultur, Äthiopische:** Architektur 69/70, 88 ff., 93/4, 131. — Beschreibung der äthiopisch-patriarchalisch-tellurischen Kultur 69/70, 71 ff., 75, 133. — Feldbau 71 ff. — Graphik und Glyptik 50, 60. — Imaginativ 141; Symbolik 142. — Karten 73, 81. — Tellurische Eigenart 69 ff. — Die „unsträflichen Äthiopier“ 19.
- Kultur, Atlantische:** Alter 10/11. — Architektur 136 ff. — Karten 3, 17, 135, 159. — Plastik 140, 141, 146, 146 ff., 164 ff., 170 ff. — Symptome 138. — Templare Religion 135 ff., 148 ff., 174/5. — Ufa-Uphas 137. — Uphas-Periode 138, 161/2, 168, 170. — Wesen 80.
- Kultur, Chthonische:** (dem Wurzelpol entsprechend) 67 ff., 78. — in Afrika hamitisch 71. — Allegorie als Ausdruck 144. — Chthonisch-hamitische Kulturumschreibung 74 ff. — als Entelechie 78. — Magie als Wesen 72, 116. — „Wahl“prinzip 76 ff. — Das Wesen der chthonischen Kultur 70.
- Kultur, Etruskische:** 138/9.
- Kultur, Garamantische (syrtischer Kulturkreis):** Karten 3. — Wesen 11.
- Kultur, Hamitische:** Allegorisch 144. — Architektur 70, 81 ff., 110, 120. — ihre Bewegung 44 ff. — chthonische Grundidee 70 ff. — Gliederung 47 ff. — Graphik und Felsbildnerie 41 ff., 47, 119. — Karten 45, 47, 49, 75, 79. — das hamitische Matriarchat 41—44. — Sonnendienst der hamitischen Kultur 40; Gott Min 40. — Spirituell gestaltend 75. — Umschreibung der matriarchalisch-chthonischen Kultur 74 ff. — Viehzucht der hamitischen Kultur 56.
- Kultur, Kaschitische (kuschitische) (norderythr. Kulturkreis):** Alter und Wesen 12, 153/54. — Beziehung zu Ägypten 58, 153 ff. — Einfluß auf Afrika 134. — Karte 3.
- Kultur, Mittelerythräische (Gemeinsamkeit nord- und süderlythräischer Kultur):** Alter 132 ff. — Karten 3, 131. — Lebens- und Kunstform, hart, herb, starr 134. — Plastik 141 ff. — Staatsform 133. — in der Uphas-Periode 170. — Wesen und Symptome 80, 132.
- Kultur, Norderythräische:** Alter 11/2. — Karten 3, 11. — Lehm 105. — Wesen 80.

- Kultur, Südereräthrische: Alter 11. — Karten 3, 9. — Wesen 80.
- Kultur, Syrtische: Alter 11/12, 120 ff., 162. — Architektur 93 ff., 100 ff., 109. — Bardengesang 123/4. — Grabbau 122 ff. — Karten 3, 15, 93, 123, 159. — Tätowierung 158. — in der Uphas-Periode 170. — Wesen 80.
- Kultur, Tellurische (dem Keimpol entsprechend): 67 ff. — in Afrika Äthiopien 71. — als Entelechie 78. — Mystik als Wesen 72, 116. — „Ordnungs“prinzip 77. — Symbol als Ausdruck 72, 116, 142. — Tellurisch-äthiopische Kulturumschreibung 71 ff. — Das Wesen der tellurischen Kultur 69 ff., 78.
- Kulturformen: Bestimmend die Aufnahme-fähigkeit 52, 78, 119. — historische Kulturen vgl. unter altereräthrische, atlantische, mitteleräthrische, norderäthrische, südereräthrische und syrtische Kultur. — Hochkulturen und Tiefkulturen im Süden 109, 133. — Höhere und niedere 79, 80. — Matriarchalische auch unter patriarchalischem Mantel weiterlebend 43. — Prädisposition 140. — Urkulturen vgl. unter äthiopische und hamitische Kultur.
- Kulturkreis, Südereräthrischer (Ophirische Kolonialkultur): Karte 3. — Wesen 11.
- Magie: Wesensart der chthonischen Kultur 72, 116.
- Matriarchat (Urkultur, deren äußerer Ausdruck das Mutterrecht ist): chthonisches Wesen 70 ff. — Beschreibung der matriarchalisch-chthonischen Struktur 74 ff. — in Europa 79. — der hamitischen Kultur 42 ff. — der Kaschiten 154. — Petrographik des M. 41 ff., 47. — Spirituell gestaltend 75. — Weiterleben auch unter patriarchalischem Mantel 43.
- Mitteleräthrische Kultur: s. Kultur, Mitteleräthrische.
- Mystik: Wesensart der tellurischen Kultur 72.
- Neolithikum: Bedeutung des Tones und Lehmtes 103/4. — in Nordwest-Afrika 140, 158/9. — Tätowierung 158.
- Nordereräthrische Kultur: s. Kultur, Nordereräthrische.
- Oase: ihre Bedeutung für die Kultur 56 ff.
- Ophirische Kolonialkultur: s. Kulturkreis, Südereräthrischer.
- „Ordnungs“prinzip: als Gesetz der patriarchalisch-tellurischen Kultur 77.
- Paideuma: Entelechie 78, 80. — Organische Natur 80. — Ausdrucksformen 110.
- Paläolithikum: Kulturstellung 10. — Kunst des P. 27 ff., 162.
- Patriarchat (Urkultur, deren äußerer Ausdruck das Vaterrecht ist): Aktivität 43. — in Europa 79. — Imaginativ 142. — auch als Mantel über dem Matriarchat 43. — Mystik 72. — Symbolik 72, 74, 116, 142. — Tellurisches Wesen 69 ff. — Umschreibung der patriarchalisch-tellurischen Struktur 71 ff.
- Pendelbewegung der Kultur: Karten 3. — West-Ostpendel 10, 13, 40, 58/9, 164. — Ost-Westpendel 10, 14, 58/9, 140, 164. — Pendel Nord-Süd; Süd-Nord? 164.
- Pflanze und Kultur: Feldbau in der tellurisch-patriarchalischen Kultur 71 ff. — Holz und Kulturerhaltung 127 ff., 172.
- Plastik: ägyptische 141, 145, 153 ff. — klein-afrikanische 156 ff. — Erste Entstehung 155, 164. — Glyptik und ihre Priorität vor der Graphik 27 ff. — Naiv oder degeneriert 170 ff. — Der Neger als Plastiker 50. — ostafrikanisch-erythrische 141 ff., 145, 152. — westafrikanisch-atlantische 140, 141, 146, 146 ff., 164 ff., 170 ff.
- Polarität der Kultur (chthonische und tellurische Kultur) 67 ff., 70, 80.
- Rhizome: höhere Kulturen homolog kriechenden Rhizomen 80/1.
- Sahara: nordafrikanisches Wüstengebiet 19, 67/68. — Bewässerungsanlagen in der S. 58 ff. — chthonische Kultur in der S. 70. — Erziehung zur Stärke 68. — Klimawechsel 33/4, 56. — Kulturbedeutung der Oase 56 ff. — Kul-

- turbedeutung der S. 21—64. — Steinzeitkunst in der S. 30 ff.
- Spirituell gestaltende Natur der chthonischen Kultur: 75.
- Stein: in Natur und Kultur 23 ff. — Steinzeit 25 ff. — Der Stein im Kulturbeginn 26. — Stein in der hamitischen Kunst 54/5. — in der Mythe 60—62. — Stein und Kulturerhaltung 127.
- Stil: afrikanischer 4, 13. — ägyptische Stilbildung 154. — glyptisch-plastischer, der äthiopischen Kultur 50, 60. — chthonisch-hamitischer, in der Architektur 70, 81 ff., 110. — Der afrikanische Weg ins Grotteske 172. — graphischer, der hamitischen Kultur 41 ff., 47, 119. — ostafrikanisch-erythräischer, hart, herb, starr 134, 141 ff., 145, 152. — Stilbildungen 135, 140 ff. — syrtischer, in der Architektur 93 ff., 100 ff., 109. — tellurisch-äthiopischer, in der Architektur 69/70, 88 ff., 93/4. — westafrikanisch-atlantischer, weich, rundend 141, 146, 146 ff., 152.
- Südererythräische Kultur: s. Kultur, Südererythräische.
- Symbol als Ausdruck der tellurischen Kultur: 72, 74, 116, 142.
- Syrtische Kultur: s. Kultur, Syrtische.
- Tellurische Kultur: s. Kultur, Tellurische.
- Tier und Kultur: in der hamitischen 56. — Viehzucht und chthonisch-matriarchalische Kultur in Afrika 74 ff.
- „Wahl“prinzip als Gesetz der matriarchalisch-chthonischen Kultur 76 ff.
- Weitengefühl (vgl. „Paideuma“ 40 ff., 90 ff.): in der äthiopischen Kultur 69/70, 88 ff., 93/4. — in der syrtischen Kultur 123. — der tellurischen Kultur 69 ff., 74.
- Uphas-Kultur: 138, 161/2. — Uphas-Periode 168. — Kulturbeziehungen in Innerafrika während der Uphas-Periode 170.
- Zega: nord-, ost- und südafrikanisches Steppengebiet 19, 68. — Kulturbedeutung der Z. 65 bis 124. — Tellurische Kultur in der Z. 70.

VON LEO FROBENIUS „DAS UNBEKANNTE AFRIKA“ WURDE DER TEXTTEIL
IN DER C. H. BECK'SCHEN BUCHDRUCKEREI IN NÖRDLINGEN, DIE TAFELN IN
DER KUNSTANSTALT VON MEISENBACH, RIFFARTH & Co. IN MÜNCHEN
GEDRUCKT . DIE KLISCHEES WURDEN VON F. BRUCKMANN A.-G. IN MÜNCHEN
ANGEFERTIGT . DIE BUCHBINDERARBEITEN BESORGTE DIE GROSSBUCH-
BINDEREI E. A. ENDERS IN MÜNCHEN . DIE AUSSTATTUNG DES WERKES
LAG IN DEN HÄNDEN VON F. H. EHMCKE IN MÜNCHEN

HUNDERTFÜNFZIG EXEMPLARE DES WERKES WURDEN VOM VERFASSER
SIGNIERT UND IN GANZLEDER GEBUNDEN

VERÖFFENTLICHUNGEN DES FORSCHUNGSINSTITUTS FÜR KULTURMORPHOLOGIE

ATLAS AFRICANUS

BELEGE ZUR MORPHOLOGIE DER AFRIKANISCHEN KULTUREN

Herausgegeben im Auftrage des Forschungsinstituts für Kulturmorphologie
von LEO FROBENIUS und L. RITTER VON WILM

Jährlich vier Hefte, erscheint seit Ende 1921

„Der Grundgedanke, in Karten als Sinnbildern die Kulturbewegung zu plastischer Anschauung in ‚kinematographische‘ Bilderserien zu bringen, ist ausgezeichnet.“ Prof. Max Friedrichsen-Königsberg.

INHALT DER DREI BIS ENDE 1922 ERSCHIENENEN HEFTE

1. Heft: 1. Stoffe der Tracht. Von Dr. K. v. Boeckmann / 2. Bett und Haus. Von Leo Frobenius / 3. Blick und Blut. Von Hans L. Held / 4. Gebläse-Bildungen. Von A. Martius / 5. Die Bewegung der Hamitischen Kultur. Von Leo Frobenius
2. Heft: 6. Gewandung. I. Ausgangsformen. Von K. v. Boeckmann / 7. Der König ein Gott. Von Leo Frobenius / 8. Schmied und Gesellschaft. Von Albrecht Martius / 9. Speicher zur Nahrung. Von Arnold Ziegfeld / 10. Die süderythraische Kultur. I. Der geschichtliche Anschluß. Von Leo Frobenius / 11. Die syrtische Kultur. Von Leo Frobenius
3. Heft: 12. Reife des Mannes. Von Leo Frobenius / 13. Schlangenkultus. Von Hans L. Held / 14. Werden und Wesen der Lanze. Von A. Martius / 15. Wasser und Weg. Von A. Ziegfeld / 16. Niederer und erhabener Sitz. Von A. Ziegfeld / 17. Die norderythraische Kultur. Von Leo Frobenius

ANLAGEPLAN DES GANZEN UNTERNEHMENS

- | | | |
|--|---|---|
| A. KULTUR UND VOLK
a) Kultur- und Völkerkarte Afrikas.
b) Einzelne Kulturgebiete. c) Kulturbewegungen: 1. Kulturbahnen;
2. Kulturgrenzen. d) Kultur- und Volksidentität. | B. URKULTUREN UND HISTORISCHE KULTUREN
Urkulturen: a) Äthiopische. b) Hamitische / Historische Kulturen: c) Erythraische: 1. Mittelerythraische. 2. Norderythraische. 3. Süderythraische. 4. Alterythraische. d) Syrtische. e) Atlantische. | C. KULTURELLE WESENHEITEN
I. Tracht. II. Nahrung. III. Handwerk. IV. Hausung. V. Lebenslauf. VI. Sozialbau. VII. Weltanschauung |
|--|---|---|

*

KARTEN ALS SINNBILDER DER KULTURBEWEGUNG

Einführung in den Atlas Africanus und in das Wesen der kinematographischen Karten

Sonderdruck der Einführung des Atlas Africanus. 1921

*

PAIDEUMA

UMRISSE EINER KULTUR- UND SEELENLEHRE

Von LEO FROBENIUS

Kartonierte Grundpreis 3,60

„Unter dem Stichwort Paideuma verbirgt sich eine Entdeckung, eine jener wenigen echten Taten auf geistigem Gebiete, die es verlohnen zu leben. ‚Paideuma‘ ist die Dämonie des Gestaltenmüssens an der Quelle, an der Wurzel erlebt. . . ‚Paideuma‘, Kultur, ist die Erschütterung eines Volkes, einer Zeit vor dem gleichnislosen, schrecklich-holdseligen Wunder des Da-Seins.“
Jacob Schaffner (Neue Rundschau).

„Frobenius bringt uns an Hand eines reichen Anschauungsmaterials aus seinen Erfahrungen an afrikanischen Völkern die Gewißheit einer überindividuellen Einheit, die als Kulturgebilde viele Generationen von Menschen umfaßt. Die Naturmacht, die dieses Gebilde hervorbringt, nennt er das Paideuma.“ J. von Üxküll
(Deutsche Rundschau).

C. H. BECK / MÜNCHEN

ATLANTIS

VOLKSMÄRCHEN UND VOLKSDICHTUNGEN AFRIKAS

Herausgegeben von LEO FROBENIUS. 15 Bände

VON DEM UNTERNEHMEN LIEGEN VOR:

BAND I/III

Volksmärchen der Kabylen

1. Weisheit. 2. Das Ungeheuerliche. 3. Das Fabelhafte.
Grundpreis je broschiert 5.—, gebunden 8,50

Diese Bände übermitteln den ersten Einblick in die Kultur der „Kulturlosen“. Züge ältester Weisheit erfüllen die Dichtung der Kabylen, des stärksten volklichen Ausdrucks des Berberstammes. Reiner starker Zauber entströmt ihr in bezwingender naturverbundener Menschlichkeit, der Spannweite künstlerischer Formkraft. Eine starke Ausdrucksgewalt erfüllt die Mythen der Schöpfung. Fabel und Märchen werden bald von naiver Schlichtheit, bald von orientalisch buntem Arabeskenreichtum beherrscht. Stoffe, die an Däumling, den gestiefelten Kater und das tapfere Schneiderlein erinnern, bestätigen die überraschende Wesensverwandtschaft mit den germanischen Märchen. Sie erschließen uns die Vorstellungswelt dieses Volksstammes in all ihrer hemmungslosen Phantasiefreudigkeit.

*

BAND IV

Märchen aus dem Kordofan

Erscheint Anfang 1923

Westlich des oberen Nil, dem Tschadsee zu, dehnt sich das Steppenland Kordofan aus. Ein breiter Wanderstrom aus Arabien über das Rote Meer und den Nil her ist zu verschiedenen Zeiten bis hierher vorgedrungen, und demnach schließt sich das geistige Leben vielfach dem des früher so kulturreichen — lag doch hier das Königreich Saba! — Südgebietes der großen Wüstenhalbinsel an. Diese Wanderströmungen müssen seit uralten Zeiten geflossen sein, und die heute in Kordofan eingeheimateten Märchen sind wohl fremd und doch in wohlbekannten Farben gemalt, so daß sich der Gedanke aufdrängt, wir könnten es hier mit etwas wie dem bekanntlich verlorengegangenen 4. Bande von 1001 Nacht zu tun haben.

Der Grundpreis vervielfältigt mit der jeweiligen Entwertungsziffer des Buchhandels ergibt den Tagespreis

DEM GESAMTPLAN ENTSPRECHEND WERDEN ERSCHEINEN:

V. Sagen und Mythen des Sudans / VII. Die Dämonen des Sudans / IX. Erzählungen aus dem Zentralsudan / X. Die atlantische Götterlehre / XI. Erzählungen aus Oberguinea / XII. Mythen der Kassaiden / XIII. Märchen der Kassaiden / XIV. Tierfabeln der Kassaiden / XV. Regesten

EUGEN DIEDERICH'S VERLAG IN JENA

VORBEREITETE WEITERE VERÖFFENTLICHUNGEN:

Hadjra Maktuba. Urzeitliche Felsbilder Kleinafrikas mit 160 Tafeln. Kurt Wolff-Verlag, München. Erscheint 1923 / Quellen des Staates. Eugen Diederichs, Jena / Dokumente zur Kulturphysiognomik. Band I: Vom Kulturreich des Festlandes. Band II: Vom Kulturreich des Meeres / Kulturerlebnisse klassischer Afrikaforscher. 12 Bände. Union Deutsche Verlagsgesellschaft Stuttgart

BAND VI

Spielmannsgeschichten der Sahel

Grundpreis broschiert 5.—
gebunden 8,50

Im nordwestlichen Afrika und westlich des großen Nigerbogens hat sich schon vor unserer Zeitrechnung ein großes staatliches Leben abgespielt, über das nur wenige Nachrichten vorliegen. Im Lichte eines auf innerafrikanischem Boden nicht vermuteten Bardengesanges von ritterlichen Sitten, Kampf und Heldentaten — man kann in der Darstellung der Charaktere nur die Gesänge der Edda gleichwertig danebenstellen — wissen die Spielmannsgeschichten von diesem Leben voll religiöser Tiefe und mythischer Weihe zu sagen. Dieser Band ist der wichtigste, denn er stellt unser Weltbild von afrikanischer Kultur vor ganz neue Probleme.

*

BAND VIII

Erzählungen aus dem Westsudan

Grundpreis broschiert 5.—, gebunden 8,50

Diese Volkserzählungen und Fabeln treten den Spielmannsgeschichten (Bd. VI) von den gleichen westsudani- schen Stämmen mit einer ritterlichen Kultur zur Seite und schildern ihr in der Natur sich abspielendes Alltagsleben. Hier ist das Leben in Frohsinn und Lachen getaucht, die Dichtung findet ihren schöpferischen Ausdruck in Übertreibungen und Unwahrscheinlichkeiten, deren bester Nährboden die Tierfabel ist. Reineke und Gierschlung erscheinen als Haupthelden.

C. H. BECK'SCHE VERLAGSBUCHHANDLUNG OSKAR BECK MÜNCHEN

OSWALD SPENGLER
DER UNTERGANG DES ABENDLANDES
UMRISSE EINER MORPHOLOGIE DER WELTGESCHICHTE

I. Band: Gestalt und Wirklichkeit. II. Band: Welthistorische Perspektiven. Band I, 54.—74. Tausend (endgültige Fassung) erscheint Anfang 1923, in Halbleinenband Gpr. etwa 20.—, Halbpergamentausgabe (auf büttensartigem Papier) Gpr. etwa 50.—. Band II, 51.—70. Tausend, in Halbleinenband Gpr. 20.—, Halbpergamentausgabe Gpr. 50.—

*

J. J. BACHOFEN
DER SEILFLECHTENDE OKNOS
ERLÖSUNGSGEDANKEN ANTIKER GRÄBERSYMBOLIK
Herausgegeben und eingeleitet von
MANFRED SCHROETER

Mit Bachofen begegnet sich in seinen Forschungen vielfach Leo Frobenius. Die Werke Bachofens gehören zu den großen Seltenheiten, so daß ein Neudruck dieser feinen, in sich geschlossenen Abhandlung, die Goetheschen Geist atmet, von dem immer größer werdenden Kreis seiner Leser begrüßt wird.

*

RICHARD MÜLLER-FREIENFELS
PSYCHOLOGIE DES DEUTSCHEN MENSCHEN UND SEINER KULTUR
EIN VOLKSCHARAKTEROLOGISCHER VERSUCH

Geheftet Gpr. 4.50, gebunden 6.50

„Ein wundervolles, tiefes und wertvolles Buch ist uns Deutschen hier gegeben, das nicht einmal, sondern wieder und wieder gelesen zu werden verdient, das man besitzen muß... Mit reinster objektiver Wissenschaftlichkeit geht der Verfasser an sein Werk. Wir lesen und hören von „Uns“, wir sehen uns selbst wie in einem Spiegel, der unsere feinsten, verborgensten Züge aufs klarste zurückwirft... Es ist eine hohe Kunst, das spezifisch Deutsche in allen Lebensbetätigungen unseres Volkes, in Religion, Philosophie, Kunst, Wissenschaft, Politik, Wirtschaft herauszufühlen, herauszufinden, herauszustellen...“ *Geh. Rat Dr. M. Dreßler (Karlsruher Ztg.)*

*

FRIEDRICH LEONHARD CROME
DAS ABENDLAND ALS WELTGESCHICHTLICHE EINHEIT

Geheftet Gpr. 7.50, in Pappband 9.—, in Leinenband 11.—

INHALT: Die Grundlegung Europas im römischen Kaiserreich | Entstehung der römisch-germanischen Kulturwelt | Das abendländische Universalreich | Die Bildung der europäischen Nationen | Der Aufstieg Europas zum hegemonischen Erdteil | Europa im Weltstaatensystem | Das 19. Jahrhundert

„Der freie, weite Blick der Betrachtung, der allen Versuchungen zur Konstruktion widersteht, beläßt in dem freskohaften Bild der europäischen Geschichte bei aller politischen Richtung des Zielwillens allen bedingenden Elementen, den militärisch-politischen Ereignissen, dem Geographischen und Ethnischen, dem Religiösen und Geistigen ihr natürliches Gewicht und lehrt von erhabenem Standort die Fundamente des heutigen Geschehens begreifen... Das wertvolle Buch ist ein seltenes Beispiel tiefblickender Geschichtsschreibung und ein höchst empfehlenswerter Führer zur Erkenntnis der Gegenwart. Ich gestehe, daß ich seit Wochen unter seinem starken Eindruck lebe.“ *Joseph Bernhart (Münchener Neueste Nachrichten)*.

*

WALTHER HARICH / DAS OSTPROBLEM
SEINE GESCHICHTE UND BEDEUTUNG

Geheftet Gpr. 3.—, gebunden 4.80

INHALT: Preußen und das Ostproblem | Die Vorzeit | Der christlich-europäische Kulturkreis | Litauen und Polen | Der Ordensstaat Preußen | Die Ostsee | Deutschland und das Ostproblem

Ein Buch, das mit fortreibender Kraft in Geschichte und Geist der fast ganz unbekanntten Welt des europäischen Ostens einführt und die Wege für eine Neuorientierung unserer Politik zeigt. — „Es ist erstaunlich, wieviel Material er in diesem schmalen Bande verarbeitet hat, wie er eine Fülle historischen Geschehens konzentriert und geistig so durchdrungen hat, daß man nie das Gefühl einer Anhäufung hat. Die einzelnen Phasen ostpreußischer Geschichte von ihren ersten ins historische Bewußtsein tretenden Anfängen an erfahren eine von hoher kultureller, geistiger und psychologischer Warte durchleuchtete Darstellung, die in ihrer Beweisführung wieder auf ihren Ausgangspunkt zurückkommt, so eine geschlossene Weltanschauung bildend.“ *Königsberger Allgemeine Zeitung*.

Der Grundpreis vervielfältigt mit der jeweiligen Entwertungsziffer des Buchhandels ergibt den Tagespreis

T.S. 157 E. 15

40. -
R/B

T 53 803 830

← B.-Nr. ←

ZFB:2 Entsäuerung
2021

